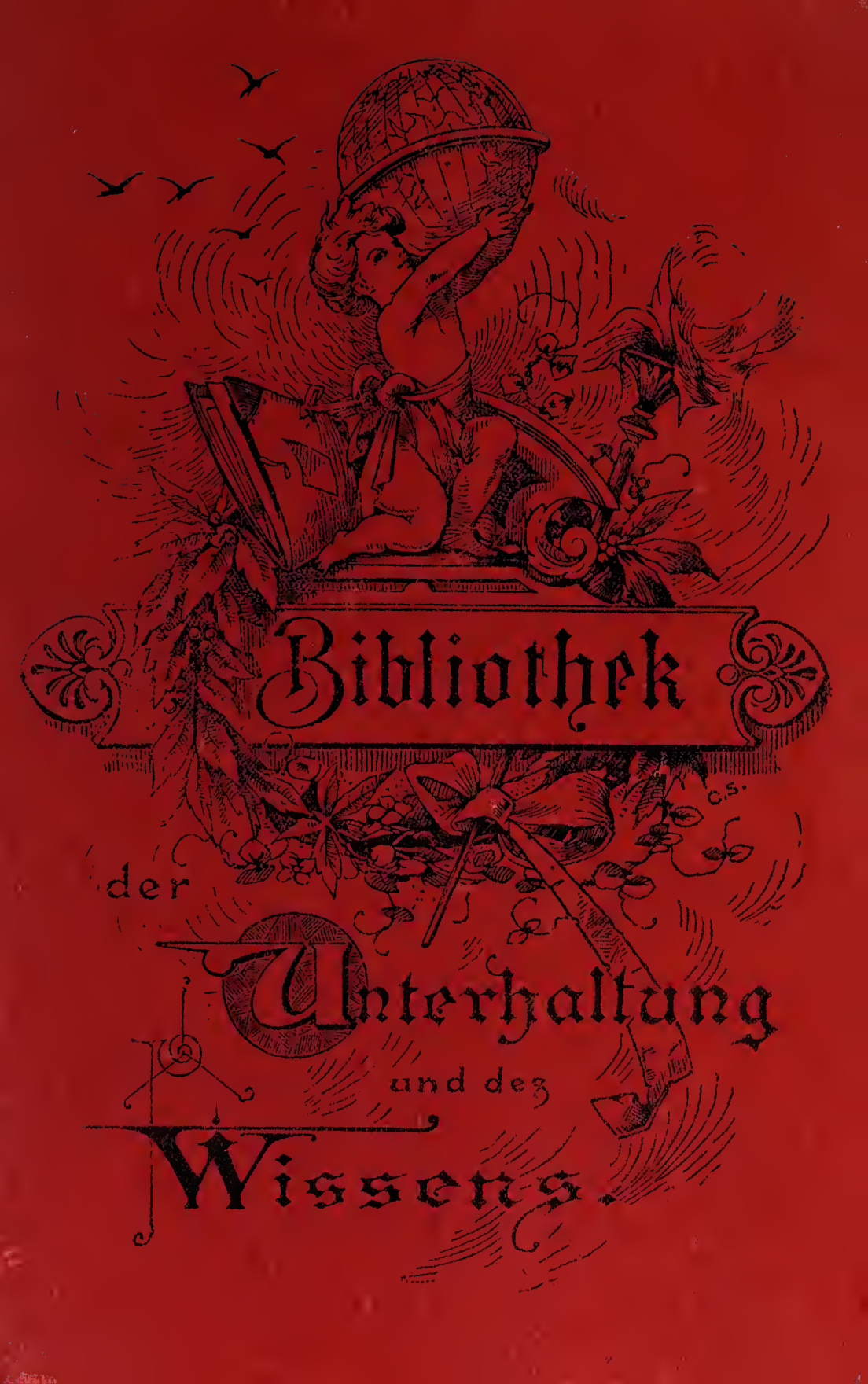

Bibliothek
der
Unterhaltung
und dez
Wissens.

AUS
DER BIBLIOTHEK
VON

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Illustrierte
Geschichte des Krieges
1870/71.
Jubiläums-Ausgabe.

Mit 318 Illustrationen, 14 Karten und Plänen im Text,
5 Kunstbeilagen und 4 Extrakarten.

Preis in elegantem Ganzleinenband
nur 9 Mark 50 Pf.

Auch in 30 Lieferungen à 25 Pf. zu beziehen.

Das in der Lieferungsausgabe mit so großem Erfolge vertriebene Werk liegt nunmehr vollständig vor; ein eleganter Geschenkband, der überall mit Freude willkommen geheißen wird. Die frühere, von unserem Geschäftsvorgänger **Hermann Schönlein** in Stuttgart verlegte Ausgabe dieser Kriegsgeschichte hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch die **Frische und Lebendigkeit der Darstellung** und durch die **große Mannigfaltigkeit** des Gebotenen eine über alle Maßen günstige Aufnahme gefunden, und wie diese, so bietet auch die neue nicht etwa eine trockene Aufzählung geschichtlicher Thatsachen, sondern vereinigt alle Vorzüge in sich, welche der früheren so viele Freunde zugeführt und treue Anhänglichkeit gesichert haben. Ist aber einerseits der Text der früheren Auflage einer sorgfältigen Revision unterzogen und mit entsprechenden Zusätzen versehen, so ist andrerseits der illustrative Teil in weitgehendem Maße erneuert, verbessert und bereichert worden, so daß unsre Kriegsgeschichte — gleich interessant für diejenigen, welche die glorreichen Tage miterlebt haben, wie für die jüngere Generation — mit ihren vielen schönen Bildern, Karten und Plänen sich zu einem Prachtwerke gestaltet hat, das gewiß ebenfalls ein allbeliebtes **Haus- und Familienbuch** bildet. — Die meisten Buch-, Kolportagehandlungen, Journalexpeditionen 2c. nehmen Bestellungen auf das Werk entgegen.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Erzählung „Bis in den Tod“ von E. Maljow. (S. 107)
Originalzeichnung von W. Zweigle.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1897.

Dritter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Um Millionen. Roman von Balduin Möllhausen (Fortsetzung) 7

Bis in den Tod. Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege. Von E. Malsow 70

Mit Illustrationen von W. Zweigle.

Im Bagno. Bilder aus italienischen Strafanstalten von K. Westhof 110

Mit 10 Illustrationen.

Das Halsband. Eine Hofgeschichte von Ernst v. Waldow 125

Am grünen Neckar. Schwäbische Wanderbilder. Von Max Elmfeld 181

Mit 10 Illustrationen.

Wie die Tiere ihre Jungen erziehen. Naturgeschichtliche Skizze von Th. Seelmann 198

Seltsame Erfindungen. Aus dem Reiche der menschlichen Narrheit. Von H. Liebig 208

Mit 11 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Die Wahrung der männlichen Oberhoheit in der Ehe 222

Neue Erfindungen: Ein neues Himmelsfernrohr . . 226

Mit Illustration.

Kannibalismus auf Neuseeland 229

Ein naives Verlangen 235

Der Elefant auf dem Theater 236

Seite

Papiergeldfälschungen Napoleons I. 237
Wie Beethoven Studien machte 238
Kleine Ursachen — große Wirkungen 239
Die Bürgermeisterstadt 239
Seltsame Laternenanzünder 240
Sonderbare Ansicht 240

Am Millionen.

Roman von **Balduin Möllhausen.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

9. Kapitel.

Die Wölfe bei der Arbeit.

Während Monika den Nachmittag in Theklas Gesellschaft verbrachte, saß die Bumbootwachtel wohlgemut in ihrer kleinen Kajüte. Bei ihr befand sich John Kelly. Bald darauf, nachdem Aufdermauer sich empfahl, war er eingetroffen und als Franklin Tracy mit großer Zuvorkommenheit begrüßt worden. Schon nach dem ersten Gedankenaustausch entwickelte sich eine gewisse verwandtschaftliche Vertraulichkeit zwischen ihnen. Dann aber lauschte die Bumbootwachtel gespannt seinen Schilderungen des traurigen Endes ihrer einst so geliebten Rosa, die sterbend ihn angefleht haben sollte, mit ihr sich darüber zu verständigen, wie die Wohlfahrt der kleinen Waise am erfolgreichsten zu fördern sei.

„So darf ich voraussetzen, daß Sie bereits einen Plan entworfen haben, dem armen Wurm zu seinem Recht zu verhelfen?“ fragte die Bumbootwachtel freundschaftlich, als er in seinen Mitteilungen eine Pause eintreten ließ.

„Einen Plan, bei dessen Ausführung ich auf Ihre Mitwirkung rechne," bestätigte Kelly. „Vor seinem Tode vertraute mein Bruder mir an, er habe Ihnen eine Erzprobe zusammen mit einer Landkarte übersendet. Ich hoffe, daß beides in Ihren Besitz gelangte?"

In den Augen der Bumbootwachtel regte es sich. Es konnte ebenso gut als Ausdruck der Befriedigung über die bereits ungeduldig erwartete Wendung des Gesprächs gelten, wie als Triumph, den Ahnungslosen nunmehr vollständig zu durchschauen, und so erwiderte sie heiter zuvorkommend: „Ein Felsstück mit einem Silberstreifen drinnen so stark wie zwei Daumen; außerdem ein Brief, in dem der Fundort ausführlich beschrieben ist." Sie sann nach, wie die Zweckmäßigkeit einer falschen Angabe erwägend, und fügte eifrig hinzu: „Aber auch eine Landkarte, die ist gezeichnet wie gestochen. Ein Deckjunge könnte sich mit dem Dinge in der Hand im finstersten Ballastraum zurechtfinden."

Kelly senkte die Lider über die Augen, um sein Frohlocken zu verheimlichen, und bemerkte wie von einer Sorge befreit: „Das trifft sich glücklich. Mein Bruder fertigte zwar aus übergroßer Vorsicht eine zweite Karte an, der er ebenfalls eine Erzprobe beifügte, um sie seiner Frau zu übermitteln; doch leider wurde er vom Tode ereilt, bevor er diese Absicht ausführte. Ich nahm beides an mich und bin glücklich, es Ihnen vorlegen zu können."

Er zog ein Paket aus der Tasche und breitete einen mit großer Sachkenntnis ausgeführten Terrainplan auf dem Tisch aus, zum Schluß ein Stück Erz von der Größe eines Hühnereis daneben legend.

Nachdenklich betrachtete die Bumbootwachtel die Zeichnung. Während Kellys Blicke eigentümlich lauernd auf ihr ruhten, vergegenwärtigte sie sich, daß es in ihrer Gewalt liege, durch Streichen einer Anzahl Ziffern die ver-

loren gegangene Karte zu ersetzen. Um Zeit zum Ueberlegen zu gewinnen, versenkte sie sich anscheinend immer tiefer in das Prüfen der Zahlen und sich kreuzender Linien. Dabei entdeckte sie, daß hie und da vorsichtige Radierungen vorgenommen worden waren, dann aber auf dem unteren Rande einige in deutscher Sprache sehr klein geschriebene Zeilen, in denen sie die Hand der verstorbenen Rosa Tracy zu erkennen glaubte. Anstatt sie zu lesen und dadurch Kellys Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, richtete sie sich mit den Worten auf: „Wie die meinige," und ihre Erregung verheimlichend, griff sie zu dem Erzstück. „Gediegenes Silber und ebenso gestaltet, wie das in dem Felsstück eingeschlossene."

„Weil beide Teile von derselben Ader losgebrochen wurden," belehrte Kelly. Er neigte sich über die Karte und fragte wie von ungefähr: „Haben Sie den Eindruck gewonnen, daß diese Zeichnung vielleicht unvollständig?"

„Natürlich, natürlich," warf die Bumbootwachtel auf gut Glück listig ein, „sie stimmt wenigstens hie und da nicht genau mit der meinigen überein."

„Wodurch sie unbrauchbar würde," fügte Kelly gelassen hinzu, „freilich kein Unglück, solange die Hauptkarte in Ihren Händen."

Die Bumbootwachtel hörte nichts Unerwartetes und versetzte, mutwillig mit den Augen blinzelnd: „Sie erprobten das Ding wohl schon?"

Kelly preßte die Lippen flüchtig aufeinander. Zu unvorhergesehen kam ihm diese Frage. Doch schnell gefaßt erwiderte er beinahe einfältig ehrlich: „Ich hielt mich nicht für berechtigt dazu, ohne die Genehmigung der Angehörigen der kleinen Waise eingeholt zu haben."

„Da müßte ich Ihnen allerdings meine eigene zur Verfügung stellen; doch das eilt nicht. Näher, als ein volles Dutzend Schiffsladungen Silber und Gold, liegt

mir, zu erfahren, wo das Töchterchen meiner verstorbenen Nichte untergebracht wurde."

„Die Kleine befindet sich in bester Obhut bei meinen Verwandten und entwickelt sich zu aller Freude."

Die Bumbootwachtel überlegte wieder. Sie erwog, den vor ihr Sitzenden binnen kurzer Frist entlarvt zu sehen, und spann das Gespräch mit versteckter Bosheit weiter.

„Alles gut und schön. Allein sagen Sie selber: gäbe ich den Schlüssel zu dem Bergwerk auch nur auf einen Tag aus den Händen, was bliebe mir, wenn sogar der Bruder meines angeheirateten Neffen damit durchginge?"

Kelly lachte und entgegnete treuherzig: „Sie mißtrauen mir. Ich selbst denke anders über die weit und breit bekannte ehrenwerte Frau Kapitän Wachtel und erhoffe das weitere von der Fortsetzung unseres freundschaftlichen Verkehrs."

Sich erhebend, nahm er die Erzprobe wieder an sich. Im Begriff, auch die Karte in die Tasche zu schieben, hielt er plötzlich inne und bemerkte verbindlich: „Vielleicht gefällt es Ihnen, diesen Plan zu dem Ihrigen zu legen. Es schwindet dadurch die Gefahr, ihn zu verlieren."

„Gern, gern, Herr Franklin Tracy," erklärte die Bumbootwachtel bereitwillig, und ihr ehrliches Gesicht erglühte in freudiger Ueberraschung, „einen sichreren Ort als meinen Logger giebt es nicht."

Sie erhob sich und brachte den Blechkasten herbei. Den Deckel zurückschlagend, wodurch Kelly einen Blick auf die Briefe und Schriftstücke darin erhaschte, nahm sie die Karte in Empfang. Vorsichtig legte sie dieselbe zu den Papieren, und schallend fiel der Deckel zu.

„Da liegt das Ding so sicher, wie ein Anker im Binnenhafen mit drei Faden Schlamm über dem Kopf," beteuerte sie triumphierend, „und zu jeder Stunde, ob bei Tag oder Nacht, mögen Sie es zurückfordern."

Der Kasten verschwand in dem Schränkchen. Die schwere Eisenthür glitt geräuschlos in ihre Fugen und gleichsam trotzig klirrten die Schlüssel in der Bumbootwachtel Hand.

Kelly hatte sich unterdessen nicht gerührt. Mit den Blicken eines Luchses überwachte er die Bewegungen der regsamen Alten. Aufmerksam prägte er die ihn umringende Einrichtung seinem Gedächtnis ein. Nicht das Geringste übersah er. Sogar das Schlüsselloch des Eisenschränkchens schien er mit den Augen verschlingen zu wollen. Als aber die Bumbootwachtel, in dem Bewußtsein, das Uebergewicht über ihn gewonnen zu haben, heimlich frohlockend sich ihm wieder zukehrte, da schaute er so harmlos darein, daß sie von ihm hätte lernen können. Als er sich empfahl, jedoch listig berechnend die Erinnerung an ihre verstorbene Nichte noch einmal mit begeisterten Worten wachrief und der kleinen Rosa gedachte, gab sie ihm unwillkürlich eine kurze Strecke das Geleite ins Freie hinaus. Plötzlich blieb er stehen. Er hatte seinen Regenschirm liegen lassen. Mit der Gewandtheit eines jungen Burschen eilte er zurück. Nur wenige Sekunden weilte er in der Kajüte; aber sie hatten ihm genügt, nicht nur den Schirm zu ergreifen, sondern auch eine bereit gehaltene Wachskugel mit der Zunge zu benetzen und auf das Schlüsselloch des Schränkchens zu pressen und ähnlich mit einer zweiten Kugel sich den Abdruck von dem der Hausthüre zu verschaffen. Zur Bumbootwachtel zurückgekehrt, trennten sie sich wie aufrichtige Freunde voneinander, jedes in der Ueberzeugung, das andere heillos getäuscht zu haben.

Die Bumbootwachtel war in die Gaisblattlaube getreten. Von dort aus spähte sie dem Davonschreitenden nach, solange er ihr sichtbar.

„Der und der Bruder des armen Sidney!“ sprach sie im Uebermaß der Erregung vor sich hin; „die beklagens-

werte Rosa will er gepflegt haben und ihr totes Kind soll unter seinem Schutz leben," fuhr sie gehässig fort; „hm, was Freund Aufdermauer wohl dazu sagt."

Hastig trat sie in die Kajüte. Zehn Minuten später erschien sie wieder im Freien. Eine leichte schwarzseidene Mantille hatte sie um die Schultern geworfen, einen Strohhut mit zwei aufrechtstehenden schwarzen Straußenfedern auf ihrem Haupt befestigt. Sorgfältig verschloß sie die Thür, worauf sie sich zu dem unermüdlich angelnden Jodokus Quast hinüber begab.

„Ich gehe zum Aufdermauer!" schrie sie ihm zu, und weiter, als Quast zum Zeichen des Verständnisses nickte: „Kehrt das Kind unterdessen heim, so vermelde ihm, ich bliebe nicht lange fort; und hier sind die Schlüssel."

„All right, die Schlüssel," wiederholte Quast gewohnheitsmäßig ihr letztes Wort grämlich. Er hob das vor ihm niederhängende Netz mit der Beute aus dem Wasser und fügte hinzu: „Werd' sie gleich schuppen und zum Nachtessen herrichten."

„Gut, gut, Quast, aber mit Petersilie und Zwiebeln," entschied die Bumbootwachtel, und sich umkehrend, bewegte sie sich mit langen Schritten auf die Straße zu. Eine Fregatte hätte nicht selbstbewußter und stetiger vor einer frischen Brise einhergleiten können. Trotzig, nach Art eines Klüverbaums wiesen die Straußenfedern schräg gen Himmel. Sie hatte es zu eilig, ihr Herz vor dem queren alten Freunde auszuschütten.

Als sie ein Viertelstündchen später in seiner orientalisch eingerichteten Wohnung bei ihm eintrat, saß er vor dem Schreibtisch, mittels einer Lupe die vor ihm liegende Erzstufe bedächtig prüfend. Bei ihrem Anblick erhob er sich mit den begeistert ausgestoßenen Worten: „Einen erstaunlichen Bestandteil edlen Metalls —" und formlos fiel die Bumbootwachtel ein: „Erstaunlicheres noch ergab der Ver-

kehr mit Ihrem Franklin Tracy, der mir heute die Ehre seines Besuches erwies," dann lauschte Aufdermauer gespannt ihren Mitteilungen, die sie damit abschloß, daß sie den Terrainplan vor ihm ausbreitete.

Die eingehende Prüfung, bei der Aufdermauer wiederum die Lupe benutzte, stellte außer Zweifel, daß in der That Radierungen vorgenommen und ursprüngliche Zahlen durch andere ersetzt worden waren. Was Kelly vielleicht als von Sidney Tracy selber herrührend betrachtete, erklärte sich dagegen durch die in feinen Zügen aufgetragenen Zeilen, die ihm, dem der deutschen Schrift Unkundigen, rätselhaft blieben und zu deren Entzifferung er keinen anderen heranzuziehen wagte. Doch auch sie zu vernichten, hatten bestimmte Gründe ihn gehindert. Und so las Aufdermauer zur eigenen wie der Bumbootwachtel peinlichen Ueberraschung vor: „Man will mir den Wegweiser entreißen. Ich weiß keine andere Rettung, als eine Anzahl Ziffern zu fälschen. In meinem Gedächtnis lebt alles. Hoffentlich finde ich Gelegenheit, einen gewissenhaften Menschen darüber zu unterrichten. Lieber alles verlieren, als einen Verräter zum Erben meines armen Sidney einsetzen. Rosa."

Sobald er geendigt hatte, fügte er die Frage hinzu: „Was meinen Sie dazu, meine verehrte Frau Kapitän?" und die harten Gesichtszüge legten sich in feierliche Falten.

„Ich meine, daß mir das Herz brechen möchte, wenn ich mir den Jammer der armen Rosa vergegenwärtige," hieß es trübselig zurück.

„Und ich behaupte," fuhr Aufdermauer fort, „daß diese Karte vollständig unbrauchbar geworden, oder wir hätten den Herrn Franklin Tracy schwerlich jemals kennen gelernt."

„Und was soll jetzt werden?"

„Nicht mehr und nicht weniger, als daß wir das weitere

abwarten und die Augen offen halten. Und ausgeschlossen ist ja nicht, daß der wahre Franklin noch lebt."

„Sie könnten mehr sagen, wenn Sie wollten."

„Ich rede nie mehr, als ich verantworten kann," versetzte Aufdermauer mit würdevoller Entschiedenheit.

Die Bumbootwachtel erhob sich unzufrieden. Dann verabschiedeten die beiden wunderlichen Gestalten sich mit kühlen Worten voneinander.

Es war unterdessen Abend geworden. Die Laternen brannten. Zwischen sonntäglich geputzten Menschen hindurch verfolgte die Bumbootwachtel ihren Weg. Wer ihr begegnete und sie erkannte, grüßte höflich, um einen herablassend vertraulichen Gegengruß zu hören. —

Und noch eine Stunde später, da befanden Kelly und sein mißtrauischer Genosse sich wieder beim alten Heidenreich. Edstein hatte sie dahin begleitet. Jetzt saßen sie bei verschlossenen Thüren hinter dem Kattunvorhang um einen Apparat, der zum Schmelzen edler Metalle diente und, in voller Arbeit, die dumpfige Sommerwärme in wahre Stickluft verwandelte. Heidenreichs entzündete Augen leuchteten in heftiger Erregung. Zügellose Habgier hatte wieder die vollständige Herrschaft über ihn gewonnen und spiegelte ihm unermeßliche Silbervorräte vor, die zu heben es nur der Kühnheit und der Gewissenlosigkeit bedurfte. Wie er die erglühenden und zum Fluß sich vorbereitenden, von der Erzstufe abgetrennten Fragmente, überwachten ihn selbst Kelly und Green unverwandt. Was er vielleicht vor ihnen zu verheimlichen beabsichtigte, hofften sie wenigstens annähernd aus seinem gerunzelten Geiergesicht herauszulesen. Edstein betrachtete dagegen alle drei abwechselnd mit dem ihm geläufigen stumpfen Ausdruck, hinter dem sich die List eines auf seinen Vorteil bedachten Falschspielers und Gauners barg. Und so glichen die vier verbrecherischen Genossen, die von verschiedenen Seiten sich

dem Apparat zuneigten und mit fieberhafter Spannung den sich vollziehenden Prozeß erwarteten, sagenhaften Alchymisten, deren Sinnen und Trachten darauf gerichtet, unter dem Beistand des Höllenfürsten aus dem leeren Nichts die Schätze eines Krösus zu schaffen.

Endlich zerfloß das Erz vor der künstlich auf den höchsten Grad getriebenen Hitze. Das vorhandene Blei und andere Bestandteile verwandelten sich in Schlacken, worauf Heidenreich den Inhalt des thönernen Tiegels behutsam auf die Marmorplatte goß, wo er, die Schlacken von sich ausscheidend, alsbald verhärtete und abkühlte. So lange hatte tiefes Schweigen geherrscht. Endlich hob Heidenreich, mit dem zwischen seinen Fingern glänzenden Metallstück wunderlich liebäugelnd, milde schmunzelnd an: „Ein Prozentsatz reinen Silbers, der allerdings zu den verwegensten Hoffnungen berechtigt."

„Sie würden mich also unterstützen, die Mittel, den Fundort aufzudecken, in meinen Besitz zu bringen?" fragte Kelly, wie eine Zusage nicht bezweifelnd.

„Ein gefährliches Unternehmen," lautete die Antwort des hinterlistigen Geizhalses, „ich vermag wohl, Ihnen die Wege zu zeigen, mehr aber nicht. Und was auch folgen mag: Ich weiß von nichts, kenne Sie nicht, auch nicht Ihren Freund. Nebenbei erscheint es gewagt, in diesem Lande uns durch gegenseitige Verbindlichkeiten zu fesseln. Dagegen lebt drüben in New York jemand, der ohne Gefahr für mich eintreten würde. Sie kennen meinen Sohn. Ich rate Ihnen daher, abzureisen und sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Händigt er Ihnen die bewußte Zeichnung ein, die ich gleich nach Empfang an ihn absende, so werden Sie ihn zum gleichberechtigten Partner wählen; und er ist sicher der Mann dazu, jedes Unternehmen solcher Art zu fördern."

Während Heidenreich gleißnerisch vertraulich sprach,

vollzog sich auf Kellys Gesicht eine eigentümliche Wandlung. Es schwamm förmlich in Hohn, als er erwiderte: „Sie halten mich für einfältig genug, auch nur vierundzwanzig Stunden auf den Besitz der mit unendlicher Mühe und schweren Kosten ausgekundschafteten Karte zu verzichten?“

„Ist die Karte in den Händen meines Sohnes gut und sicher aufgehoben, so bleibt Ihnen selbst die unentbehrliche Beschreibung. Einer kann ohne den anderen nichts ausrichten, wogegen im Verein Sie in verdoppeltem Maße die goldenen Früchte ernten.“

„Ich bin durchaus nicht gesonnen, mir die Hände nach der einen oder der anderen Richtung hin binden zu lassen. Stellen Sie mir die Mittel zur Eröffnung des Bergwerks durch Maurice zur Verfügung, so tritt er damit selbstverständlich als Partner ein. Mich aber durch Hingabe der Karte ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben, ist ein unbilliges Verlangen, auf das ich nicht eingehe.“

„Reden Sie nicht, mein bester Herr Tracy,“ versetzte Heidenreich mit einer gewissen kosenden Entschiedenheit; „Sie haben nur zu sagen ja oder nein. Trauen Sie mir nicht, traue ich Ihnen nicht; da mögen Sie einen anderen suchen, der mehr bereit ist, seinen Kopf in die Schlinge zu stecken.“

Kelly sah finster vor sich nieder. Er begriff, daß ohne die Vermittelung des alten Verbrecheroberhauptes es ihm nie gelingen würde, die von der Bumbootwachtel gehütete Zeichnung nebst Erläuterungen zu Gesicht zu bekommen. Plötzlich richtete er sich wieder auf. Er entsann sich des eigenen Terrainplanes, daß es vielleicht nur geringe Mühe koste, ihn nach dem anderen zu berichtigen, und erklärte, wie mit Widerstreben: „Auf Ihren Vorschlag gehe ich ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich mich zuvor gegen Fälschung sicherstelle und die Zeichnung mit dem dazu gehörigen Bericht vergleiche.“

„Mag's drum sein," versetzte Heidenreich nunmehr zögernd, „vorausgesetzt, es gelingt uns, beides zur Stelle zu schaffen."

Während Kelly und Green sich nunmehr zum Aufbruch rüsteten, fand Edstein, der so lange schweigend dagesessen hatte, Gelegenheit, mit Heidenreich unbemerkt einige Blicke und Zeichen zu wechseln, und bald darauf befand dieser sich wieder allein zwischen seinem Plunder und den verborgenen Schätzen. Der langen Tabakspfeife entströmten ätzende Rauchwölkchen. Auf und ab schlurfte er in dem beengten Raum, hin und wieder die Hände vergnüglich ineinander reibend. Plötzlich fuhr er erschrocken zusammen. Seine Tochter stand vor ihm, in der einen Hand einen geborstenen Teller mit dem üblichen Hungerbrot, in der anderen das gewöhnliche Glas Dünnbier. Er hatte ihr Eintreten überhört und fragte bestürzt: „Woher kommst du? Waren die Thüren doch verriegelt."

„Ich öffnete sie, während du mit den Fremden die letzten Worte in der Hausthüre wechseltest," antwortete Xenia gleichgültig. „Hier ist dein Nachtessen. Es früher zu bringen, hinderte der Besuch."

„Stell's auf den Tisch," versetzte Heidenreich, und scheu betrachtete er die anscheinend geräuschlos Einherschwebende, „seit dem Mittagessen sah ich dich nicht. Als ich nach dir rief, warst du gegangen. Was hast du zu suchen draußen in der Welt am hellen Tage, wo die Menschen dich verlästern und verhöhnen?"

In Xenias Augen zuckte es wie Wetterleuchten, um indessen alsbald wieder zu erlöschen. Statt dessen verzogen die Lippen sich zu einem herben Lächeln.

„Gönnst du mir nicht, daß ich hinaus wandle, um statt des Pesthauches unter diesem fluchbelasteten Dach frische Luft zu atmen?" fragte sie eintönig; „nicht, daß ich hingehe an den Hafen und mir vorstelle, wie es sich

tief unten im kühlen Schlamm ruhen läßt? Verhöhnen mich die Menschen, ist's Himmelsmusik im Vergleich mit den Verwünschungen, die hier in der stillen Einsamkeit mir aus allen Winkeln entgegentönen —"

„Geh — geh!" schrie Heidenreich auf, und die Fäuste auf beide Schläfen pressend, schien seine hagere Gestalt zusammenzuschrumpfen, „möchtest mir selber das Leben vergiften mit deinem Gewinsel —" er brach ab. Fast unhörbar, wie sie gekommen war, hatte Xenia sich entfernt. Heidenreich atmete auf. Dafür, daß seine Tochter in der grauenhaften Lage und unter der Last der ihr aufgebürdeten Seelenqualen sich neben unerschütterlichem Rechtlichkeitsgefühl immer noch einen hohen Grad von Edelmut bewahrte, besaß er kein Verständnis. —

Zu derselben Stunde befanden Kelly und Green sich bei Edstein in dessen Wohnung. In einem erbärmlich eingerichteten Zimmer saßen sie, das zugleich Kommissionsbureau und Agentur für Verbreitung litterarischer Erzeugnisse war. Für eine derartige Thätigkeit des Besitzers zeugten mehrere mit Zeitungsbündeln beschwerte Regale wie ein mit Skripturen und Schreibmaterialien bedeckter Tisch. Ob das auf dem Hausthürschild verkündete Gewerbe mit Erfolg betrieben wurde, mußte bei der grenzenlosen Unordnung und der alles überziehenden Staublage zweifelhaft erscheinen. Jedenfalls besaß es den Vorzug, das finstere Treiben der dort sich heimisch Fühlenden mit einem allerdings durchsichtigen Schleier der Rechtschaffenheit zu umhüllen.

Dem würdigen Kleeblatt hatten sich zwei Personen, ein Mann und eine Frau, zugesellt, die das „Gleich und Gleich" gewissermaßen veranschaulichten. Ersterer, den Edstein mit dem Namen Schlosserjup anredete, war eine vierschrötige Arbeitergestalt in blauer Bluse, auf dessen Stiernacken sich ein struppig behaartes, seltsam rundes Haupt

mit bartlosem Brauergesicht aufbaute. Trotz und Roheit spiegelten sich in seinen Zügen wie in den beweglichen Schlitzaugen, wogegen seine Haltung durch das Bewußtsein, wegen der ihm innewohnenden Körperkraft keinen Gegner fürchten zu brauchen, eine frech zuversichtliche war. Die Bewegungen des Weibes hatten dagegen etwas Katzenartiges. Das etwa dreißig Jahre alte Gesicht, umwogt von aufgelöstem dunkelblondem Haar, war bleich und hager, jedoch belebt von zwei Augen, die einst in verführerischem Glanz gestrahlt haben mochten, jetzt aber abschreckend tückisch funkelten. Ein eigentümliches Gepräge von Habgier schwebte auf den eingefallenen Wangen und um den zum Keifen zugeschnittenen Mund, den zwei lang hervorragende weiße Zähne entstellten und das unheimliche Bild einer Giftmischerin vervollständigten. In ihren Kreisen, aber auch den Kriminalbeamten unter dem Namen Elfenbeinhexe bekannt, galt sie als die Frau Edsteins und teilte sich mit ihm in seinen Ruf.

Eine blakende Lampe beleuchtete die um den Tisch gereihten fünf Gesinnungsgenossen. Während die breitschulterige Arbeitergestalt zwei Wachskugeln scharf prüfte, hatte Kelly einen Bogen Papier vor sich hin gezogen und entwarf mit dem zur Hand liegenden Stift eine Zeichnung, in der man notdürftig den Logger der Bumbootwachtel erkannte. Und weiter zeichnete er und weiter wurde mit wachsendem Eifer auf allen Seiten erörtert. Fragen erhoben sich, Vorschläge fielen, um nach kurzem Erwägen verworfen zu werden und anderen Platz zu machen.

---

10. Kapitel.

George Braddon.

Am zweiten Tage nach Kellys Besuch in dem Logger wurde abermals ein Amerikaner bei dem Polizeidirektor

angemeldet. Jemand in ihm argwöhnend, der in Beziehung zu den bereits mit einem Netz umsponnenen internationalen Verbrechern stehe, hatte er sich erhoben und so aufgestellt, daß der durch das nächste Fenster hereinfallende Schein ihn im Rücken traf, sein Gesicht also im Schatten blieb, wogegen er selbst einen freien Anblick des Eintretenden gewann. Anstatt seinen unbestimmten Verdacht gerechtfertigt zu finden, sah er einen jungen Mann von höchstens fünfundzwanzig Jahren vor sich, der mit der großen kraftvollen Figur das zuversichtlich höfliche Wesen jemandes verband, der sich in seinem guten Recht und auf guten Wegen weiß.

„Mein Name ist George Braddon," führte er sich mit einem vielleicht durch den scharf prüfenden Blick des Direktors hervorgerufenen Anfluge von Befangenheit ein. „Als Empfehlung steht Ihnen das Zeugnis des Generalkonsuls in New York zu Diensten, außerdem das Begleitschreiben des Reverend Dixon, eines hochgeachteten Geistlichen im Staate Arkansas, zu dem ich in näheren Beziehungen stehe."

„Sie legen hohes Gewicht auf Empfehlungen," erwiderte der Direktor, „fast zu hohes, um nicht zunächst nach der Ursache zu fragen, der ich Ihren Besuch verdanke."

„Ich erlaube mir, in Sachen eines vor mehreren Jahren verstorbenen Sidney Tracy vorzusprechen, der mit der ebenfalls verstorbenen Nichte einer wahrscheinlich in dieser Stadt lebenden Frau, der sogenannten Bumbootwachtel, verheiratet gewesen sei soll —"

„Ah," unterbrach der Direktor ihn befriedigt, „das läßt einen längeren Verkehr zwischen uns voraussetzen — bitte," und er wies auf einen Stuhl, und selbst vor dem Schreibtisch Platz nehmend, fuhr er fort: „Sie landeten mit dem zuletzt eingetroffenen Dampfer?"

„Gestern nachmittag.“

„Sie bedienten sich des Wortes wahrscheinlich und einer Bezeichnung, die nur in Bekanntenkreisen der Erwähnten geläufig.“

„Hier sind meine Papiere,“ versetzte Braddon, mehrere zusammengelegte Schriftstücke hervorziehend, „belieben der Herr Direktor einen Blick hinein zu werfen. Das Bewußtsein, Vertrauen zu begegnen, würde mir die ferneren Mitteilungen erleichtern.“

Der Direktor nahm das Dargereichte und legte es vor sich auf den Tisch.

„Später,“ bemerkte er wie beiläufig, „sie mögen bis dahin in meinem Verwahr bleiben.“

„Wohlan,“ sagte Braddon und verneigte sich leicht, „der Name Bumbootwachtel ist die einzige Bezeichnung, die wir dem letzten Briefe des unglücklichen Tracy an seine Frau entnahmen, ferner die von der letzteren herrührende nähere Andeutung, daß jene auf einem Schiff wohne. Das „Wahrscheinlich“ ist weniger leicht erklärt. Seit anderthalb Jahren bemühten wir uns vergeblich, Näheres über die Verwandten der jungen Frau und ihres Mannes zu erfahren. Das Aeußerste boten wir auf, um dem Reverend Dixon zu ermöglichen, die letzten Wünsche einer Sterbenden zu erfüllen. Sogar nach Neu-Mexiko entsendete er mich auf schwacher Spur. Das einzige Zuverlässige, das ich dort erkundete, bestand darin, daß ein übelberufener Mann, Namens John Kelly, der sich später für den Bruder des Verstorbenen ausgab, nach dem Osten abgereist sei. Ich folgte seiner immerhin schwachen Fährte —“

„Und hatten das Glück, seiner ansichtig zu werden, als er eben im Begriff war, sich auf einem Dampfer einzuschiffen,“ schaltete der Direktor ein.

Erstaunt sah Braddon auf ihn hin.

„Sie wundern sich,“ versetzte der Direktor lächelnd,

„allein der Mühe weiterer Enthüllungen Sie überhebend, vertraue ich Ihnen an, daß mit demselben Dampfer, den Sie benutzten, von der New Yorker Polizeibehörde ein Bericht an mich erging, in welchem Ihre dort niedergelegten Aufschlüsse genau wiedergegeben sind."

„So befinde ich mich in der That auf dem Wege, der mich ans Ziel führt?"

„Zuverlässig," bestätigte der Direktor, „und mehr noch: die beiden Verbrecher, die man, erfolgten Ihre Aussagen einen Tag früher, an der Abreise gehindert hätte, weilen zur Zeit streng überwacht in unserer Stadt."

„Meinem Verkehr mit der Bumbootwachtel stände also nichts mehr entgegen?"

„Mit der Frau Kapitän Wachtel," berichtigte der Direktor lächelnd, „sicher nicht. Ich rate indessen dringend, vorsichtig zu Werke zu gehen, oder es waltet die Gefahr, daß die edlen Herren die ihnen gestellte Falle wittern und trotz aller Wachsamkeit entschlüpfen. Sind Sie etwa über die von ihnen verfolgten Zwecke unterrichtet?"

„Nur die Ueberzeugung befestigte sich, daß die feindlichen Nachstellungen, denen die beiden Brüder zum Opfer fielen und die unzweifelhaft durch die Aussicht auf reiche Beute nie ins Stocken gerieten, auch auf die Frau Kapitän Wachtel und ihre Angehörigen ausgedehnt werden sollen."

„Hoffentlich sind Sie in der Lage, sich vor der Frau Kapitän auszuweisen. Nachdem sie von dem falschen Franklin Tracy heimgesucht worden, mag sie mißtrauisch und unzugänglich geworden sein."

Braddon entnahm seiner Brieftasche den Trauring und überreichte ihn dem Direktor mit den Worten: „Diesen zog der Reverend Dixon von dem Finger der eben verschiedenen Dulderin, und hier ist der letzte Brief ihres Mannes an sie. Er enthält alles, was wir über sie er-

fuhren und was durch weitere Aussagen zu vervollständigen der Tod sie hinderte."

„So finden Sie hier verbürgte Aufschlüsse," versetzte der Direktor, indem er das ihm durch Aufdermauer übermittelte Felsstück nebst Bericht vor Braddon hinschob; „lesen Sie, lesen Sie. Sie werden Ueberraschendes erfahren; ich beschäftige mich unterdessen mit dem Brief." Binnen wenigen Minuten hatte er sich mit dessen Inhalt vertraut gemacht. Länger dauerte es, bis Braddon endigte und in maßlosem Erstaunen aufsah.

„Wer hätte eine derartige Lösung des Rätsels für möglich gehalten —" hob er an, als der Direktor mit den Worten einfiel: „Auch für mich lagen derartige Aufschlüsse weit außerhalb der Grenzen der verwegensten Vorstellungen. Doch für heute genug. Nehmen Sie Ring und Brief wieder an sich und bringen Sie beides der guten Alten. Mit Ihren Enthüllungen gehen Sie indessen nicht über das hinaus, was sie schon weiß. Ferner rate ich, keinen Schritt zu unternehmen, ohne mich oder einen meiner Beamten zuvor um unser Gutachten befragt zu haben." Er schrieb einige Worte auf eine Karte, überreichte sie Braddon und sprach weiter: „Da ich Ihre Papiere zurückbehalte, dient dies als Paß, wenn Sie in die Lage geraten sollten, mit meinen Leuten in Verkehr treten zu müssen."

Auf sein Klingeln erschien ein Polizist.

„Führen Sie den Herrn nach dem Bureau des Herrn Inspektors," befahl er, „sagen Sie, ich lasse bitten, sich ins Einvernehmen mit ihm zu setzen."

Als Braddon endlich auf die Straße hinaustrat, meinte er, geträumt zu haben. Nach dem langen Zweifeln und Zagen waren die wunderbaren Aufklärungen zu überwältigend auf ihn hereingebrochen. Unfaßlich erschien ihm, anstatt wie in einem Labyrinth umherzutasten, seine Wege

bereits geebnet zu finden. Es schwindelte ihm bei dem Gedanken an die ungezählten Schätze, die darauf harrten, zur freien Ausnutzung erschlossen zu werden. Den sich daraus ergebenden Betrachtungen nachhängend, war er, über den einzuschlagenden Weg unterrichtet, allmählich in die äußerste Vorstadt hinausgelangt, und bald darauf sah er den Logger mit dem darüber ausgespannten Zeltdache vor sich liegen. Obwohl nicht in Zweifel, blieb er unentschlossen stehen.

„Die Heimstätte der Erben von Millionen," sprach er vor sich hin. Welche Aufnahme war von ihnen zu erwarten, erhob sich die Frage, denen er zur Gewinnung märchenhafter Reichtümer die Hand bot, zugleich aber auf die Wahrscheinlichkeit hinwies, daß sie durch den Verlust der in dem Bericht erwähnten Karte unzugänglich geworden. Reger und verwegener arbeitete seine Phantasie. Er gedachte des ehrlichen Pierre und der in Aussicht genommenen Reise nach den Moquistädten, und die bizarrsten Möglichkeiten schwirrten in seinem Kopf durcheinander. Und wenn das Glück ihn begünstigte, welche Folgen und Einflüsse hatten die Bewohner der zwar anspruchslosen, jedoch augenscheinlich friedlichen Häuslichkeit zu gewärtigen, wenn sie jäh einer bescheidenen Lage entrissen wurden und es wie ein goldener Regen auf sie hereinströmte? Harrte ihrer Segen oder Unsegen von einem Ereignis, das gleich nach seiner ersten Entwickelung durch Verrat und Blutvergießen entweiht wurde?

Er bog in den Pfad ein. Das Haupt sinnend geneigt, achtete er nicht auf die Umgebung. Wie die Begegnung mit der Bumbootwachtel fürchtend, der er neben betrübender Kunde nur Zweifel zutrug, bewegte er sich langsam einher.

Neben dem Logger war er eingetroffen und näherte sich der Gaisblattlaube, als plötzlich eine helle wohlklin-

gende Stimme zu ihm niederdrang. Ueberrascht sah er auf und in Monikas liebliches Antlitz. Mit beiden Händen auf die Brüstung gestützt und ein wenig übergeneigt, erkundigte sie sich mit der zuversichtlichen Ruhe einer Hausherrin nach der Ursache seiner Anwesenheit.

„Mein Besuch gilt der Frau Kapitän Wachtel," antwortete Braddon höflich grüßend, „ich hoffe, sie zu Hause zu finden."

Unter der Einwirkung des sich in seinen Zügen ausprägenden Erstaunens errötete Monika, erklärte aber unbeirrt: „Vor einer Stunde ging sie zur Stadt, wird indessen voraussichtlich bald zurück sein."

Braddon war unschlüssig. Flüchtig schweiften seine Blicke über den seltsamen Bau hin, um sich abermals bewundernd auf die holde Erscheinung zu heften, die einen so eigentümlichen Gegensatz zu dem sie tragenden altehrwürdigen Hulk bildete.

„So werde ich mir erlauben, nach einer Weile wieder anzufragen," bemerkte er zögernd.

„Ich wiederhole, lange kann ihre Abwesenheit nicht mehr dauern," erwiderte Monika, ihn mit einer gewissen freundlichen Teilnahme betrachtend. „Vielleicht geben Sie mir Gelegenheit, sie über die Art Ihres Anliegens zu unterrichten."

„So haben Sie die Güte, der Frau Kapitän mitzuteilen, es wünsche jemand sie in einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen."

Monika schwankte in einem Entschluß. Nach kurzem Ueberlegen riet sie freundlich: „Wenn dringend, so wäre vorzuziehen, Sie erwarteten meine Tante."

„Mit Freuden nehme ich Ihre gütige Erlaubnis in Anspruch. Je früher ich mich der mir erteilten Aufträge entledige, um so lieber wird es der Frau Kapitän sein."

„Eine Minute," versetzte Monika befriedigt, „treten

Sie unterdessen näher," und mit dem letzten Wort verschwand sie durch die Luke des Vorderdecks.

Als sie im Freien erschien, erwartete Braddon sie vor der Laube. Er fand dadurch Muße, ihre Anmut in Haltung und Bewegungen zu bewundern, die heitere Zuversicht, mit der sie das schöne Haupt trug, und den Diensteifer, der ihr reizvolles Antlitz beherrschte.

„Ihre Sprache verrät den Ausländer," hob sie unbefangen an, als sie vor ihm eintraf.

„Amerikaner," bestätigte Braddon bereitwillig, „stehen Sie aber in verwandtschaftlichem Verhältnis zu der Frau Kapitän, so werden meine Mitteilungen ohne Zweifel auch bei Ihnen warmer Teilnahme begegnen."

Ueber Monikas Antlitz breitete sich tiefe Glut aus; helles Frohlocken leuchtete aus ihren Augen, und ihrer ersten Regung widerstandslos nachgebend, versetzte sie lebhaft: „Dann müßte ich mich sehr täuschen, wären Sie nicht der Herr, den wir nunmehr schon seit zwei Jahren erwarten."

Braddon entging nicht, daß sie mit freudigem Erstaunen in seinen Zügen suchte. Schwer wurde es ihm daher, gleichsam ablehnend zu fragen: „Und worauf begründet sich diese Vermutung?"

„Auf den Umstand, daß uns der Besuch eines Herrn Franklin Tracy, des Schwagers meiner verstorbenen Schwester, von seinem eigenen Bruder mit so viel Gewißheit in Aussicht gestellt wurde," erklärte Monika, und die bisherige Entschiedenheit wich vor dem Ausdruck ängstlicher Spannung, als sie in Braddons Augen eine ihrer Erwartung nicht entsprechende Erwiderung zu entdecken meinte.

Dieser antwortete nicht gleich. Es bedurfte indessen nur kurzen Nachdenkens, um den ungeahnten Empfang auf die Stelle in dem vor einer Stunde gelesenen Briefe

Sidney Tracys zurückzuführen, die sich auf dessen Bruder bezog.

„Glücklich wäre ich, Ihre Voraussetzung bestätigen zu dürfen," sagte er endlich mit aufrichtigem Bedauern, „zwar Ueberbringer von Nachrichten, die beide Brüder betreffen, war es mir doch nicht beschieden, sie persönlich kennen zu lernen. George Braddon heiße ich."

„Unmöglich!" rief Monika erschrocken aus, und unter dem Einfluß der auf sie hereinbrechenden Empfindungen versuchte sie nicht einmal, ihre Bestürzung zu verheimlichen.

„Ich sollte mich des Fehls schuldig gemacht haben, unter einem mir nicht gebührenden Namen aufzutreten?" fragte Braddon, das in seiner jungfräulichen Verwirrung doppelt schöne Mädchen mit den Blicken umfangend.

„Kein Fehl, wenn zwingende Ursachen das Verfahren rechtfertigen," wendete Monika besonnener ein, und schwer fiel ihr auf die Seele, den nunmehr schon seit Jahren mit rührender Treue und Begeisterung gehuldigten Träumen vielleicht dennoch entsagen zu sollen.

„Aber ein Fehl, durch welches ich eine Scheidewand zwischen mir und denjenigen errichtete, deren unbedingtes Vertrauen ich suche," beteuerte Braddon, obwohl er herausfühlte, daß er nicht überzeugte.

Monika sah vor sich nieder. Gewaltsam bekämpfte sie ein Gefühl der Beschämung, die sich in Thränen Bahn zu brechen drohte. Tiefer erglühten die Rosen auf ihren Wangen, um alsbald wieder zu verblassen. Das Schweigen auf beiden Seiten steigerte ihre Verlegenheit auf den Gipfel, daß sie sich weit fort oder die Bumbootwachtel herbeiwünschte. Endlich atmete sie wieder freier. Sie hatte sich vergegenwärtigt, daß kürzlich erst ein Fremder sich fälschlich als jener Franklin Tracy in dem Logger vorstellte, und mit einer entschiedenen Bewegung richtete

sie sich auf. Um ihre Lippen spielte das gewohnte süße Lächeln, gewissermaßen ein Ausdruck der Ueberlegenheit; daneben aber ein Anflug an Trotz grenzenden Eigenwillens. Sie war über den vor ihr Stehenden mit sich ins klare gekommen; und was sie einmal in ihrem klugen Kopf zurecht gelegt hatte, das vermochte, wie sie einst behauptete, kein irdisch Geborener mehr umzuwandeln. Es ging schon allein aus der Sicherheit hervor, mit der sie Braddon die Hand reichte.

„So werde ich Sie fortan nur noch als Herrn George Braddon begrüßen," erklärte sie mit einer anmutigen Verneigung.

„Und ich werde mich bemühen, mir eine ähnliche Teilnahme zu erwerben, wie eine solche bisher dem beklagenswerten Franklin zugewendet gewesen," erwiderte Braddon unter dem vollen Einfluß des Zaubers, den die von so viel Liebreiz umflossene Gestalt auf ihn ausübte.

„Wohl keine allzu schwere Aufgabe," meinte Monika sichtbar ergötzt, „und ich darf wohl eine nachsichtige Beurteilung meines Mißgriffs voraussetzen."

„Ein Mißgriff," fügte Braddon eifrig erläuternd hinzu, „dem ich verdanke, über alle äußeren Formen hinweg bei der ersten Begegnung eine großmütige Freundin gewonnen zu haben."

Monika wich seinen warmen Blicken aus. Mutwille prägte sich um die zum Lachen geneigten Lippen aus. Sie sann noch auf eine ihrer vermeintlichen Lage entsprechende Antwort, als sie plötzlich nach der Straße hinüberwies und ihre Bewegung mit den Worten begleitete: „Ihre Geduld wurde auf keine zu lange Probe gestellt. Dort kommt die Frau Kapitän," und sich mit vollendetem Anstande, jedoch ohne die leiseste Spur von Gefallsucht verneigend, ging sie der Bumbootwachtel entgegen.

Träumerisch sah Braddon ihr nach. Er wußte: für

sie blieb er nach wie vor Franklin Tracy. Was in dem kurzen Zeitraum des Verkehrs möglich gewesen, sie von dem Gegenteil zu überzeugen, hatte er redlich aufgeboten. Er vergegenwärtigte sich ihre vertrauensvollen Blicke, die er bis ins Herz hinein zu fühlen meinte, das glückliche Lächeln, in welchem sich inniges Wohlwollen verriet, die eigentümlich geheimnisvoll klingende Stimme, um gleich darauf sich einzugestehen, daß alles von einer Bedingung abhängig, die er mit dem Erzeugnis eines Irrwahnes hätte vergleichen mögen, für den jener Brief den Boden ebnete. Und doch wurde er nicht müde, sie zu betrachten, wie sie leichtfüßig einherschritt und endlich die Bumboot-wachtel mit jungfräulicher Sittigkeit begrüßte. —

Diese hatte, gleich nachdem der Logger in ihrem Gesichtskreise auftauchte, den Fremden entdeckt, aber auch, daß zwischen den beiden jungen Leuten ein zwangloser Verkehr sich angesponnen hatte, und das blieb nicht ohne Einfluß auf ihre Haltung. Den Kopf warf sie in den Nacken, daß die Straußfedern grimmig gen Himmel wiesen. Unter den finster gerunzelten Brauen aber funkelten die ehrlichen Augen wie die einer Wildkatze hervor, die ihr Junges von dem herbeischleichenden Jäger bedroht wähnt. Sogar als Monika sich ihr freudig erregt zugesellte, wollte der energische Zug um die zusammengepreßten Lippen nicht weichen.

„Ein Fremder aus Amerika," begann Monika dringlich, während sie nebeneinander der Gaisblattlaube zuschritten, und ganz gegen ihre Gewohnheit fiel die Bumbootwachtel rauh ein:

„So ist er den unrechten Port angelaufen. Der Herr Aufdermauer würde behaupten, es wäre gescheiter gewesen, ihn abtreiben zu lassen."

Auf Monika übte der Tadel keine sonderliche Wirkung aus. Es war ihr nichts Neues, daß die gute Alte, wenn

sie Ursache zu Vorwürfen zu haben glaubte, ihren Freund Aufdermauer als Vogelscheuche benutzte, und erklärte daher wohlgemut: „Er bringt wichtige Nachrichten und behauptet, sie würden dir hoch willkommen sein.“

„Der andere der beiden Gauner ist's, die über den Atlantischen kamen. So einer gehört nicht seitlängs von einem unbescholtenen Mädchen.“

„Wie ein Missethäter sieht er am wenigsten aus,“ trat Monika mit einer gewissen Entschiedenheit für den Fremden ein.

„Gerade hinter der glattesten Außenhaut findet man oft die verrottetsten Spanten,“ versetzte die Bumbootwachtel, ihre Füße so kräftig niederstellend, als hätte es gegolten, giftiges Gewürm zu zertreten, „das nimm dir zu Herzen, wie Herr Aufdermauer auf dich einreden würde.“

„Immer der greuliche Herr Stadtverordnete. Was versteht der von vornehmen jungen Herren.“

Die Bumbootwachtel verbiß eine neue unwirsche Bemerkung, und so legten sie den Rest des Weges schweigend zurück. Braddon ging ihnen einige Schritte entgegen. Leicht wurde er inne, daß die gefürchtete Kapitänswitwe ihn mit nichts weniger als freundlichen Blicken musterte, aber auch, daß die drohend gerunzelte Stirn sich allmählich glättete.

„Wie ein Lump sieht er wirklich nicht aus,“ raunte sie Monika zu, kurz bevor Braddon den Hut zog, „aber der Kuckuck mag wissen, was der hier sucht. Also mit Kunde aus Amerika?“ redete sie ihn in demselben Atem formlos an.

„Mit betrübender,“ gab Braddon zu, ihr den bereit gehaltenen Ring überreichend, „empfangen Sie indessen zuvor das gerettete Andenken einer getreuen Verstorbenen, die einzige Empfehlung, auf die ich mich berufen kann,“

und aufmerksam überwachte er die Alte, die gemeinschaftlich mit ihrer Nichte den Ring prüfte und die eingegrabenen Zeichen laut entzifferte.

„Das war ein schöner Tag, an welchem der arme Junge ihn auf den Goldfinger unserer Rosa streifte," sprach sie von Wehmut fast überwältigt, und ihre Empfindungen spiegelten sich in den erregten Zügen Monikas, „wer mir aber den Ring aus der Ferne zutrug, der bedarf keiner weiteren Empfehlungen mehr."

„Und anderes noch, das nicht minder von Wert für Sie, lege ich in Ihre Hände nieder," nahm Braddon wieder das Wort, „den letzten Brief, den Ihre Nichte von dem verstorbenen Gatten erhielt. Außerdem bin ich Ueberbringer von Nachrichten, die man, erschütternd, wie sie wirken mögen, stets willkommen heißt, sofern sie einen teuren Toten betreffen."

„Das läßt sich hören," versetzte die Bumbootwachtel ernst, indem sie Braddon die Hand bot, „ja, Herr — Herr —"

„George Braddon," schaltete dieser ein, „und wenn zur Zeit etwas freudig mich bewegt, so ist es das Bewußtsein, nach jahrelangem vergeblichem Forschen endlich vom Glück begünstigt worden zu sein."

„Meine Nichte Monika," stellte die Bumbootwachtel diese nunmehr mit einem gewissen Stolz vor, „und ich müßte das Kind weniger genau kennen, würde das, was ihre unglückliche Schwester betrifft, von ihr nicht ebenso dankbar in Empfang genommen, wie von mir selber, mag es immerhin ein Thränlein kosten."

Monika war schweigsam geworden. Wie eines Fehls sich bewußt, mied sie Braddons Blicke. In der irrtümlichen Ueberzeugung, ein von ihm streng gehütetes Geheimnis mit ihm zu teilen, hatte Unsicherheit sich ihrer bemächtigt. Es wiederholten sich in ihrer Erinnerung die

Worte Sidneys, die einst ihrem mädchenhaften Empfinden schmeichelten und eine unerschöpfliche Quelle für die holdesten Träume eröffneten. Vergeblich kämpfte sie gegen die sich daraus ergebenden Betrachtungen und Vorstellungen. Sie versuchte zwar, sich zu überreden, daß eine Täuschung nicht ausgeschlossen; ihr ehrlicher Wille scheiterte indessen jedesmal, so oft Braddons ruhige Stimme zu ihren Ohren drang und einen geheimnisvollen Nachhall in ihrem Herzen fand, ihre Blicke sich verstohlen in das Anschauen der vertrauenerweckenden mannhaften Erscheinung versenkten.

Bald darauf saßen sie zu dreien auf dem Deck des Loggers in eine ernste Unterhaltung vertieft. Braddon hatte den Inhalt des Briefes zur Kenntnis der Frau Kapitän gebracht. Dann erörterte er, vorsichtig bemessend, was der Polizeidirektor ihm anvertraute: jenes Geheimnis, welches die Bumbootwachtel so lange gewissenhaft bewahrte und behütete. Die niedrig stehende Sonne sandte ihre rötlichen Strahlen unter das Zeltdach. Milchweiße Wolkenschäfchen glitten träumerisch am blauen Himmel einher. Ruderböte mit fröhlichen Menschen belebten den Strom nach allen Richtungen. Wie schlummernde Riesen lagen die schweren Kauffahrteischiffe vor ihren Ankern. Doch für nichts anderes hatten die drei befreundeten Gestalten Sinn, als für die sich zwischen ihnen abspinnenden Gespräche. Es war, wie die Bumbootwachtel voraussagte: bald schlich bei ihr, bald bei Monika ein Thränlein über die Wangen, und weiter öffneten ihre Herzen sich dem Fremdling, der gleichsam in Gräbern suchte, die Bilder teurer Verstorbener heraufbeschwor und endlich eines derselben dem Leben gänzlich zurückgab. Ein holdes Kind zauberte er vor die Frohlockenden hin, ein Röschen, heiter erblühend unter liebevoller Pflege und nimmer ermüdenden treuen Augen.

Elftes Kapitel.

Eulen und Fledermäuse.

Der Abend hatte sich auf Strom und Stadt gesenkt und fand die Bumbootwachtel, Monika und ihren Gast noch immer beisammen. Zwischen ihnen auf dem Tisch brannte eine Lampe und beleuchtete das von Jodokus Quasts Kochkunst zeugende Mahl. Die Ereignisse, die sie fortgesetzt erörterten, schienen die letzten Schranken beseitigt zu haben, wie wohl geschieht, wenn gleichgesinnte Menschen sich über ein gemeinsames Werk vereinbaren. Und als Braddon sich endlich verabschiedete, da wurden Worte und Zusicherungen gewechselt, als ob man seit Jahren herzlich befreundet gewesen wäre.

Die Nacht war um diese Zeit weit vorgeschritten. Von den Kirchtürmen meldeten die Uhren den Beginn der Mitternachtsstunde. Wenn Müdigkeit nach gewissenhaft vollbrachtem Tagewerk, gleichviel welcher Art, die Augen arbeitsfreudiger Sterblicher zur kräftigenden Rast schloß, die letzten erleuchteten Fenster erblindeten und erloschen, so waren dafür die lichtscheuen Eulen und Fledermäuse der menschlichen Gesellschaft rege geworden. Geräuschlos strichen sie durch die finsteren Straßen und Gassen; die einen hierhin, die anderen dorthin, je nachdem sie Beute suchten oder deren Gewinnung vorbereiteten. Wie mit dem Instinkt nachtliebender Tiere ausgerüstet und fortgesetzt argwöhnisch um sich lauschend, schienen sie vor den sie überwachenden Elementen die Eigenschaft von Schatten angenommen zu haben.

Einem Schatten ähnlich war auch Archibald v. Brackenfeld von dem schwarzen Gemäuer verschlungen worden, hinter welchem Heidenreich auf neue Mittel sann, seine verbrecherisch erworbenen Schätze zu vervielfältigen. Auf das bekannte Pochen hatte er den jungen Mann zu sich

hereingelassen; doch erst nachdem die Riegel der Hausthür leise in ihre Haften geglitten waren, öffnete er die in seiner Hand befindliche Blendlaterne. Flüchtig lenkte er deren Schein auf Brackenfelds Gesicht. Mildes Schmunzeln verriet, daß die heftige Erregung, die seine Züge entstellte, ihn befriedigte, und so fragte er verbindlich: „Was verschafft mir die Ehre Ihres späten Besuches? Mußte ich doch glauben, daß nach der letzten Zusammenkunft Sie den Geschäftsverkehr mit dem armseligen Antiquitätenhändler aufgegeben hätten."

„Längst erwarteten Sie mich," stieß Brackenfeld mit gepreßter Stimme hervor. „Ebenso genau wie ich selber wissen Sie, daß ich fürs erste noch nicht auf Ihre Beihilfe verzichten kann. Ich gebrauche Geld, mindestens zweitausend Thaler. Meine Gläubiger verlangen Abschlagszahlung. Schaffen Sie keinen Rat, so bleibt mir kein anderer Ausweg, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen."

„O, mein gnädigster Herr, Sie werden nicht voreilig handeln, wär's doch ein schlechter Tausch, anstatt eine schöne, reichbegüterte Frau heimzuführen, sich in kalter Erde schlafen zu legen."

„Sparen Sie Ihre Weisheit und malen Sie nicht tückisch aus, was mir ohnehin Tag und Nacht in den Ohren heult. Ohne Ihre Vermittelung keine Hochzeit, und ohne diese mein und besserer Menschen Verderben."

Sie hatten den Flurgang durchmessen. Bevor Heidenreich die Thür seiner Höhle öffnete, leuchtete er noch einmal rückwärts. Brackenfeld folgte seiner Bewegung mit den Blicken und entdeckte in demselben Augenblick, in welchem jener sich wieder umkehrte und die Hand auf die Schloßklinke legte, daß kaum drei Schritte weit hinter ihm eine Thür unhörbar nach innen wich. Beim Schimmer der Laterne unterschied er eine sich regungslos

verhaltende Gestalt. Dunkel gekleidet, zeichneten sich nur ein geisterbleiches Antlitz und eine drohend gehobene weiße Hand aus. Als hätte ein Blitzstrahl ihn geblendet, bedeckte er seine Augen mit der Hand, faßte sich aber schnell, und in der Hast, sich Heidenreich anzuschließen, stolperte er über die Schwelle. Er sah nur noch, daß hinter der erbitterten Warnerin die Thür zuglitt.

„Fallen Sie nicht," sprach Heidenreich, indem er den Schein der Laterne auf Brackenfeld lenkte. Er verstummte und leuchtete ihm ins Gesicht. „Was ficht Sie an?" fragte er mit erheuchelter Teilnahme, „schauen Sie doch darein wie jemand, der plötzlich von schwerem Siechtum befallen —"

„Scheren Sie sich um Ihr eigenes Aussehen," schnitt Brackenfeld das weitere erbittert ab, „oder wähnen Sie, es sei ein Genuß für mich, Ihre Habgier mit Heiligtümern zu beschwichtigen?"

„Habe ich den Herrn gerufen?" fragte Heidenreich in dem Bewußtsein der ihm über sein Opfer eingeräumten Gewalt mit kaltem Hohn; „ist's Ihnen leid, meine bescheidene Heimstätte betreten zu haben — was hindert Sie, zu gehen und anderweitig Rat zu suchen. Und was sind Heiligtümer?" verfiel er süßlich lächelnd in einen gleißnerischen Ton; „sind Heiligtümer beim alten ehrlichen Heidenreich weniger sicher aufbewahrt, als auf jeder anderen Stelle? Stehen sie Ihnen doch jederzeit zur Verfügung, nachdem Sie in Verhältnisse gerieten, die es Ihnen ermöglichen, die Vergangenheit auszulöschen und einen frommen Lebenswandel zu beginnen mit einem schönen Ehegemahl."

Wie unter einem vernichtenden Schlage hatte Brackenfeld dagestanden. Sein Gewissen bäumte sich auf, allein es war zu spät zur Umkehr. Mit der Schwerfälligkeit eines Trunkenen richtete er sich auf, dem tückisch lauernden Wucherer einen Schritt näher tretend.

„Ich wiederhole," sprach er gereizt, „anstatt mit Ihrem teuflischen Hohn die Zeit zu vertrödeln, sollten Sie sich beeilen, das Geschäft zum Abschluß zu bringen," und einen flachen Maroquinkasten auf den Tisch werfend, ließ er sich davor nieder.

Heidenreich mochte empfinden, mit seinem beißenden Spott zu weit gegangen zu sein, und befleißigte sich einer unterwürfigen Haltung. Schweigend öffnete er den Behälter. Edelsteine verschiedener Größe und Farbe, in Form eines Diadems gefaßt, funkelten ihm entgegen. Ferner ein Armband ähnlicher Arbeit und eine reich mit Diamanten besetzte Busennadel. Brackenfeld, der seit dem flüchtigen Anblick Xenias seine Farbe noch nicht zurückerhalten hatte, überwachte den greisen Wucherer argwöhnisch. Obwohl dieser geübt, den Ausdruck seines Gesichtes zu beherrschen, entging ihm nicht, daß Erstaunen, geeint mit unbezwinglicher Habgier, die gerunzelten scharfen Züge belebte, statt des liebevollen Schmunzelns ein unheimliches Gepräge des Heißhungers um die welken Lippen lagerte.

„Ein recht hübscher Schmuck," begann er endlich, sobald er der ersten Erregung Herr geworden, „sind die Steine echt und nicht zum Teil bereits durch falsche ersetzt worden, so mag er unter Brüdern seine dreitausend Thaler —"

„Dreitausend, nachdem er, wie ich aus sicherer Quelle weiß, auf neuntausend abgeschätzt worden?" wendete Brackenfeld zornbebend ein.

„Was heißt abschätzen?" nahm Heidenreich wieder schmeichelnd das Wort, „kann ich doch eine abgetragene Kommißhose auf hunderttausend abschätzen, ohne ihr dadurch den Wert eines Fünfgroschenstückes zu verschaffen."

„Machen Sie keine Umschweife," versetzte Brackenfeld, seine Wut gewaltsam niederkämpfend, „ich kam nicht, um

das Geschmeide zu verkaufen, sondern allein, um es Ihnen als Unterpfand auf zwei Monate anzuvertrauen."

„Wieviel gedenken der gnädige Herr darauf zu erheben?" fragte Heidenreich gleichmütig, und den Schmuck in den Kasten zurücklegend, schob er ihn mit der Rückseite der Hand nachlässig vor Brackenfeld hin.

„Machen wir es kurz: Ich gebrauche zweitausend Thaler, eine kleine Summe im Vergleich mit dem Werte des Schmuckes."

„Würden's nicht thun tausend?" hieß es gelangweilt zurück.

„Zweitausend und keinen Pfennig weniger, vorausgesetzt, Sie stellen mir einen rechtsgültigen Empfangsschein aus."

„So werden wir uns schwerlich einigen; das Risiko ist zu groß. Denn wer bürgt dafür, daß keine Nachahmungen unter den Steinen? Außerdem kann ich durch meine Gutmütigkeit in Zwiespalt mit dem Gesetz geraten."

„Schon allein um meiner selbst willen ist derartiges ausgeschlossen. Im übrigen giebt es hundert andere, die mich zu einem billigeren Zinsfuß bedienen, sofern ich es über mich gewinne, sie mit meiner Lage vertraut zu machen."

Heidenreich zuckte die Achseln. Brackenfeld, zitternd vor Wut, schloß den Kasten, schob ihn in die Brusttasche und erhob sich. Heidenreich bezweifelte nicht, daß er es ernstlich meinte, denn er hatte den ersten Schritt nach der Thür hinüber noch nicht gethan, als er ihn mit den Worten aufhielt: „Was ich keinem zweiten zugestehen würde, wage ich trotz aller Gefahr für einen gewissenhaften alten Kunden. Also geschrieben: Zweitausend Thaler, wovon auszuzahlen sofort eintausendsiebenhundert."

„Und der Rest?" fuhr Brackenfeld wild auf.

„Der gnädige Herr vergessen die Zinsen."

„Dreihundert Thaler auf zwei Monate? Was soll das? Zweitausend, oder aus dem Geschäft wird nichts. Ist die Sache binnen fünf Minuten nicht erledigt, so mögen Sie mir die Thür Ihrer Raubhöhle öffnen.“

„Gut, gut,“ lenkte Heidenreich nunmehr mit Widerstreben ein, „im Vertrauen auf Ihre Ehrenhaftigkeit sollen Sie die ganze Summe erhalten; denn ich habe Achtung vor Ihnen, sogar große Zuneigung zu dem gnädigen Herrn, und es soll mir eine Freude sein, Sie vor dem Untergang zu bewahren.“

Brackenfeld lachte höhnisch auf, nahm aber seinen Platz wieder ein, indem er bemerkte: „Ihre Zuneigung reicht gerade so weit, wie Ihre Aussicht auf wucherischen Gewinn. Und Achtung? Ja, Achtung vor dem Schuldschein, der Ihnen den Gewinn verbürgt. Und jetzt vorwärts.“

Ein Formular, das als Kopf seinen Namen trug, zog Heidenreich vor sich hin. Bedachtsam schrieb er eine Weile; dann überreichte er Brackenfeld den ausgefüllten Schein nebst Feder.

„Hier steht: zweitausendvierhundert,“ fuhr dieser nach dem ersten Blick auf die Schrift empor.

„Ganz recht, gnädiger Herr. Zweitausend bar, vierhundert als Zinsen auf drei, statt zwei Monate.“

Schwankte Brackenfeld angesichts des schamlosen Wuchers, so begriff er andererseits, daß fernere Vorstellungen vergeblich sein würden. Nebenbei klammerte er sich an die Hoffnung an, das Pfand noch vor dem anberaumten Termin einzulösen. Alle Möglichkeiten leichtfertig erwägend, war ihm das Blut in einer Weise zu Kopf gestiegen, daß sein Gesicht beängstigend glühte. Einen letzten kurzen Kampf kämpfte er, und er war bereit, seine Seele dem Bösen zu verschreiben. Hastig packte er die Feder, und ohne den Schein ganz gelesen zu haben, fügte er seinen Namen bei.

Mit derselben fieberhaften Unruhe nahm er die Quittung über das abgetretene Geschmeide in Empfang, und jetzt erst zählte Heidenreich die vereinbarte Summe vor ihn hin. Wie geistesabwesend brachte er sie in seinen Taschen unter. Als habe plötzlich Stumpfsinn sich seiner bemächtigt, erhob er sich. Heidenreich erinnerte ihn an das zu hinterlassende Pfand.

Brackenfeld erschrak.

„Wo hatte ich meine Gedanken?“ fragte er zerstreut, indem er das Etui hervorzog. Einige Sekunden wog er es unter den lauernden Blicken Heidenreichs. Totenblässe breitete sich über sein Gesicht aus. Seine Hand zitterte, als habe sie ein Zentnergewicht gehoben; doch, sich ermannend, gab er den altehrwürdigen Familienschatz hin. Was er dabei empfand, darüber war er sich selber nicht klar. Sein guter Engel war von ihm gewichen; es gab keine Rettung mehr für ihn. Wohl beschwerte das ihm vermeintlich wieder emporhelfende Geld seine Taschen, wohl schöpfte er Mut aus dem Bewußtsein, nunmehr der dringendsten Not begegnen zu können; was aber darüber hinaus lag, das umwogte ihn wie die Schlammwellen eines unergründlichen Morastes, in den er tiefer und tiefer hinabsank.

Ohne ein Wort des Abschieds trat er, von Heidenreich mit der Laterne begleitet, auf den Flurgang hinaus. Scheu spähte er um sich. Scheu schlich er an der bekannten Thür vorüber. Seine Befürchtungen sollten sich nicht erfüllen. Sie blieb geschlossen. Erst als die kühle Nachtluft seine Schläfen umwehte, trat der alle Sorgen, alle Gewissensbisse überwuchernde Leichtsinn wieder in seine Rechte ein. Bedurfte es doch nur einer kleinen Begünstigung des Geschickes, um sein Lebensglück begründet zu sehen. Wie dieser Gedanke ihn ermutigte und er seine Schritte beflügelte, um dem verpesteten Stadtteil zu entkommen, in

dem er seine letzten besseren Gefühle zu Grabe getragen hatte. —

Anders Heidenreich. Kaum in sein Gemach zurückgekehrt, rief er seine Tochter. Eintretend sah sie ihn lebhaft auf und ab schlurfen und die Hände behaglich ineinander reiben.

„Bringe mir ein Schnäpschen," gebot er, ohne sie anzusehen, „bin ich doch erschöpft nach dem vielen Reden mit dem jungen Menschen, daß ich für meine Nachsicht einen kleinen Lohn verdiene."

Xenia, das Bild einer rächenden Judith, rührte sich nicht. Starr waren ihre Blicke auf den greisen Wucherer gerichtet, den sie Vater nannte und dem als Tochter zu dienen sie gezwungen war.

„Worauf wartest du noch?" fragte Heidenreich ungeduldig, „ist's dir zu viel, deinem Vater zu reichen eine Herzstärkung?"

„Eine Herzstärkung dafür, daß du einen ursprünglich ehrenwerten jungen Mann durch Fördern seiner Genußsucht ins Verderben stürzest? Einen Lohn dafür, daß er auf deine Anregung dir das seiner Mutter entwendete Geschmeide überbrachte?" versetzte Xenia eintönig.

„Schweige mit deinen unehrerbietigen Reden!" schrie Heidenreich ihr zu, „hab' ich ihn gerufen, oder kam er, um eine Wohlthat von mir zu erbitten? Soll ich ihm versagen, was jeder andere an meiner Stelle zugebilligt hätte? Oder soll ich gar versuchen, das feine Herrchen auf einen tugendsamen Weg zu geleiten und darüber selbst zu Grunde gehen?" Und gehässiger, wie in einem Paroxysmus der Wut, keifte er weiter: „Hattest du aber von jeher Mitleid mit dem glatten Herrchen, daß du seinetwegen dich versündigtest am eigenen leiblichen Vater, so folgt daraus nicht, daß ich ihm küssen soll die neuen glanzledernen Stiefel. Denn dasselbe vornehme Herrchen, das

sich in diesem ärmlichen Gemach vor mir im Staube windet, würde mir auf 'ner anderen Stelle einen Fußtritt versetzen aus Verachtung. Ja, Verachtung! Was liegt mir an der Achtung der Menschen? Ich könnte sie nicht erwerben, und ließe ich mich für sie ans Kreuz nageln. Dafür will ich den Fuß auf ihren Nacken stellen, um zu hören, wie sie winseln, wenn sie mich anflehen um Barmherzigkeit."

Wie eine Statue verharrte Xenia in ihrer ehernen Ruhe. Die Zornesausbrüche des Vaters schienen für sie ungehört zu verhallen. Erst als er beinahe atemlos endigte, sprach sie mit eigentümlich feierlichem Tonfall: „Trägt der einer Mutter vom eigenen Sohne entwendete Schmuck dir einen furchtbaren Fluch ein, so wasche ich meine Hände in Unschuld."

Heidenreich stand wie betäubt. Den Kopf weit vorgestreckt, die dürren Finger krampfhaft ineinander windend, rang er nach Atem. Endlich entsprudelte den beweglichen Lippen: „Das mir? Mir, deinem Vater? Geh, geh mir aus den Augen! Ich verachte das Schnäpschen von deiner Hand; denn es würde sich auf meiner Zunge in Gift verwandeln — geh — geh mir aus den Augen —"

Mit dem Ausdruck einer Schlaftrunkenen entfernte sich Xenia. Kaum war sie aus dem Gesichtskreise des Wütenden getreten, als er schleunigst die Thüren verriegelte. Eine Weile schlurfte er unruhig hin und her; dann, vor dem Tisch Platz nehmend, öffnete er den noch zur Hand liegenden Maroquinkasten, und teuflisches Frohlocken verzerrte sein Gesicht, als die kostbaren Juwelen ihm entgegenblitzten. Das ihnen entströmende Feuer schien sein Gehirn in Flammen zu setzen, daß er sich von dem Anblick nicht loszureißen vermochte. Erst nach einer längeren Weile seufzte er tief auf, und die Bettstelle zur Seite rollend, verschwand er mit der Lampe in dem niedrigen

Kellerraum. An den Tisch zurückgekehrt, stellte er eine feste Holzschachtel neben sich hin, und einen auf allen Seiten emporgekniffsten Papierbogen ausbreitend, entleerte er sie auf denselben. Wie ein Feuerregen rieselte es unter seinen Händen hervor. Edelsteine von allen Farben und Größen, lauter Nachahmungen, aber so kunstvoll hergestellt und geschliffen, daß nur ein Kenner bei sorgfältiger Prüfung sie von echter Ware zu unterscheiden vermochte, und jetzt erst begann sein eigentümliches Werk, zu dessen Verrichtung er nur eine scharfe Lupe und ein Zängelchen benutzte.

Neben ihm lag das verpfändete Geschmeide. Prüfend ruhten seine Blicke abwechselnd auf diesem und den losen Steinen. Bald den einen, bald den anderen packte er mit dem Zängelchen, um ihn mit einzelnen in dem Schmuck befestigten zu vergleichen. Es war eine mühsame Arbeit; denn lange dauerte es oft, bevor er einen Simili herausfand, der geeignet, diesen oder jenen der gefaßten Steine zu ersetzen. Doch er war unermüdlich, und Stunden verrannen, bis er endlich den ganzen Vorrat durchgeprüft und das zu seinem Zweck Taugliche abgesondert hatte. Waren es auch nur sieben oder acht Steine, die er für eine gelegentliche Verwendung bestimmte, so durfte er sich doch rühmen, seine Zeit reich verwertet zu haben.

Die dritte Morgenstunde näherte sich ihrem Ende, und durch das vergitterte Fenster meldete sich das erste Grauen des Tages, als er endlich alles verpackte und seinen übrigen Schätzen in dem Kellerraum beifügte; dann kroch er zwischen die unsauberen Pfühle und Decken. Nachdem er den Dolch unter die Kopfmatratze geschoben hatte, entschlief er beinahe ebenso schnell. Wer ihn beobachtete, hätte ihn um das gute Gewissen beneiden mögen, das ihm die Kissen zu einem sanften Schlummer glättete.

Seine Tochter wand sich unterdessen in Seelenqualen

auf ihrem harten Lager. Vergeblich sehnte sie einige Stunden der Vergessenheit herbei. Was sie in dieser Nacht erlebte und erlauschte, hatte ihr letztes Fünkchen Lebensmut erstickt. Sie weinte nicht, seufzte nicht. Zu lange hatte sie den Vater auf seinen verbrecherischen Wegen gewissermaßen begleitet, um ihrem Jammer noch lauten Ausdruck zu verleihen. In ihrem Kopfe bohrte und hämmerte es fortgesetzt, während sie auf Mittel sann, denjenigen, dem sie nur wenige Stunden eines mit Wehmut geeinten irdischen Glückes verdankte, vor unrettbarem Versinken in Schmach und Schande zu bewahren. Denn der Verlust des kostbaren Geschmeides konnte ebensowenig lange verborgen bleiben, wie sie wußte, daß ihr Vater sich nie dazu verstehen würde, seinen Raub anders als für Opfer herauszugeben, die ihm an Wert gleichkamen.

Und noch eine Stunde später, da hatten die lichtscheuen Eulen und Fledermäuse sich in ihre Schlupfwinkel verkrochen. Es ruhten die Kräfte, die, gleich ihnen, ununterbrochen rege gewesen, um die vom Verbrechen hinterlassenen Spuren unter Aufbieten des äußersten Scharfsinnes und größter Vorsicht in Nacht und Finsternis auszukundschaften. Die Sonne schickte sich an, ihr glühendes Gold und ihren Purpur vorauszusenden, Menschen und Tiere zu neuem fröhlichen Schaffen und Wirken zu ermuntern.

Zwölftes Kapitel.

Die Falle.

Die nächsten Tage spannen sich unter einem launischen Himmel ab. Lieblicher Sonnenschein wechselte mit grämlich drohendem Gewölk und Regen, erkältender Wind mit kaum wahrnehmbaren heißen Luftströmungen. Auch unter den Menschen herrschte, unabhängig von atmosphärischen Einflüssen, unbeständige Witterung. Hoffnungs-

freudig schlugen die Herzen hie und da beim Rollen des Donners, zitterten und zagten sie dort, während die Vögel zu derselben Zeit jedes Stündchen blendenden warmen Lichtes mit hellem Jubelgesang begrüßten.

Durch Monikas Vermittelung war Braddons Verkehr auf dem Vorwerk angebahnt worden, jedoch ohne daß sie das ihn vermeintlich umhüllende Geheimnis auch nur durch eine Andeutung preisgegeben hätte. Und so beobachtete sie mit inniger Befriedigung, daß Thekla von ihm ähnliche Eindrücke empfing, wie sie selber, dagegen zu ihrem Erstaunen nie auch nur mit einer Silbe der Möglichkeit gedachte, daß hinter dem jungen Amerikaner der so lange sehnsuchtsvoll erwartete Franklin Tracy verborgen sein könne. Ihre Ueberzeugung befestigte sich noch besonders dadurch, daß sie ihn an einem Werk beteiligt wußte, bei welchem, zumal dem falschen Franklin gegenüber, die Verheimlichung seiner Persönlichkeit streng geboten.

Brackenfeld erschien nur selten draußen; trat dann aber mit einer so auffällig ehrerbietigen Zurückhaltung auf, daß man ihn für erkrankt hielt. Sein Gesicht hatte den früheren leichtfertigen Ausdruck verloren. Träumerisch, sogar unstet und scheu blickten seine Augen. Ergriff ihn dagegen zuweilen eine Anwandlung von Heiterkeit, so gelangte sie dafür um so ungestümer und geräuschvoller zum Durchbruch. Solche Scenen endigten fast jedesmal damit, daß er sein Pferd vorführen ließ, sich in den Sattel schwang und wild davonsprengte.

Halliger und seine Unterbeamten, nicht unwesentlich unterstützt durch Aufdermauer, schürzten unterdessen die Maschen des um Kelly und Green gewebten Netzes immer enger und fester. Es geschah mit so viel kluger Berechnung, daß diese vollständig in Sicherheit gewiegt wurden, die ganze Angelegenheit als vergessen hätte gelten können.

Sogar die Bumbootwachtel wurde, ohne die Wahrheit zu ahnen, insoweit mit in das Gewebe hineingezogen, daß man sie hie und da durch Aufdermauer in ihren Bewegungen lenken und bestimmen ließ. Der falsche Tracy hatte sich nur noch einmal bei ihr blicken lassen. Eine Art Höflichkeitsbesuch stattete er ab, bei welcher Gelegenheit er den Silberfund nur beiläufig erwähnte und dringlich vor jeder übereilten Entscheidung warnte. Für sie verlor er dadurch bis zu einem gewissen Grade seine Bedeutung. Ihr Sicherheitsgefühl aber erhöhte, daß sie das Felsstück mit der Erzprobe wie den dazu gehörenden Bericht in unzugänglichem Verwahr wußte.

Ein regenverkündender Himmel hing über Stadt und Strom. Er verdichtete die Dunkelheit einer mondlosen Nacht. Wie in Träumen über die fernen Zeiten versunken, in denen er noch das Meer furchte, lag der Logger. Die Bumbootwachtel und Monika waren kurz vor Sonnenuntergang in dem Ponywagen abgeholt worden, um gemeinschaftlich mit Braddon den Abend unter dem gastlichen Strohdache der Mamsell Stine zu verbringen. Stille herrschte daher in seiner Umgebung, tiefe Stille in seinem Innern. Sogar das rasselnde Schnarchen, mit welchem Jodokus Quast die Back zu erfüllen pflegte, war verstummt. Nebelartig niederrieselnde Feuchtigkeit hatte Straßen und Gassen frühzeitig geleert. Um so lebhafter verkehrte man in Restaurationen und Trinkhallen. Selbst die elendesten Kneipen, mochten sie immerhin so versteckt liegen, daß nur mit allen Schleichwegen vertraute Stammgäste sie auffanden, erfreuten sich regen Besuches. So auch der „Blaue Anker", eine Kellerwirtschaft, dadurch verrufen, daß nach Einbruch der Dunkelheit allerlei Gesindel daselbst zusammenströmte.

An dem heutigen Abend befanden sich dort acht oder neun Männer verschiedenen Alters, die dem Branntwein

und Bier weidlich zusprachen, gruppenweise kaum noch zu unterscheidende Spielkarten handhabten und nach angesengtem Kartoffelkraut duftende Cigarren rauchten. Ihre Physiognomien trugen fast durchgehends das Gepräge entlassener Zuchthäusler oder solcher, die es noch werden wollten. Zwei trübe brennende Oellampen erleuchteten armselig den mäßig umfangreichen Raum mit den nackten schimmeligen Wänden, deren einziger Schmuck mittels Kohle oder Kreide aufgetragene anwidernde Karikaturen und vereinzelte Landkarten, die ihr Entstehen dem hie und da abfallenden Kalkputz verdankten. Spinngewebe, durch Staub verdichtet, klebten an der niedrig hängenden rußigen Decke; dazwischen sogenannte Heringsseelen, die von unsauberen Händen im Uebermut nach oben geschleudert worden. Die Einrichtung bestand aus einem halben Dutzend kleiner zerhackter Tische, einer entsprechenden Anzahl Schemel und Bänke und einem Schänktisch, an den zu beiden Seiten Gestelle sich anschlossen, die mit Flaschen und kleineren Tonnen besetzt waren. Außerdem lagen in einem Winkel übereinander getürmt sieben oder acht Seegrasmatratzen, die gelegentlich für ein paar Pfennige vermietet wurden. Dieses mit Fuselduft und Tabaksqualm erfüllte, wenig anheimelnde Reich beherrschte als Wirt eine skelettähnliche dürre Erscheinung, dessen bartloses spitzes Mäusegesicht die eigentümliche Gabe besaß, mit beiden Augen zugleich in verschiedene Richtungen zu spähen.

Eine rußige Schwarzwälder Wanduhr, die mit trägem Ticken die Sekunden abzählte, hatte eben halb zehn geschlagen, als nach vorschriftsmäßigem Klopfen ein neuer Gast zugelassen wurde. Alle Blicke richteten sich auf den Eintretenden, eine etwas ramponierte Kellnergestalt mit den Bartbehängen eines Lords und verbindlich blinzelnden Augen.

„Der Blochner," hieß es hie und da sorglos, auch

wohl „Scheuklappe“, durch welchen Namen er, nach verhältnismäßig kurzer Bekanntschaft mit ihm, auf Grund seines unsteten Blickes ausgezeichnet worden war, und weiter knallten die harten Knöchel auf die Tischplatten, so oft es galt, eine Karte zu übertrumpfen. Nur der Schlosserjup, der abseits einsam vor einem Glase Branntwein saß und gemächlich seine kurze Pfeife rauchte, behielt den Ankömmling länger im Auge. Seinen fragenden Blick beantwortete Blochner durch das Schließen des einen Auges; dann trat er vor den mit nur drei Spielern besetzten Tisch, wo man ihm zur Beteiligung einen Platz einräumte. Bevor er sich niederließ, bestellte er ein Glas Bier. Den feuchten Hut ablegend, schritt er dicht am Schlosserjup vorbei und raunte ihm zu: „Alles in Ordnung. Freie Bahn bis eine Stunde nach Mitternacht. Punkt ein Viertel nach zehn Uhr unter der Kanalbrücke.“

Der Schlosserjup schien es nicht gehört zu haben, so unbeweglich blieb der Ausdruck seines Gesichts. Gleich darauf warf Blochner die ersten kleinen Münzen auf den Tisch, und die Karten ergreifend, hatte er nur noch Sinn für das Spiel. Fast ebenso schnell geriet er in Verlust, wie seine wiederholten Verwünschungen bekundeten und die Hast, mit der er ein Glas Bier nach dem anderen hinunterstürzte.

So war zehn Uhr herangekommen. Mit dem letzten heiseren Schlage erhob sich der Schlosserjup. Den Rock, den er über die Bluse gezogen hatte, knöpfte er bis unters Kinn zu, und den schlappen Filzhut über die Ohren streifend und seine Taschen betastend, schickte er sich zum Gehen an. Die an ihn gerichteten Fragen betreffs seines frühen Aufbruchs beantwortete er durch Achselzucken, und nachdem die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, kümmerte man sich nicht weiter um ihn.

Blochner spielte unterdessen mit wachsender Ungeduld

weiter; doch so viel Mühe er sich gab, dem Glück ein wenig nachzuhelfen, es blieb beim alten. Zu immer höheren Einsätzen reizten ihn die Spottreden der Partner, bis er endlich nach Ablauf einer halben Stunde die Karten wütend auf den Tisch warf, seine Zeche berichtigte und, verfolgt von wildem Hohngelächter, auf die Straße hinausstürmte.

„Der bringt's nicht weit hier," hieß es darauf während des Mischens.

„Höchstens bis in Numero Sicher," bemerkte ein anderer, „der Teufel traue einem Zugereisten," und fortgesetzt wurde das Spiel, als ob überhaupt keine Störung stattgefunden habe. —

Wenige Minuten fehlten nur noch an elf Uhr, als ein von zwei Männern eilfertig gerunderter Fischerkahn neben das abgedankte Bumboot der Frau Kapitän Wachtel hinglitt. Gleichzeitig schlüpfte eine verhüllte Frauengestalt in dasselbe hinab.

„Ist die Luft rein?" fragte Edstein dringlich.

„Vorläufig ja," antwortete die Elfenbeinhexe leise, „seit Einbruch der Dunkelheit hielt ich Wache. Keine Maus hätte sich in der Nachbarschaft unbemerkt rühren können."

„Keine Ueberraschung durch die Bumbootwachtel zu befürchten?"

„Kutschiert sie gegen Abend erst nach dem Vorwerk, so kehrt sie vor Mitternacht nie heim."

„Aber das Untier, der alte Koch?"

„Die taube Nuß? Der schläft, daß ihm das Bett unter dem Leibe verbrennen könnte, ohne dadurch ermuntert zu werden. Ich klopfte auf die Schiffswand; es störte ihn nicht."

„So haben wir Eile," warf der Schlosserjup ein, „ob die Arbeit in 'ner halben Stunde gethan ist, hängt vom Glück ab. Der Teufel traue der Alten."

„Das Rollen des Wagens meldet sie früh genug an," versetzte die Elfenbeinhexe.

„Was nutzt's, wenn die Arbeit unbeendigt bleibt?" meinte der gewerbsmäßige Einbrecher mürrisch; „müssen wir vor der Zeit flüchten, ist auf eine neue Gelegenheit nicht mehr zu rechnen."

Während dieses Gespräches hatte Edstein sich nach dem Ufer hinaufgeschwungen. Dort wartete er auf die Genossen, und gemeinsam mit ihnen begab er sich nach dem Logger hinüber. Während der Schlosserjup in die Laube trat und über die Beschaffenheit der Kajütenthür und des Schlosses sich unterrichtete, schlichen Edstein und die Elfenbeinhexe noch einmal um den Logger herum. Argwöhnisch spähend, teilten sie ihre Aufmerksamkeit zwischen der nächsten Umgebung und der Straße. Vereinzelte Menschen gingen dort zwar, jedoch nur dürftig von einer abwärts brennenden Laterne gestreift, wogegen ihre eigenen Gestalten mit dem schwarzen Schiffsrumpf zusammenfielen. Eine Minute verloren sie damit, daß sie neben dem Bug auf ein Lebenszeichen des ehrlichen Quast lauschten, bevor sie ihre Nachforschungen auf der Rückseite des Loggers fortsetzten.

„Was bedeutet das Schwarze da drüben?" fragte Edstein, und stehen bleibend, wies er auf eine im Dunkeln verschwimmende unförmliche Masse, die sich in der Entfernung von etwa zwölf Ellen seitwärts von ihnen erhob.

„Der Holzvorrat der Alten," lautete die geflüsterte Antwort. „Er steht außerhalb des Gartens und ringsum frei. Keine Katze kann sich da verkriechen. Ich war dort, kurz bevor ihr landetet," und vorsichtig einherschreitend, setzten sie ihren Weg fort.

Als sie in der Laube eintrafen, empfing der Schlosserjup sie mit einem Fluch. Der nach dem von Kelly genommene Wachsabdruck angefertigte Dieterich erwies sich als

unbrauchbar. Er war daher gezwungen, das Schloß auszuschneiden. Er hatte bereits mehrere Löcher um dasselbe herum gebohrt, und immer wieder setzte er das scharfe Instrument an. Es war, als ob der unerwartete Widerstand seinen Eifer noch erhöht habe. Schweigen herrschte unterdessen. Man hörte nur das leise mahlende Geräusch, mit welchem der Zentrumbohrer in das Holz einschnitt. Die Elfenbeinhexe hatte sich entfernt, um in der Nähe der Straße Wache zu halten und bei drohender Gefahr die Genossen zu warnen. Dicht an dem Holzstoß schlich sie vorüber, so nahe, daß sie eine hart neben den übereinander geschichteten Kloben liegende menschliche Gestalt mit den Rockſäumen streifte. Wäre ihre Aufmerksamkeit nicht ausschließlich der Straße zugekehrt gewesen, so hätte sie die boshaften Blicke fühlen müssen, die sie, soweit die Finsternis es zuließ, in ihren Bewegungen verfolgten.

Eine kurze Strecke war sie gegangen, als aus dem Schatten sich ein Mann entwickelte, dem ein weiter Regenmantel und schlapper Seemannshut, ein sogenannter Südwester, beinahe die letzte Aehnlichkeit mit einem menschlichen Gebilde raubten. Mit sich führte er einen schweren Knotenstock, in der Faust eines entschlossenen Mannes immerhin eine gefährliche Waffe. Kurze Zeit horchte er der Elfenbeinhexe nach; dann schlich er in schräger Richtung stromabwärts nach einer Stelle des Flußufers hinüber, wo eine Art Brücke das Hinabgelangen zum Wasser erleichterte. Bei seinem Eintreffen erhob sich Jodokus Quast. Nur wenige Worte flüsterte er ihm ins Ohr, worauf dieser, den Uferrand als Weg wählend, sich eine Strecke stromabwärts entfernte, wo abermals ein Ufereinschnitt ihn aufnahm. Dort, wo er sicher war, in seinem Thun von keinem bemerkt zu werden, entzündete er einen Bogen Papier, um nach kurzem Flackern die Flamme wieder zu ersticken.

Aufdermauer, und kein anderer war es, hatte sich inzwischen in seinem Versteck gemächlich niedergelassen. Die Blicke über den schwarzen Wasserspiegel hinsendend, lauschte er aufmerksam. Eine Weile hörte er nichts, das von der Nähe menschlichen Lebens gezeugt hätte. Sobald aber das leise Schnarren zu seinen Ohren drang, womit eine feine Stichsäge sich ihren Weg durch das Holz bahnte, war es, als ob Schadenfreude und höhnischer Triumph gewaltsam hätten zum Durchbruch gelangen wollen.

Die Stichsäge hatte sich allmählich von Loch zu Loch durchgefressen. Die Thür folgte dem auf sie ausgeübten Druck nach außen, wogegen das Schloß mit den es tragenden Holzteilen an der Plankenwand haften blieb. Ungesäumt traten die beiden Genossen ein; doch erst nachdem sie die Thür hinter sich zugezogen hatten, entzündeten sie die mitgeführte Blendlaterne. Als wären sie seit Jahren daselbst aus und ein gegangen, traten sie vor das eiserne Schränkchen. Leises Klirren folgte, und in des Schlosserjup Händen befand sich ein Ring mit sechs oder sieben Schlüsseln, die bis auf unscheinbare, jedoch bedeutsame Verschiedenheiten der Bartbildung einander ähnelten. Einen nach dem anderen erprobte der gewandte Kunstschlosser mit äußerster Vorsicht, und er begann schon den Erfolg zu bezweifeln, als es ihm endlich unter Benutzung des fünften oder sechsten gelang, den beim Drehen sich entgegenstellenden Widerstand zu besiegen. Die Thür öffnete sich. Prüfend flogen seine Blicke über die kleineren und größeren Fächer hin. In einem der letzteren stand der Blechkasten. Nach Kellys Beschreibung war er unverkennbar, und er hatte ihn eben herausgezogen, als die Elfenbeinhexe mit dem Ausdruck des Schreckens hereinrief: „Sie kommt! Kein Augenblick zu verlieren!“

Einen entsagenden Blick warf der Schlosserjup auf den übrigen Inhalt des Schränkchens. Die Laterne erlosch,

und in der nächsten Minute glitten die beiden Verbündeten in das Bumboot hinab. Ebenso geräuschlos gelangten sie von dort aus in den Kahn, wo die Elfenbeinhexe sich bereits niedergelassen hatte und den dargereichten Kasten in Empfang nahm. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, legten sie die Riemen zwischen die mit Lumpen umwundenen Pflöcke, und behutsam abstoßend, überließen sie sich zunächst der Strömung. Nur gelegentlich halfen sie ein wenig nach, um, der Mitte des Stromes zusteuernd, einen möglichst großen Zwischenraum zwischen sich und den Logger zu bringen. So glitten sie in geringer Entfernung vor der Tränke vorüber, von wo aus Aufdermauer das schattenähnliche Fahrzeug mit Empfindungen überwachte, als hätte er in das Triumphgeheul eines Südseeinsulaners ausbrechen müssen.

Langsam, wie der Kahn anfänglich einhertrieb, unterschieden die Flüchtlinge zunächst noch das Anhalten eines Wagens, der sich alsbald wieder entfernte, und ein wenig später drang der Bumbootwachtel heftig erregte Stimme zu ihren Ohren. Worte verstanden sie nicht; wohl aber entdeckten sie, daß Lichtschein durch das Kajütenfenster und die offene Thür ins Freie fiel und sich alsbald den anderen Fenstern mitteilte.

Das Entsetzen, das die Bumbootwachtel und Monika angesichts der erbrochenen Hausthür und des offenen Schränkchens ergriffen hatte und durch das Fehlen des alten Quast noch gesteigert wurde, wich erst, als plötzlich Aufdermauer in seinem alten Seezeug vor ihnen auftauchte. Seine Erklärungen befriedigten die Bumbootwachtel nur wenig, und sie befand sich auf dem besten Wege, den heimkehrenden Quast für das Vorgefallene verantwortlich zu machen, als Aufdermauer sie ernst warnte, die Nachbarschaft zu ermuntern. —

Der Kahn mit den drei Raubgenossen war um diese

Zeit längst über die Mitte des Stromes hinausgetrieben, wo er mit vollen Kräften stromaufwärts gerudert wurde. Wie höhnisches Sicherheitsgefühl offenbarte es sich in dem gedämpften Stoßen und Plätschern der nunmehr ohne weitere Vorsicht geschwungenen Riemen. Ueber die stille Wasserfläche hin weit fortgetragen, diente es einem mit sechs Ruderern bemannten Kielboot als Wegweiser, das, in der Nähe des Ufers einhergleitend, sich in beinahe gleicher Höhe mit den Flüchtlingen hielt. Erst als diese tiefer in die Stadt hinein vorgedrungen waren und in kurzem Bogen der Uferstraße zusteuerten, blieb es zurück, um seine Bewegung erst dann wieder aufzunehmen, nachdem die Verfolgten unterhalb einer Brücke, durch welche der Verkehr über einen Kanal hinweg vermittelt wurde, verschwunden waren.

In der Mündung des Kanals hielten die Verfolger an. Schwarz, wie ein unterirdisches Gewölbe, dehnte die schmale Wasserstraße sich dort vor ihnen aus. Die Dächer der sie begrenzenden Baulichkeiten, deren Schatten die über ihr lagernde Finsternis noch verdichteten, schienen bis zu dem sich nur matt auszeichnenden Regenhimmel hinaufzuragen. Ein eigentümlicher Hauch verdorbener Fische und verwesender Küchenabfälle strömte ihnen entgegen und erhöhte das Unheimliche der jeder Form entbehrenden Aussicht. Bei Tage wären die Blicke auf eine Anzahl zu beiden Seiten sich aneinander reihender altersgrauer Lagerhäuser und Speicher gefallen, deren vorragende Krahnbalken mit den niederhängenden Tauen und Ketten nicht wenig an Galgen und Marterwerkzeuge erinnerten. An diese schlossen sich dann wieder drei- und vierstöckige, meist aus Fachwerk bestehende vermorschte Baracken an, deren übergebaute oberen Geschosse von vergangenen Jahrhunderten erzählten. Alles war düster und grämlich; selbst die auf von Fenster zu Fenster ge-

zogenen Leinen hängenden abgetragenen Kleidungsstücke, schief getretenen Stiefel und bleichende zerrissene Wäsche, wie die hie und da in engen Nischen trübselig blühenden Pelargonien und Spanische Kresse erzeugten den Eindruck gänzlicher Gottverlassenheit. Doch jetzt war es Nacht, der Phantasie ermöglichend, sich mit weniger abstoßenden Bildern zu umringen.

Die in dem Kielboot befindlichen Männer hörten noch auf das Geräusch der Flüchtlinge, die, anstatt auf der durch mancherlei Hindernisse beengten Bahn zu rudern, die Riemen als Stoßstangen benutzten, als ein von der Brücke aus niedergesendeter Stein neben ihnen ins Wasser fiel.

„Scheuklappe?" fragte Halliger, der das geheimnisvolle Unternehmen leitete, gedämpft hinauf.

„Hier!" lautete die ebenso vorsichtig erteilte Antwort.

Das Boot legte neben einer schmalen Treppe an, auf deren unterster Stufe Blochner bereits wartete.

„Ist's geglückt?" forschte Halliger mit der ihn auszeichnenden kalten Ruhe den früheren Zuchthäusler.

„Aufs beste," hieß es bereitwillig zurück. „Hat mich in den letzten paar Tagen Mühe genug gekostet, Zutritt zu erhalten."

„Ohne Verdacht zu erregen?"

„Der erste Verdacht hätte mir schwerlich viel Gutes eingetragen."

„Wo suchten sie Zuflucht?"

„Im ‚Blauen Anker'."

„Kann ich mich darauf verlassen? Vergessen Sie nicht: ein Mißgriff verdürbe alles!"

„Habe ich bisher Mißtrauen verdient?"

„Dann fort. Binnen einer Stunde spätestens bin ich da."

Blochner eilte nach oben und entfernte sich schnellen

Schrittes. Halliger wechselte einige Worte mit seinen Begleitern; dann erstieg er, gefolgt von zwei Gehilfen, ebenfalls die Treppe. Die Zurückbleibenden steuerten auf seinen Befehl in den Kanal hinein, und die Riemen vorsichtig handhabend, arbeiteten sie sich langsam stromaufwärts. Er selbst und seine Begleiter begaben sich auf nächstem Wege nach der abgelegenen Gasse, in der Edstein und die Elfenbeinhexe wohnten.

In der Nachbarschaft seines Hauses einen finsteren Winkel zum Versteck wählend, brauchten sie nicht lange zu warten, bis sie zwei Fußgänger entdeckten, die, hie und da von einer müde brennenden Laterne beleuchtet, sich ihnen näherten. In der Entfernung von kaum vierzig Ellen blieben sie vor dem von ihnen überwachten Gebäude stehen. Die Thür wurde geöffnet, hinter den beiden Eintretenden leise geschlossen, und dumpfe Stille herrschte wieder weit und breit. Den einen Gefährten beauftragend, sich ungesäumt nach den „Drei Rosen" zu begeben und jeden daselbst Einkehrenden genau zu prüfen, eilte Halliger mit dem anderen auf einem Umwege an den Kanal zurück.

Auf der verabredeten Stelle fand er das Boot mit seinen Leuten. Ein kurzes Gespräch folgte, worauf sie einstiegen und gemeinschaftlich mit ihnen, jetzt aber mit äußerster Vorsicht, tiefer in das sich als schwarze Wälle auszeichnende Häusergewirre eindrangen. Doch argwöhnisch wie sie lauschen und spähen mochten: nirgends entdeckten sie Merkmale noch regen menschlichen Lebens. Höchstens, daß aus diesem oder jenem Stockwerk ein matt erhelltes Fenster blöde zu ihnen niederstierte.

Vor einer zwischen zwei getrennt liegenden Baracken zum Wasser niederführenden Steintreppe mit tief ausgetretenen Stufen legten sie an. Zwei Gehilfen in dem Boot zurücklassend, stieg Halliger mit den anderen beiden nach oben. Dort dehnte ein schmaler Durchgang sich vor

ihnen aus. Auf eine kurze Strecke über Kehricht- und Scherbenlagen hinweg ihren Weg suchend, gerieten sie vor eine schwarzgähnende Kelleröffnung, die in das Innere der Erde hinabzuführen schien. Ohne Zeitverlust betraten sie die schlüpfrige Treppe, auf der sie vor eine morsche Thür gelangten.

Kurze Zeit lauschte Halliger auf die hinter derselben dumpf hervorklingende Stimme; dann klopfte er in dem ihm bekannten Rhythmus. Das Gemurmel verstummte. Im Hintergrunde wurde eine Thür geöffnet. Schritte näherten sich, und deutlich unterschied er die offenbar zurückgesendeten Worte. „Der schwere Gottlieb wird's sein." Ein Riegel knirschte, die Thür wich nach innen, und vor dem Eintretenden erstreckte sich ein schmaler Gang, dessen Ende durch das aus einem offenen Gemach hereinfallende Licht dämmerig erhellt wurde.

„Du kommst spät," redete eine dünne Fistelstimme Halliger an, „höchstens noch zwei Stunden —" sie verstummte. Der Sprechende wich einen Schritt zurück, stellte aber seine Bewegung ein, sobald Halliger ihm zuflüsterte: „Wir kennen uns genau genug, Freund Brühheiß, um von dir vorauszusetzen, daß die Wahl zwischen Schweigen und Zuchthaus dir nicht schwer fällt."

„Herr Inspektor —" hob Brühheiß an, und ebenso schnell unterbrach Halliger ihn mit den Worten:

„Ist dir an Handschellen gelegen, so gieb einen weiteren Laut von dir, anderenfalls magst du dein Rattennest noch eine Weile offen halten."

Brühheiß wich zur Seite. Während die beiden Polizisten den Gang besetzt hielten, schritt Halliger der offenen Thür zu. Auf der Schwelle blieb er stehen und ließ seine Blicke durch den wie mit einem Pestnebel erfüllten Kneipraum schweifen. Nur vier oder fünf Männer frönten noch dem Trunk und Kartenspiel. Die anderen lagen

auf den an den Wänden hin ausgebreiteten Matratzen. Alle hatten sich bei seinem Erscheinen auf die Ellbogen emporgerichtet und betrachteten ihn mißtrauisch.

Nur Blochner war liegen geblieben. Als sinnlos Betrunkener war er kurz zuvor erst eingetroffen und von den Anwesenden mit tollem Hohngelächter begrüßt worden. Unempfindlich gegen das lästerliche Gespött, hatte er sich des Rockes entledigt und ihn als Decke über Schultern und Kopf hinauf gezogen, jedoch so, daß er zwischen den Falten hindurch alle Vorgänge zu überwachen vermochte. Der Schlosserjup saß auf seiner gewohnten Stelle, den Kopf auf Fäusten und Ellbogen rastend, vor sich Branntweinflasche und volles Glas. Neben ihm auf der Bank lag ein in braunes Papier gewickeltes Packet. Dies alles erfaßte Halliger gewissermaßen mit einem einzigen Blick, der zuletzt auf dem Schlosserjup haften blieb. Dieser, von einem völligen Sicherheitsgefühl beherrscht, hatte den neuen Gast anfänglich nicht beachtet. Erst das plötzlich eingetretene Schweigen veranlaßte ihn, aufzuschauen. Zugleich griff er nachlässig nach dem Glase, stellte es indessen schnell wieder hin. Ein Zeichen des Erschreckens gab er nicht von sich; nur sein breites Gesicht rötete sich heftig vor der in ihm aufsteigenden Wut. Einen Fluch stieß er aus, und den breitschulterigen Oberkörper höher aufrichtend, fügte er hinzu: „Wenn Sie in dieser Penne gute Freunde suchen, so sind Sie vor die unrechte Thür geraten."

Die Spieler warfen ihm einen Blick des Befremdens zu, hielten indessen für ratsam, sich in ihrem Vergnügen nicht stören zu lassen. Sie füllten sogar ihre Gläser und tranken Halliger wie einem alten Bekannten zu.

„Danke bestens," antwortete dieser anscheinend gut gelaunt, „hoffentlich kommt auch ihr bald an die Reihe. Heute gilt's leider nur dem Schlosserjup." Gewahrend,

daß er verstohlen nach dem Packet griff, um es unter sich zu ziehen, kam er ihm zuvor, und die Hülle abreißend, ließ er die beim Einbruch benutzten Werkzeuge auf den Tisch fallen.

Der Schlosserjup war aufgesprungen. Seine Augen funkelten unheildrohend. Er schien eine Gelegenheit zu suchen, sich an dem vor ihm Stehenden zu vergreifen.

„Knirsche nicht lange mit den Zähnen," redete Halliger ihn kaltblütig an, „das führt zu nichts. Ich erkläre dich für verhaftet und erwarte, daß du mir gutwillig folgst."

„Man wird doch wohl fragen dürfen, was einem angehängt wird," schnaubte der Schlosserjup trotzig. Das weitere verschluckte er, sobald er inne wurde, daß der noch auf der Schwelle stehende Wirt mit dem Daumen über die Schulter auf die hinter ihm befindlichen Polizisten wies.

„Fragen ist erlaubt," versetzte Halliger gleichmütig, „die Antwort wird dir dagegen auf einer anderen Stelle erteilt werden."

Der Schlosserjup, begreifend, daß alle ferneren Einwände unbeachtet verhallen würden, streifte den Rock über, den er kurz zuvor abgelegt hatte. Wie nach einer Waffe suchend, sah er um sich. Indem seine Blicke über die auf den Matratzen liegenden Berufsgenossen hinschweiften, die mit tückischer Neugierde den kommenden Dingen entgegensahen, begegneten sie dem offenen Auge Blochners, das ängstlich zu ihm aufblinzelte, und es war, als ob ein Wetterschlag den herkulischen Körper erschüttert habe.

Die Mahnung Halligers, sich zu beeilen, beantwortete er dadurch, daß er mit zitternder Faust das Branntweinglas ergriff, auf einen Zug leerte und mit der Rückseite der Hand über seine Lippen hinfuhr. Zugleich färbte sich sein Gesicht braunrot.

„So gut wird mir's in nächster Zeit schwerlich wieder

geboten," meinte er höhnisch, „ob aber ein paar Jahre mehr oder weniger hinter Schloß und Riegel, verschlägt nicht viel," und bevor jemand seine Absicht ahnte, packte er einen zur Hand stehenden Schemel, ihn mit einer Gewalt auf Blochner niederschmetternd, daß er zersplitterte. „Spitz, verfluchter, dir will ich das Pfeifen auf ewige Zeiten verleiden!" brüllte er auf dem Gipfel seiner Wut; dann sträubte er sich kaum noch, als Halliger und die herbeieilenden Gehilfen sich seiner bemächtigten und ihm die Hände fesselten. Einen Blick teuflischer Befriedigung warf er dabei noch auf Blochner, der sich blutüberströmt aufrichtete. Zu seinem Glück war die Hauptschwere des furchtbaren Schlages durch die Wand gebrochen worden, oder es möchte in der That mit ihm vorbei gewesen sein.

Halliger prüfte seinen Zustand, und Brühheiß sich zukehrend, erklärte er drohend: „Du bürgst für sein Leben und angemessene Pflege. Wehe dir, wenn du nicht gehorchst!"

Er ließ die beiden Polizisten mit dem Gefesselten vorausgehen, und die Dieteriche und Bohrer an sich nehmend, betrachtete er die Kartenspieler noch einmal aufmerksam. Auf sie schien die geräuschvolle Scene nicht den leisesten Eindruck ausgeübt zu haben. Mit frechem Hohn begegneten sie seinen Blicken. Ihre spöttischen Bemerkungen nicht beachtend, schritt er dem Ausgange zu. Auf die Gasse hinaustretend, schlug er mit seinen Begleitern und dem Verhafteten die Richtung nach dem Kanal ein. Als der Schlosserjup bei dem bereits herrschenden Zwielicht des Polizeibootes ansichtig wurde, entwand eine lästerliche Verwünschung sich seinen aufeinander knirschenden Zähnen. Es klang, als hätte er jemand für einen begangenen Mißgriff verantwortlich machen wollen. Dann ergab er sich schweigend in das Unabänderliche.

So weit, wie der Kanal es ermöglichte, benutzten sie

das Boot. Dann betrug es nur noch eine verhältnismäßig kurze Strecke bis zum Stadtgefängnis. Bald darauf betrat der Schlosserjup mit der Gleichgültigkeit eines vertierten Verbrechers eine Zelle, die er erst wieder verlassen sollte, wenn er auf eine längere Reihe von Jahren nach dem Zuchthause übersiedelte.

Es war unterdessen Tag geworden, und die ersten Sonnenstrahlen streiften eben die hochragenden Kirchturmspitzen, als Halliger mit dem zur Beobachtung Edsteins und der Elfenbeinhexe entsendeten Beamten in seinem Bureau zusammentraf. Nach dessen Bericht hatte ersterer die letzte dunkle Stunde dazu benutzt, den in ein Postpacket verwandelten Blechkasten nach den „Drei Rosen" zu tragen und Kelly eigenhändig zu übergeben.

„Die gute Bumbootwachtel wird außer sich sein über den ihr gespielten Streich," meinte er zum Schluß.

Halliger zuckte die Achseln und erwiderte: „Erstens verliert sie dadurch nichts, und schließlich gab es überhaupt kein anderes Mittel, uns der beiden Ausländer zu versichern."

Der Vormittag war noch nicht halb verstrichen, als ein geschlossener Wagen vor den „Drei Rosen" vorfuhr und zwei Kriminalisten demselben entstiegen. Nach kurzer Verhandlung mit dem Wirt durch eine Seitenthür bei John Kelly eintretend, fanden sie ihn im eifrigen Verkehr mit Green. Deren erstes Erstaunen und die darauf folgende, mit einem geräuschvollen Ausbruch drohende Entrüstung beantwortete Halliger, indem er nach dem Tisch hinüberschritt und dessen offenbar in Hast über einen formlosen Gegenstand hingeworfene Decke entfernte. Der Blechkasten der Bumbootwachtel fiel ihm zuerst in die Augen. Daneben lagen in Schichten geordnet Briefe und Papiere, außerdem ausgebreitet dieselbe Karte, die John Kelly bei Gelegenheit seines Besuches im Logger zurück-

gelassen hatte. Die Wut, die sich ihrer bei der Entdeckung bemächtigte, von der Bumbootwachtel hintergangen worden zu sein, verwandelte sich in Entsetzen, als die Eintretenden sich als Kriminalbeamte zu erkennen gaben und die Ueberzeugung sich ihnen aufdrängte, daß sie verloren seien.

Sie waren indessen zu erfahrene Verbrecher, um überflüssige Worte zu verlieren. Das einzige, wozu Kelly sich herbeiließ, bestand darin, daß er unter Vorlegung der betreffenden Papiere als Franklin Tracy sich auf sein amerikanisches Bürgerrecht berief und erklärte, nur vor einem Vereinigte Staaten-Gerichtshofe über sein von der dringendsten Notwendigkeit gebotenes Verfahren Rechenschaft abzulegen. Seine Einwände blieben unberücksichtigt. Er wie sein Genosse wurden angehalten, ihre Sachen unter Aufsicht zu packen. Das Ordnen des Inhaltes des Kastens übernahm Halliger selber, und eine halbe Stunde später fanden die beiden Verbündeten voneinander getrennt Aufnahme in Zellen, die für solche Missethäter bestimmt, welche zunächst eine Untersuchungshaft über sich ergehen lassen mußten. Beinahe zu derselben Zeit wurden Edstein und die Elfenbeinhexe eingeliefert. Damit waren alle dingfest gemacht, die zu dem hinterlistig angezettelten Komplott gehörten.

Dreizehntes Kapitel.

Die Vorladung.

Die einzelnen Vorverhöre hatten stattgefunden und es nahte der Tag, an welchem die Verhafteten einander gegenübergestellt und die sie belastenden Zeugen in ihrer Gegenwart vernommen werden sollten.

Das Aufheben mehrerer Mitglieder einer über zwei Erdteile verbreiteten Räuberbande hatte sich mit so wenig Geräusch vollzogen, daß außer den an dem Ereignis mittel-

bar oder unmittelbar Beteiligten kaum jemand mehr als dumpfe Gerüchte erfuhr, denen man nicht viel Aufmerksamkeit schenkte. So blieb auch Heidenreich vollständig ahnungslos, daß ein schweres Verhängnis über seinem Haupte schwebte. Befremdete ihn, daß weder Edstein noch die beiden Amerikaner bei ihm vorsprachen, überhaupt kein Lebenszeichen von sich gaben, so deutete er es im günstigsten Sinne. Er baute darauf, daß sie, um das geplante Unternehmen, dessen Ausführung von Zufälligkeiten abhing, nicht zu gefährden, den näheren Verkehr mit ihm vorsichtig mieden. Und so saß er an dem heutigen sonnigen Tage aufgeräumt in seiner düsteren Höhle vor dem Arbeitstisch, den er der besseren Beleuchtung wegen dicht unterhalb des Fensters hingeschoben hatte.

Vor ihm lag inmitten seiner Instrumente das in Pfand gehaltene Geschmeide. Triumphierend weidete er sich an dem Funkeln und Blitzen der Diamanten, und es drehend und wendend, überzeugte er sich, daß sogar das geübteste Auge Mühe gehabt hätte, die an Stelle der ausgebrochenen echten Steine eingefügten Nachahmungen herauszuerkennen. In seiner selbstgefälligen Stimmung störte ihn das Rasseln der heiseren Hausklingel, ein Zeichen, daß kein Vertrauter Einlaß begehrte. Die Abfertigung daher seiner Tochter anheimgebend, kümmerte er sich nicht weiter darum. Ohne ernstlich besorgt zu sein, gab er seinem nie schlummernden Argwohn doch so weit nach, daß er den Schmuck in den dazu gehörigen Behälter legte und in seiner Schatzkammer verwahrte. Die Bettstelle befand sich kaum auf ihrer gewohnten Stelle und er war eben im Begriff, die Instrumente und sonstige verräterische Spuren zu beseitigen, als Xenia, nachdem sie vergeblich die Thür zu öffnen versucht hatte, unverkennbar dringlich klopfte. Heidenreich erschrak, anstatt aber gleich zu öffnen, fragte er zögernd nach ihrem Anliegen, die dadurch gewonnene Zeit dazu

benutzend, das Aufräumen zu beendigen. „Eine wichtige Nachricht eingelaufen," antwortete Xenia, „es hieß, in einer Angelegenheit, die keinen Aufschub dulde."

„Gleich — gleich," erwiderte Heidenreich, und als ob bei der geheimnisvollen Kunde eine schwarze Ahnung ihn beschlichen habe, erschlaffte sein scharfes Geiergesicht in allen seinen Zügen.

Endlich schlurfte er nach der Thür hinüber; doch erst, nachdem er einen argwöhnischen Blick durch den häßlichen Raum geworfen hatte, schob er den Riegel zurück. Nach der Ursache der unwillkommenen Störung zu fragen brauchte er nicht; denn vor ihm stand hoch aufgerichtet, das bleiche Antlitz jedes Ausdruckes entbehrend, Xenia und überreichte ihm ein versiegeltes Schreiben, dessen äußere Form ihn erbeben machte.

„Ein Gerichtsdiener brachte es," sprach sie mit eisiger Ruhe, „um dir den Verkehr mit ihm zu ersparen, bescheinigte ich den Empfang in deinem Namen."

„Bedächtig gehandelt hast du, meine Tochter," versetzte Heidenreich, das dem Umschlag aufgedrückte Amtssiegel mißtrauisch prüfend, „denn was soll mir der Verkehr mit einem Gerichtsdiener? Hab' ich doch nichts begangen, daß ich die Polizei und ihre Leute zu fürchten brauche."

„Nichts?" fragte Xenia eintönig, während der Leidenszug um die verblühten Lippen sich vertiefte.

„Du fragst noch, meine Tochter?" erwiderte Heidenreich, den Brief noch immer zwischen den geschwärzten Fingern drehend, als hätte unbesiegbare Scheu ihn abgehalten, Kenntnis von der gerichtlichen Botschaft zu nehmen; „habe ich nicht mein ganzes Leben in Mühe und Arbeit verbracht? Nicht gesorgt für deine Zukunft als treuer und gerechter Vater?"

In Xenias Zügen leuchtete es feindselig auf. Ihre dunklen Augen schienen Blitze der Entrüstung zu sprühen.

„Weshalb säumst du denn, dich darüber zu unterrichten, was die von der Behörde ausgefertigte Zuschickung bezweckt?“ erwiderte sie spöttisch; „ich wiederhole, der Gerichtsdiener behauptete, die Sache sei sehr eilig. Außerdem erfuhr ich schon gestern, daß dein Geschäftsfreund Edstein samt seiner Frau gefänglich eingezogen seien.“

Heidenreich taumelte zurück. Die lange Pfeife entglitt seinen aufeinander schlagenden Zähnen. Er beachtete es nicht.

„Du lügst!“ kreischte er auf, und seine Kniee schlotterten, „du lügst — willst mich abschütteln — willst —“

„Nur wenn es galt, die Menschen über dein Thun und Treiben zu täuschen, log ich,“ unterbrach Xenia ihn erbittert.

Heidenreich schien die Besinnung verloren zu haben. Wie ein künstlich belebtes Gebilde bückte er sich nach der noch glimmenden Pfeife.

„Verhaftet — Edstein, der kluge Mann — ich kann's nicht glauben,“ lispelte er, und nach dem Armsessel hinüberschwankend, warf er sich auf denselben, „verhaftet — schon gestern wußtest du es und ich erfuhr's nicht —“

„Eine Unglücksbotschaft kommt immer früh genug,“ fiel Xenia wieder ein.

„Aber sie kann auch zu spät kommen,“ fuhr Heidenreich nach Luft ringend fort; „doch, was kümmert's mich, wenn die ganze Welt verhaftet wird —“ und sich ermannend, öffnete er das Schreiben mit zitternden Händen.

Es enthielt nur wenige, groß und deutlich geschriebene Zeilen; trotzdem empfing Xenia, die mit einem Gemisch von Abscheu und Mitleid auf ihn niedersah, den Eindruck, als habe er sie nicht zu entziffern vermocht. Und er räumte es gewissermaßen ein, indem er ihr den entfalteten Bogen darreichte, und Xenia las vor: „Der Antiquitätenhändler Moritz Heidenreich wird hiermit auf-

gefordert, sich an dem heutigen Tage —“ es folgte das Datum — „punkt zwei Uhr mittags in dem Gerichtsgebäude einzufinden, um in Sachen eines gewissen Franklin Tracy und seines Genossen Bill Green wie des Kommissionärs Edstein vernommen zu werden. Im Falle des Nichterscheinens gelangen die vorgesehenen gesetzlichen Maßregeln zur Ausführung.“

„Tracy, Green, Edstein,“ wiederholte Heidenreich, nunmehr das Bild eines um sein Leben bangenden Feiglings, „was gehen die mich an? Ich kenne sie nicht —“

„Trotzdem darfst du den anberaumten Termin nicht versäumen, oder das Aergste steht zu befürchten.“

„Befürchten? Was habe ich zu befürchten? Kann ich den Termin doch mit gutem Recht versäumen, weil er mir erst einige Stunden vorher angekündigt wurde.“

„Dafür wird man seine Gründe gehabt haben.“

„Freilich, die Menschen sind schlecht, sie sind grausam, gönnen mir nicht den Frieden meines hohen Alters — Xenia, meine liebe Tochter — du bist mein einziger Trost — meine einzige Hilfe — du kannst und wirst vor Gericht beschwören, daß mein Lebenswandel ein gerechter gewesen —“

„Ich kann nur meine Zeugenaussage verweigern,“ unterbrach Xenia ihn unerbittlich streng, „bricht ein Verhängnis auf dich herein, so trifft es mich härter als dich. Denn nicht nur für dich, sondern auch in der Seele meiner toten Mutter muß ich leiden. Erduldete ich aber mein ganzes Leben Höllenqualen,“ fügte sie schneidend hinzu, „mag's so bleiben bis zum letzten Atemzuge. Ich bin bereit, alles über mich ergehen zu lassen und — und dann zu sterben.“

„Xenia, meine Tochter, die ich einst auf meinen Armen trug, die ich liebkoste — du sprichst unkindlich — sündlich — du wirst deinen armen greisen Vater nicht

verlassen, wirst zu mir stehen, wirst alles leugnen, entkräften, wenn die Menschen mich fälschlich anklagen —"

Xenia hatte ihn so lange mit finster gerunzelten Brauen betrachtet. Was sie aber empfand, als sie den eigenen Vater, von Schuldbewußtsein geschüttelt, sich gleichsam im Staube vor ihr winden sah, ihn verzweiflungsvoll um Rettung aus Gefahren flehen hörte, die vorläufig erst in seiner Phantasie lebten, das konnte nur sie allein ermessen. Und so schnitt sie seine Rede mit den Worten ab: „Wie da geschrieben steht, betrifft die Vorladung nur ein abzulegendes Zeugnis. Wer nicht angeklagt ist, braucht sich nicht zu verteidigen."

„Du glaubst nicht an eine Anklage?" fragte Heidenreich leise, als hätte er die Ohren der ihn umringenden Gegenstände gefürchtet, an denen ebensoviele Flüche hafteten.

„Ich weiß nicht mehr, was ich glauben oder wünschen soll. Wohl aber meine ich, daß die Zeit verrinnt, das verspätete Erscheinen nicht nur geahndet wird, sondern auch Argwohn erregt."

„Du hast recht, meine Tochter," erklärte Heidenreich, sich nunmehr plötzlich ermannend, „bin ich pünktlich zur Stelle und trete ich als ehrlicher Mann vor die Herren hin, muß der letzte böse Verdacht schwinden. Du aber bist mein Segen, meine Rettung; du wirst mich jetzt allein lassen. Zwei Stunden nur noch, und die sind bald dahin. Und umkleiden muß ich mich aufs beste, damit sie Respekt haben vor dem hochbetagten hinfälligen Greise mit dem weißen Haar. Ja, gehe, meine liebe Tochter, und rufe mich, wenn es an der Zeit ist, den schweren Gang anzutreten. Auch wirst du während meiner Abwesenheit das Haus behüten, auf daß nicht böse Menschen eindringen, nicht berauben und bestehlen deinen Vater um das wenige, das er in seinem langen Leben mühsam erwarb und ersparte —"

Die letzte Bemerkung hörte Xenia nur halb. Grauen hatte sich ihrer bemächtigt. Als sei ihr Gehirn durch das Vernommene in Flammen gesetzt worden, preßte sie im Davonschreiten beide Hände auf die Schläfen. Die Thür war aber kaum hinter ihr zugefallen, als neues Leben die gekrümmte Gestalt des alten Wucherers durchströmte. Beweglicher noch wie je zuvor huschte er hierhin und dorthin, um einzelne Wertsachen, über deren rechtlichen Besitz er keine befriedigende Aufschlüsse zu erteilen vermochte, hervorzusuchen und in seiner Schatzkammer unterzubringen. Erst nachdem Xenia ihn durch Klopfen an die vor ihm liegende Aufgabe erinnerte, rüstete er sich zum Aufbruch. Aus einem Wust alter Kleidungsstücke suchte er das hervor, von dem er meinte, daß es seine äußere Erscheinung in das günstigste Licht stelle. Zum Schluß einen fettig glänzenden hohen Hut aufs Haupt drückend, begab er sich zu seiner Tochter. Seine neuen Ratschläge und flehentlichen Bitten, gewissenhaft Wache zu halten, schnitt sie dadurch ab, daß sie ihm den Hausschlüssel reichte.

„Was soll ich damit?“ fragte er verstört, „bist du nicht da, um mich herein zu lassen?“

„Wer weiß, ob ich nicht selber abgeholt werde,“ antwortete Xenia klanglos, „wie willst du ins Haus gelangen, wenn keiner öffnet?“

„Wahr, sehr wahr, meine Tochter. Du bist ein bedachtsames, ein liebes Kind — aber ein Unglück wär's, eine Schande für mein weißes Haar, wollte man zu einer Haussuchung schreiten.“

Xenia wies auf die zeitgeschwärzte Wanduhr, die mit melancholischem Ticken und müden Pendelschwingungen das unaufhaltsame Entrinnen der Zeit veranschaulichte.

Heidenreich erschrak und trat auf den Flur hinaus. Xenia begleitete ihn. Bevor er das Haus verließ, flüsterte er ihr noch einmal zu: „Schiebe alle Riegel vor und

prüfe das Schloß. Sollte jemand Einlaß begehren, so gieb kein Lebenszeichen von dir. Mag man glauben, das Haus stehe leer —"

Xenia neigte das Haupt zustimmend. Es war die ausdruckslose Bewegung eines Automaten. Kurze Zeit horchte sie dem in übermäßig weiten Stiefeln Einherschlurfenden nach, und gebeugt schlich sie in ihr Zimmer zurück. Die Hände oberhalb des Kopfes verzweiflungsvoll ringend, schien ihr Körper sich in Krämpfen zu winden. Doch was sie leiden mochte: ihre Augen blieben trocken. Das Weinen hatte sie schon damals verlernt, als sie beim Tode der nicht minder mißhandelten Mutter eben erst aus den Kinderschuhen herausgewachsen war. Dem wilden Paroxysmus folgte unheimliche geisterhafte Ruhe. Sich auf ihr hartes Lager werfend, starrte sie zur niedrig hängenden Decke hinauf, wie ersehnend, daß sie zermalmend und endgültig beschwichtigend niederbreche. Erst nach Ablauf einer halben Stunde erhob sie sich wieder.

Jeder Zug des charakteristisch schönen Antlitzes verriet finstere Entschlossenheit. In ihrer Haltung wie den kleinsten Bewegungen offenbarte sich eine Willenskraft, die durch nichts mehr erschüttert werden konnte. Festen Schrittes begab sie sich in die Höhle ihres Vaters. Seine Schlüssel aufzufinden, die er in der Besorgnis, sie zu verlieren, nie mit fortnahm, gelang ihr leicht. Zu genau kannte sie seine Gewohnheiten. Unter ihren Händen rollte die Bettstelle zur Seite und öffnete sich die Fallthüre, und vor ihr lag der finstere Kellerraum. Mit einem brennenden Lichtstümpchen stieg sie hinab. Als sie wieder oben erschien, trug sie vor sich den Maroquinkasten mit dem Geschmeide. Ihn öffnend, überzeugte sie sich, daß er vollständig; dann erst stellte sie die alte Ordnung wieder her. Dieselbe Ruhe bewahrte sie und mit derselben Ueberlegung ging sie zu Werke, als sie sich umkleidete. Krankhaft

peinliche Gefallsucht schien sie zu beherrschen. Sie zog sogar hin und wieder einen Spiegel zu Rate. So stand sie endlich als eine den gewerblichen Kreisen angehörende ehrbare, anspruchslose Person da. Eine Ledertasche mit dem Schmuckkasten hing an ihrem Arm, und einen dunkelfarbigen Schleier vor ihr Antlitz ziehend, trat sie auf die Straße hinaus.

Nachdem sie die Thür hinter sich ins Schloß gezogen hatte, säumte sie ein Weilchen, wie über die einzuschlagende Richtung mit sich zu Rate gehend, und mit gemäßigter Eile schritt sie davon. Die Unempfindlichkeit, die sie den Anfeindungen des Vaters gegenüberstellte, bewahrte sie auch hier. Die Spottreden der benachbarten zerlumpten Kinder über die aufgeputzte schwarze Hexe berührten sie so wenig, wie die argwöhnischen Blicke, die schlumpige Weiber und faulenzende Männer ihr zusandten. War es doch nur eine kurze Tortur. Mit dem Ende der Gasse fiel sie fort, und in lichteren Straßen kümmerte sich keiner mehr um sie. Höchstens, daß dieser oder jener etwas schärfer auf die schöne Gestalt hinsah, als hätte sie in der gleichsam feierlich düsteren Ruhe ihm Achtung eingeflößt oder den Wunsch belebt, einen Blick hinter den dichten Schleier zu werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Bis in den Tod.

Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege. Von **E. Malsow.**

Mit Illustrationen von W. Zweigle.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Mit rotem und weißem Flieder, den er so sehr geliebt, hatten sie den schlichten Holzsarg, der die irdischen Reste des Stadteinnehmers Reuter barg, überschüttet. Wie gern und oft hatte er, wenn der Frühling kam, unter dem blühenden Fliederstrauch gesessen, der rechts neben dem Eingang das kleine Häuschen schmückte! Wie oft hatte er zu seinem Sohne gesagt: „Wenn ich im Frühling sterben sollte, mein Sohn, und der Flieder blüht, dann deckt mich mit süßem Flieder zu!“

Dieser letzte irdische Wunsch war ihm erfüllt worden. Er war im Frühling gestorben, und so hatten sie seinen Sarg mit den weißen, blauen und roten Blüten schmücken können. Dann hatten sie ihn hinausgetragen auf den stillen Gottesacker, der draußen vor dem Thore des kleinen Städtchens lag; dort hatten sie ihn zur ewigen Ruhe gebettet, und nachdem ein schönes Lied über die Gräber hin erklungen war, waren sie alle auseinandergegangen.

Aber viele Hände hatten die Hand des trauernden Sohnes gedrückt, und der alte Ortspfarrer hatte ihm

beide Hände auf die Schultern gelegt und gesagt: „Ja, mein lieber Wilhelm, der Tote war einer der Bravsten und Besten, rein wie der blaue Himmel, in dem er nun wohnt. Ehre seinem Gedächtnis!“ Und der alte Pfarrer hatte nur ausgesprochen, was sie alle von dem Heimgegangenen dachten, alle! Ja, sein Gedächtnis blieb in Ehren. —

„So war mein Opfer nicht vergeblich, Vater, so bist du in Frieden heimgegangen und wirst in Ehren ruhen, und kein Flecken wird auf deinen schlichten Namen fallen,“ murmelte der Sohn, als er nun allein in dem einsamen Zimmer saß, das der Verstorbene bewohnt hatte. Ihm war es, als wäre er an einem fremden Orte. War das wirklich noch sein Vaterhaus, das alte, liebe Vaterhaus?

Die Bilder einer glücklichen Kindheit zogen vor seinem inneren Blick vorüber. Den frühen Tod der Mutter hatte er nicht als einen Schmerz empfunden, er war noch ein Kind gewesen, als sie ihn mit ihren blassen, erkaltenden Lippen zum letztenmal geküßt hatte. Er hatte geweint und sie dann schnell vergessen. Nicht so der Vater! Der hatte sie nicht vergessen und seinem Kinde keine zweite Mutter gegeben. Die Wirtschaft war mit einer alten, tauben Tante auch ganz gut gegangen, so lange bis auch sie starb. Das war gerade damals gewesen, als er zur Universität abging. Ja, er hatte eine glückliche Kindheit und Jugend verlebt, und die beiden Jahre, die er als flotter Student in dem nahen Halle verlebt hatte, waren auch lauter Licht, Sonnenschein und Glück gewesen.

Etwas spät war er auf die Hochschule gezogen, erst mit zwanzig Jahren, aber gesund an Leib und Seele und unter den Musensöhnen an der Saale der stattlichsten einer. Ein flotter junger Herr war er geworden und hatte manchen lustigen Streich ausgeführt, aber auch manche Stunde ernster Arbeit gewidmet. Mit dem Gelde, das

ihm der Vater regelmäßig sandte, hatte er nicht gespart, er hatte es aber auch nicht verschwendet. Sorgen machte er sich nicht. Es sollte ein kleines Vermögen seiner Mutter da sein — Gewisses hatte er darüber nicht erfahren — das mochte aufgezehrt werden. Hatte er erst ausstudiert, so brauchte er ja keine Unterstützung mehr.

So dachte er, und in glücklichem Genießen waren ihm die Jahre seines sorgenlosen Jugendlebens verflossen.

Da war jener traurige Tag gekommen, der allem Jugendglück mit einem Schlage ein Ende machte.

Ein eilender Brief seines Vaters hatte ihn nach Hause gerufen. „Ich bin nicht krank, mein Sohn," schrieb der Vater, „aber du mußt schnell herkommen, wenn von deinem und meinem Haupte ein schweres Unheil abgewendet werden soll." Er hatte sich ein Pferd gemietet und war schon am Abend des zweiten Tages in seine Vaterstadt eingeritten.

Der Vater empfing ihn mit trauriger Miene; er sah den Sohn nicht an, sprach kein Wort, drückte ihn mit Thränen an sich und führte ihn in die kleine Wohnstube. Hier ließ er den Sohn Platz nehmen, setzte sich neben ihn und begann mit einer Stimme, welche die Thränen oft zu ersticken drohten: „Mein Sohn, ich habe kein Vermögen gehabt, auch die Mutter war arm, als wir beide unseren Hausstand gründeten. Du kennst unser Leben. Wir haben nicht in Armut gelebt, aber wir mußten uns sehr zusammennehmen, denn das Gehalt war klein. Viele hunderttausend Thaler sind jährlich durch meine Hände gegangen, aber nie habe ich daran gedacht, daß etwas davon mein sein könne. Als du vor zwei Jahren auf die Universität gingst, dachte ich, ich würde durch die größte Einschränkung deinen Aufenthalt dort möglich machen können. Ich that unrecht, daß ich dich in dem Glauben ließ, du habest ein kleines mütterliches Erbe, das die Kosten deines

Studiums decken könne; aber ich wollte, daß du glücklich und sorgenlos die schönen Jahre der Studentenzeit genießen solltest. Ich war so thöricht, dir Freuden bereiten zu wollen, die der Arme sich nun einmal versagen muß. Ich habe um dich, mein Kind, zwar nicht gehungert, aber ich habe seit zwei Jahren wenig anderes, als Kartoffeln und trockenes Brot gegessen. Wie leicht ist mir das geworden, wenn ich daran dachte, daß du, mein Sohn, die Freude und der Stolz meines Lebens, deine Jugend ohne Sorgen und Entbehrungen genießen könntest und daß du einst in geachteter Lebensstellung zu Glück und Ansehen gelangen würdest. Aber auch bei den größten Entbehrungen brachte ich das Geld nicht zusammen, das ich dir sandte. Ich wollte dich zurückrufen, dir die Unmöglichkeit deiner weiteren Ausbildung zeigen und dich einem anderen Berufe zuführen, aber ich gewann nicht die Kraft zu diesem Schritte. Da ließ ich mich verleiten, der Steuerkasse eine kleine Summe für dich zu entnehmen. Ich hoffte den Fehlbetrag zu verdecken, bis du selbständig geworden und das Anlehen zurückzahlen konntest. Bald that ich den zweiten Schritt und entnahm der Kasse abermals eine Summe, größer als die erste. So ging es weiter. Du hast all das Geld auf Heller und Pfennig erhalten und dazu das, was mir von meinem Gehalte blieb. Bis jetzt habe ich das Auge meiner Vorgesetzten täuschen können, aber nun ist das nicht mehr möglich. Morgen findet eine Kassenrevision statt. Es fehlen sechshundert Thaler. Ich bin verloren, wenn ich sie nicht diese Nacht noch beschaffe, mein ehrlicher Name ist geschändet, und mein Leben endet im Zuchthause!"

Mit wachsendem Entsetzen hatte er zugehört. „Und das um mich," rief er, als der Vater schwieg, „um mich hast du gehungert und gelitten! Während ich des Lebens Freuden in vollen Zügen genoß, hast du gedarbt bei

trockenem Brot! O Vater, giebt es kein Mittel, dich zu retten? Hast du niemand in der Stadt, der dir helfen könnte? Laß mich gehen, ich will die Nacht hindurch betteln, bis ich die Summe zusammen habe. Denke nach, Vater, wessen Hilfe wir anrufen können."

„Niemand ist, der helfen könnte," hatte der Vater erwidert, „niemand. Ich habe schon bei allen meinen Freunden und Bekannten angeklopft, aber nirgends Hilfe gefunden. Nur einen Weg giebt's — höre mich weiter an. Doch, bevor ich weiter rede, sage mir: ist dein Herz noch frei oder hast du dich vielleicht schon an ein Weib gebunden durch ein Wort der Treue?"

„Nein, Vater," rief er, „mein Herz ist frei. Aber was soll diese Frage?"

„Hast du nicht Lieschen lieb, die Tochter unserer Nachbarin, der reichen Witwe Albers, die den Kaufmannsladen da drüben hat? Ich dachte, du wärest dem Lieschen gut."

„Gut bin ich ihr," entgegnete er, „aber sie ist ja noch ein Kind. Ich bin nie auf den Gedanken gekommen, daß ich Lieschen lieb haben oder gar heiraten könne. Aber was hat Lieschen mit deiner Schuld zu thun?"

„Das sollst du hören," fuhr der Vater fort. „Wie du weißt, pflegte ich in früheren Jahren Sonntags ein Gläschen Wein in der kleinen Weinstube unserer Nachbarin zu trinken. Da habe ich mit der Frau manches freundliche Wort gewechselt, und als ihr Mann vor Jahren starb, habe ich als ein guter Nachbar ihr oft genug redlich zur Seite gestanden. Sie hat mir das immer freundlich gedankt und auch für dich manchen schönen Rock und manchen Thaler gespendet, denn sie hat ein gutes Herz und hat mir oft gesagt: „Herr Reuter, der Wilhelm kann's mir ja wiedergeben, wenn er in Amt und Ehren ist; ich habe keinen Sohn, lassen Sie mich für ihn sorgen. Mir wird's leicht, zu geben, was Ihnen schwer wird." Ich hab's

genommen und mich dessen nicht geschämt. Vor vier Tagen, als ich keinen Rat mehr wußte und das Unglück näher und näher rückte, bin ich zu ihr gegangen, habe ihr meine schreckliche Lage mitgeteilt und sie gebeten, mir zu helfen."

„Und was hat sie gesagt?" rief er gespannt.

„Sie ist sehr blaß geworden," fuhr der Vater fort, „und hat mich gebeten, gegen Abend wieder zu kommen, sie müsse erst mit sich zu Rate gehen. Am Abend hat sie mich freundlich angesehen, mir die Hand gereicht und mir gesagt, sie wolle mir helfen, aber nur dann, wenn du, mein Sohn, versprächest, sie zu heiraten."

Das hatte er nicht erwartet.

Einen Augenblick schwieg er betroffen, dann rief er: „Kein Opfer ist mir zu groß für dich, mein lieber Vater! Ich gehe sofort zu ihr. Aber wenn sie so gut ist, wie du sie schilderst, vielleicht borgt sie uns dann das Geld und verzichtet auf mich. Ich will's ihr auf Heller und Pfennig und mit guten Zinsen einst zurückzahlen und ihr's niemals vergessen. Ich gehe jetzt, Vater, und bringe dir bald Nachricht."

Nach zwei Stunden war er zurück, in jeder Hand einen Beutel haltend. Als er das Geld auf den Tisch legte, eilte der Vater auf ihn zu, um ihn in seine Arme zu schließen; aber er sank ohnmächtig zu den Füßen seines Sohnes nieder. Die Sorge, Angst und Scham der letzten Tage und Stunden hatten den ohnehin geschwächten Körper zu heftig angegriffen. Besorgt trug ihn der Sohn auf sein Bett und bemühte sich, das entschwundene Bewußtsein zurückzurufen, was ihm auch nach vieler Mühe gelungen war.

Die Kasse wurde noch in der Nacht in Ordnung gebracht, und als am anderen Morgen die Revision stattfand, hatten die Revisoren nur Lob und Anerkennung für den alten Reuter.

Dieser hörte nicht mehr davon. Er war in ein hitziges Fieber verfallen, und nach drei Tagen schloß er die Augen für immer. Aber er war vor der Welt als Ehrenmann gestorben. — —

An all das dachte der junge Mann, als er allein in dem stillen Sterbezimmer saß, und immer wieder rief er sich zu: „Also ist nicht vergeblich gewesen, was ich gethan habe. In Ehren wirst du ruhen, Vater. Segen deinem Andenken!"

Und dann zog das Bild jenes Abends an seiner Seele vorüber, als er hinausschritt nach dem Nachbarhause, den schweren Gang zu thun.

Die Witwe hatte ihn erwartet und sich zu seinem Kommen festlich geschmückt. Sie war nicht mehr jung — etwa zehn Jahre älter als er — aber sie hatte sich gut erhalten. Schön war sie nicht, aber auch nicht häßlich; ihre Gesichtszüge konnten sich wunderbar beleben und verändern, wenn sie lächelte; es lag dann etwas wie Güte und Herzlichkeit auf ihrem Antlitz, dem sich niemand so leicht entziehen konnte. Man sah sie aber selten so, meistens war sie ernst und in sich gekehrt. Schön waren jedenfalls ihre großen, dunklen Augen, auch der Ton ihrer Stimme, die etwas Singendes hatte, berührte angenehm. Sie war groß und schlank gebaut, ihre Bewegungen waren anmutig. Im übrigen zählte man sie zu den sogenannten gebildeten Frauen des Städtchens.

Mit einem freundlichen Lächeln war sie auf ihn zugetreten, hatte ihm die Hand gereicht und ihn sich setzen lassen. Dann hatte sie selbst das Gespräch begonnen, ohne jede Ziererei, einfach und schlicht, als ob's ein Geschäft gelte, aber er hatte gesehen, wie sie zitterte, und ihre Hände, mit denen sie seine Rechte gefaßt hielt, verrieten ihm ihre Erregung. Sie verstand es, sich zu beherrschen.

„Hat der Vater Ihnen alles gesagt, Wilhelm?"

„Ja," hatte er entgegnet, „und ich bin gekommen, Sie herzlich zu bitten, uns zu helfen, auch ohne daß ich Sie heirate."

„Ich habe das nicht anders erwartet," gab sie zur Antwort, „ein ehrlicher Mann, wie Sie, kann nicht anders sprechen. Ich will Ihnen aber auch ehrlich antworten. Ich helfe Ihrem Vater nur dann, wenn Sie mir heute das Versprechen geben, daß ich nach Ablauf eines Jahres Ihr Weib werde."

„Aber ich habe Sie ja nicht lieb," hatte er ausgerufen und war bei dieser ungeheuerlichen Art der Werbung aufgesprungen. „Wollen Sie im Ernst Ihr Leben an einen

Mann binden, der Sie niemals beglücken kann, weil er Sie niemals lieben wird?"

„Mit keinem anderen würde ich's wagen, mit Ihnen allein werde ich's thun; denn ich weiß, daß die Stunde kommen wird, in der Sie mich lieben werden; wenn auch spät, sie wird kommen und mich dann entschädigen für alle meine Qual."

Sie sagte das alles scheinbar so ruhig und gelassen, daß er seine Fassung verlor.

„Aber wie wollen Sie mich je zwingen können, daß ich Sie liebe? Giebt es eine Liebe aus Zwang?"

„Nein," entgegnete sie, „aus Zwang werden Sie mich nicht lieben, das weiß ich; aber wenn ich um Ihre Liebe diene und jahrelang in Demut um sie werbe, dann werde ich Sie gewinnen. Ich kenne Sie und weiß, daß treue und selbstlose Liebe Ihr Herz bezwingen wird."

Ihm wurde dieses Weib immer unverständlicher, er schwieg eine Zeitlang, dann fuhr er fort: „Und wie ist's gekommen, daß Sie mich lieb gewonnen haben? Ich kenne Sie wenig und bin mir nicht bewußt, Ihnen ein wärmeres Empfinden gezeigt zu haben."

„Warum ich Sie und keinen anderen liebe? Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich Sie liebe, mehr als mein Leben. Bald nach dem Tode meines Mannes hat's angefangen. Da habe ich Sie lieb gewonnen, lieber und immer lieber, und bald genug habe ich bemerkt, daß ich von Ihnen nicht mehr lassen könnte, auch wenn ich wollte. Alles, was Sie mir werden sagen wollen, habe ich mir selbst oft genug gesagt: es ist unweiblich, daß ich mich Ihnen als Gattin anbiete, es ist unehrenhaft, daß ich Ihre Notlage benutze, Sie zu gewinnen. Ich weiß das, aber ich weiß auch, daß meine Liebe die Kraft hat, um das alles zu leiden und alles wieder gut zu machen. Ich weiß, daß ich nach zwanzig Jahren, wenn Sie in der

Blüte der Manneskraft stehen, ein altes Mütterchen sein werde, in der Sie nicht mehr die Gattin sehen können; ich weiß, daß ich dann schwer leiden werde, aber wer Liebe haben will, muß auch Leid tragen können. Meine Liebe zu Ihnen wird mein Glück und mein Leid werden. Ich werde beides tragen. Es ist mein Schicksal; ich kann nicht anders."

Sie schwieg. Was sollte er auf diese wunderlichen Worte erwidern? Er sah ein, daß Widerlegungen nichts helfen würden, aber so schnell wollte er sich nicht ergeben. Nach einer kurzen Pause rief er: „Wie aber, wenn ich mein Wort, das Sie in meiner Not mir abpressen, nicht halte?"

„Ihr Wort, Wilhelm," erwiderte sie, „ist mir Sicherheit genug. Ich weiß, daß Sie es niemals brechen werden."

Dann hatte sie sich erhoben, war ruhig zu ihm herangetreten und hatte ihm die Hand gereicht: „Schlagen Sie ein, Wilhelm, geben Sie mir Ihr Wort, mich nach Jahresfrist zu heiraten, und Sie machen zwei Menschen glücklich, Ihren alten Vater und mich."

Da hatte er zugesagt und ihr versprochen, sie nach Ablauf eines Jahres zu seinem Weibe zu machen, obwohl alles sittliche und männliche Gefühl in ihm sich aufbäumte gegen den Zwang, den ein Weib auf ihn auszuüben wagte, die ihm, der augenblicklich wehrlos war, Ketten anlegte für ein langes Leben.

Des Folgenden erinnerte er sich nur dunkel. Sie hatte ihm ein Geschäftsbuch vorgelegt, worin viele und große Zahlen standen, und er hatte erfahren, daß sie reicher war, als er gedacht. Ihr Vermögen und das ihres Kindes war voneinander getrennt, wohl geordnet und gesichert. Für eine nur geschäftlich empfindende Seele war sie wirklich eine ausgezeichnete Partie; es war nur schade, daß

er keine Neigung in sich verspürte, die geschäftlichen Vorzüge der in Aussicht stehenden Verbindung recht zu würdigen.

Schließlich hatten sie ausgemacht, sich auf ein Jahr zu trennen, dann sollte die Hochzeit sein; bis dahin sollte er nach Halle zurückkehren. Ob er nach seiner Hochzeit das Geschäft übernehmen, oder, wie sie ihm vorschlug, ein Gütchen kaufen und als Gutsherr leben, oder ob er als Ehemann seine Studien weiter verfolgen würde, darüber hatten sie einen bestimmten Beschluß nicht gefaßt. Sie überließen die Entscheidung hierüber der Zukunft. Ueber die Verlobung selbst wollten sie beide vorläufig Schweigen beobachten.

Merkwürdig wie die Werbung war auch der Abschied der beiden Verlobten gewesen. Sie hatte ihm nur die Hand gereicht, ihn aber gebeten, sie auf die Stirn zu küssen. Das hatte er gethan und war dann mit dem Gelde davongeeilt, im Herzen nichts als Zorn und Scham empfindend über ein Ereignis, das das menschliche Herz in der Regel mit eitel Glück zu erfüllen pflegt.

— — — — — — — — — — — —

So saß er in dem stillen Sterbezimmer seines Vaters und sann und sann über das Rätsel seines Lebens, bis die Nacht herniedersank. Was nun weiter thun? Sein Wort halten, das verstand sich von selbst; aber noch gehörte ihm und seiner Freiheit ein Jahr; das sollte die da drüben, seine Braut, ihm nicht rauben! Nicht einen Tag, nicht eine Minute früher in das unselige Sklavenleben hinein, als es sein Wort forderte! Noch einmal hineintauchen in das schöne, glückliche, sonnige Leben der Freiheit, noch einen langen Zug aus dem Becher der Jugendlust und Jugendfreude, bevor er für immer ihn von den Lippen setzte! Er kam sich vor wie ein Kranker, der den Frühling grüßt, und der weiß, daß er sein letzter ist.

2.

Die Verlobung des merkwürdigen Paares wurde vier Wochen vor der Hochzeit, die genau ein Jahr nach dem geschilderten Vorgang stattfinden sollte, in dem Städtchen veröffentlicht. Sie regte die Gemüter wenig auf. Man sprach freilich sein Erstaunen darüber aus, daß der blühende Jüngling sich des Geldes wegen an ein Weib binden wollte, das, wie jedermann genau berechnete, zwölf Jahre älter war, als er, die Zeit war indes zu ernst, als daß man lange bei einem Thema verweilt hätte, das in ruhigen Zeiten monatelang für alle Unterhaltungen in dem Städtchen den erwünschten Stoff geboten hätte. Große, welterregende Ereignisse barg die nächste Zukunft in sich. Schon längst zweifelte niemand mehr, daß das Riesenheer Napoleons, das im Sommer des vergangenen Jahres siegesgewiß nach Rußland gezogen war, gänzlich vernichtet sei. Alle französischen Lügen, alle künstlichen Entstellungen der Thatsachen hatten schließlich doch nicht hindern können, daß die Wahrheit überall durchgedrungen war, und als Yorks Vertrag mit den Russen zu Tauroggen erfolgte, als die Erhebung Preußens unwiderlegliche Thatsache geworden war, da ging es wie ein Frühlingswehen über die Menschen, die so lange unter dem Joch der Fremdherrschaft geseufzt hatten. Alles bereitete sich zu einem großen Entscheidungs- und Befreiungskampfe vor. Mit der höchsten Spannung blickte jedermann nach Breslau, wohin der preußische König sich begeben hatte, und wo, den Gerüchten zufolge, auch der Kaiser von Rußland bereits weilen sollte. Von dort mußte die Entscheidung kommen. Täglich konnte die Erklärung, welche den heiß ersehnten Krieg gegen den Unterdrücker bringen sollte, erfolgen.

Daß unter solchen Umständen die Hochzeit, die im März stattfand, nicht diejenige allgemeine Beachtung fand,

welche dergleichen Vorgänge sonst verdienen, ist natürlich. Immerhin aber war die alte Stadtkirche am Tage der Trauung gut gefüllt, und es fehlte trotz des Ernstes der Zeit nicht an dem üblichen Austausch der Meinungen über das ungleiche Paar. Der weibliche Teil der Zuschauer konnte sich nicht satt sehen an der schönen, männlichen Erscheinung des Bräutigams. Trotz des Ernstes auf seinem Gesicht sah er doch zum Verlieben aus. Die Braut war sehr blaß, aber wer ihr ins Auge sah, der sah einen Strahl des reinsten Glücks darin leuchten, der sie verschönte und verjüngte. Ihre Tochter Lieschen machte den Hochzeitszug mit; sie war jetzt ein junges Mädchen von siebzehn Jahren, aber noch recht klein und schmächtig für ihr Alter.

Der Trauung folgte das übliche Hochzeitsmahl in dem Saale der Schützengilde, und gegen Abend wurde nach alter Sitte unter Musik das junge Paar nach Hause geleitet.

Die Neuvermählte saß allein in dem Wohnzimmer ihres Hauses, in welchem sie heute vor einem Jahre sich den Mann ihrer Liebe und Sehnsucht erkauft hatte. Oft genug waren ihr Zweifel gekommen, und in schweren Stunden hatte sie mit der Sorge gerungen, ob es ihr gelingen werde, das Herz des Mannes auch zu gewinnen. Denn, daß ihrer kein Glück an seiner Seite warte, wenn sie nicht sein Herz besäße, das wußte sie.

Damals, als der alte Vater ihr seine Not mitgeteilt hatte, war ihr die Ueberzeugung gekommen, daß sie den Geliebten nur so, wie sie es gethan, gewinnen könne. Alle Bedenken, die eine innere Stimme gegen das Unweibliche und Unwürdige der Art der Werbung geltend machte, mußten vor dem heißen Wunsch verschwinden, ihn zu besitzen, und vor der Hoffnung, durch ihre hingebende Liebe und Treue sein Herz zu gewinnen. Sie hatte einmal gelesen, daß kein Mann, wenn er sich dauernd und

treu geliebt sieht, unbesiegbar sei. Daran hielt sie sich. Sie hatte bisher nicht gewußt, was Liebe war. In ihre erste Ehe war sie eingetreten, weil die Eltern die Verbindung gewünscht hatten. Ihren älteren und kränklichen Mann hatte sie nicht geliebt, und bei seinem Tode hatte sie nicht geweint, denn zu heucheln verstand sie nicht.

Nun war sie des wirklich Geliebten Weib geworden. Ein seliges Gefühl überschlich sie, als sie allein saß und auf seinen Schritt lauschte, der ihn zu ihr führen mußte. Was Liebe an Gehorsam, Demut, Geduld und Selbstverleugnung gewähren konnte, das sollte ihre Liebe ihm gewähren. Und wenn sie jahrelang um das köstliche Ziel ihres Lebens, um den Besitz seiner Liebe, ringen sollte, sie wollte nicht müde werden. Und vielleicht kam das Glück schneller, als sie gedacht. Hatte er sie heute nicht freundlich angesehen, hatte er nicht gütig mit ihr gesprochen? Freilich nicht so, wie ein junger glücklicher Ehemann mit seinem Eheweibe; aber das konnte sie auch nicht erwarten, das wollte sie auch gar nicht. Er konnte nicht heucheln, und wenn er jetzt wahrhaftig war, da er ihr zeigte, daß er sie nicht lieb habe, wie mußte es dann einst volle, selige, beglückende Wahrheit werden, wenn er ihr sagen würde, daß er sie liebe.

Sie erschrak, als er plötzlich vor ihr stand. Er trug einen Reiserock, Stiefel mit Sporen, und auf den Tisch hatte er die Tasche mit den Pistolen hingelegt, die in jener Zeit jeder mit sich nahm, der eine lange Reise vorhatte. Sie erfaßte das alles mit einem Blick, und eine große Herzensangst bemächtigte sich ihrer, da sie sah, daß er fort wollte. Daran hatte sie niemals gedacht, daß er sie verlassen könne. Mit flehendem Blick sah sie zu ihm auf, aber sie brachte kein Wort über ihre Lippen. Er zog einen Stuhl heran und setzte sich zu ihr, dann ergriff er ihre Linke, die sie ihm willenlos überließ. Ihr Herzweh,

das in ihren erschreckten Augen und in ihrer ganzen Haltung zu erkennen war, rührte ihn, und milder, als er gewollt, begann er: „Ich habe mein Wort gelöst, Käthe, und komm jetzt, um Abschied von dir zu nehmen. Ich gehe auf lange Zeit fort und kehre vielleicht nicht wieder heim."

„Du willst fort?" stieß sie mühsam hervor. „O, strafe mich, strafe mich, wie ich es verdient habe, aber gehe nicht fort von mir, bleibe bei mir, damit ich dir dienen und gut machen kann, was ich an dir gefehlt habe!"

Es griff ihn doch ans Herz, aber er bezwang sich und erwiderte mit erkünstelter Härte: „Nein, ich gehe. Ich bin dein Mann geworden, wie du es gewollt, und ich werde es bleiben, solange ich lebe. Aber an deiner Seite leben kann und will ich nicht. Hättest du mir damals in meiner großen Not geholfen, ohne mich zu einem Schritt zu zwingen, den ein Mann nur dem freien Trieb seines Herzens folgend thun darf, deine Güte hätte vielleicht mein Herz dir zugeführt, vielleicht hätte ich dich um deines Edelmutes willen lieb gewonnen. Aber daß du mir in erbarmungsloser Selbstsucht nur die Wahl ließest zwischen der Schande meines alten Vaters und deiner Hand — das hat dir für immer mein Herz entfremdet."

Sie schwieg, aber sie war in die Kniee gesunken und hatte ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckt. Ruhiger fuhr er fort: „Und kannst du wirklich im Ernst glauben, daß unser eheliches Zusammenleben auf die Dauer möglich ist? Wir sind beide Naturen, die nicht heucheln können. Jeder Tag, jede Stunde unseres Zusammenseins muß eine Qual werden, wenn wir uns einander so zeigen und geben, wie wir sind: du mit deinem Herzen voll Liebe zu mir, und ich mit einem Herzen voll Zorn und Scham und — du mußt das harte Wort hören — voll Verachtung. Unserer Ehe fehlt die sittliche Grundlage, ohne die eine Ver-

bindung zwischen Mann und Weib nur mit Unglück enden kann. Leb wohl!"

„Wo willst du hin?" sagte sie, ohne aufzusehen.

„Ich gehe nach Breslau. Die Kriegserklärung ist vor einigen Tagen erfolgt, sie wird heute nacht noch hier be-

kannt werden. Mein Leben will ich der heiligen Sache, der Befreiung meines Vaterlandes weihen. Unter den Fahnen ist mein Platz. Vielleicht finde ich auf dem Schlachtfelde die Ruhe, die ich an deiner Seite nie hätte finden können."

Sie erhob sich nicht und lag still auf ihren Knieen, mit den Händen ihr Antlitz bedeckend, als schliefe sie.

Da ging er zu ihr, legte seine Hand auf ihr Haupt und sagte: „Höre mein letztes Wort: Ich verzeihe dir von Herzen und zürne dir nicht um das, was du mir gethan. Lebe in Frieden, und mögest du lange und glücklich leben!"

Damit verließ er sie.

Sie wollte ihm nacheilen, aber die Füße versagten ihr den Dienst, sie wollte ihm nachrufen, aber die Stimme versagte ihr die Kraft. Erst als sie den Hufschlag seines Rosses hörte, das ihn davontrug, löste sich der Krampf ihrer Brust in heißen Thränen.

3.

Der eiserne Ring, der den gewaltigen Thronumstürzer und Thronegründer Napoleon erdrücken sollte, zog sich enger und enger zusammen. Schon war die böhmische Armee aus den Pässen des Erzgebirges heraus und richtete ihren Marsch auf Leipzig. Die Nordarmee und die schlesische Armee, letztere unter dem Befehl des alten Blücher, hatte die Elbe überschritten und stand bei Dessau und Halle mit der Front nach Leipzig, bereit vorzurücken, sobald der Anmarsch der böhmischen Armee gemeldet würde.

Napoleon durchschaute den Plan seiner Feinde. Er mußte, bevor seine Gegner ihre Vereinigung vollzogen hatten, versuchen, sie einzeln mit seiner Hauptmacht zu überfallen und zu vernichten. Gelang ihm dies nicht, vollzog sich die Vereinigung der Gegner, dann blieb ihm nur die Entscheidung in einer Massenschlacht übrig, bei der seine Truppen in der Minderzahl sein mußten. So oder so, die Frage mußte sich jetzt binnen kurzem entscheiden, ob er noch länger in Deutschland Herr bleiben würde.

Die schlesische Armee, bei der Wilhelm Reuter stand, hatte sich am 3. Oktober in dem blutigen Treffen bei Wartenburg den Uebergang über die Elbe erzwungen.

Das Landwehrbataillon, dem er angehörte, war hart im Feuer gewesen und hatte viel Leute verloren. Er selbst war unverletzt geblieben. Dann war man über die Mulde gegangen und hatte, vom Feinde wenig belästigt, Kantonnements bezogen. Es schien, als ob den Truppen vor der großen Entscheidung, die bevorstand, eine kurze Ruhe gewährt werden sollte.

Wilhelm Reuter lag in einem großen Bauerndorfe, das mit preußischen Truppen vollgepfropft war, zusammen mit der Hälfte seiner Compagnie in einer Scheune, die dem einzelnen Manne aber nur so viel Raum, als zum Schlafen erforderlich war, gewährte. Es lag sich trotz der Enge aber besser dort, als im Biwak unter freiem Himmel. Der Tag war in Ruhe verlaufen, die nach den anstrengenden Märschen und Gefechten der letzten Tage allen gleich notwendig wie willkommen war. Der Feind befand sich in der Nähe; kaum eine Meile entfernt standen seine Vorposten; aber für den Abend und die Nacht war schwerlich etwas zu befürchten. Was der morgende Tag bringen würde, wußte niemand, daß aber die große Entscheidung in den nächsten Tagen bevorstand, war jedem Soldaten, dem Offizier wie dem Gemeinen, bekannt.

Am Spätnachmittage — es war ein stiller, sonniger Oktobertag — machte Wilhelm Reuter einen Spaziergang über das Dorf hinaus und setzte sich unter eine Eiche, von der aus er weit in das sonnenbeschienene Gelände vor sich blicken konnte. Wie gut kannte er die Gegend! Da war weit und breit kein Weg, kein Steg, den er nicht als Knabe und Jüngling hundertmal gegangen war. Dort den Wald, dessen schon herbstlich gefärbte Blätter im Strahl der Sonne in bunten Farben leuchteten, wie oft hatte er ihn mit seinen Altersgenossen nach Schmetterlingen, Vögeln und Pflanzen suchend durchstreift! Und dort, ganz hinten am Horizont, da, wo der Kirchturm

deutlich erkennbar herüberwinkte, dort lag die liebe Vaterstadt! Er glaubte den Rauch aus den Essen der Häuser aufsteigen zu sehen, und eine tiefe Sehnsucht nach dem Frieden und dem Glück seiner Kindheit ergriff ihn. Auch an sie dachte er, die so gewaltsam in sein Leben eingegriffen. Schwerlich hatte sie eine Ahnung, daß er ihr so nahe war. Ob sie noch immer an ihm mit jener rücksichtslosen und selbstischen Liebe hing, die ihn so schwer gedemütigt hatte? Er hatte seit seinem Abschied nichts mehr von ihr gehört und in dem Drange der kriegerischen Ereignisse wenig an sie gedacht; aber er hatte gelernt, ohne Bitterkeit ihrer zu gedenken, und im Angesicht des Todes, dem er in den Schlachten an der Katzbach und bei Wartenburg ins Auge geblickt, ihr von Herzen vergeben. Doch nichts regte sich in ihm von Neigung zu ihr; er war entschlossen, niemals, solange sie lebte, nach Hause zurückzukehren.

Während so der Anblick der heimatlichen Fluren Erinnerung auf Erinnerung in ihm erweckte, näherte sich ein Trupp Reiter und hielt in seiner Nähe still. Es waren höhere preußische Offiziere. Den mit den weißen Haaren, die unter der Feldmütze hervorsahen, mit dem weißen Schnurrbart und der Pfeife im Munde, erkannte er sofort. Wer von den Soldaten der schlesischen Armee hätte auch den alten Blücher nicht gekannt? Die Offiziere redeten lange und eifrig miteinander, hoben wiederholt die Fernröhre an die Augen und blickten oft in eine Karte hinein, die einer von ihnen auf dem Pferde vor sich hielt. Nach langer Beratung ritten sie davon. Bald darauf, da der Abend hereinbrach, begab sich Wilhelm Reuter ins Dorf zurück. Er war kaum in seinem Quartier angelangt, als er durch eine Ordonnanz zu seinem Hauptmann befohlen wurde.

„Wenn ich nicht irre," wandte sich dieser an ihn, „so

sind Sie aus hiesiger Gegend, lieber Reuter; würden Sie sich wohl in dem Vorgelände zurecht finden?"

„Bei Tag und bei Nacht, Herr Hauptmann," antwortete Wilhelm. „Ich kenne meilenweit jedes Haus, jeden Weg und jeden Steg, ja, ich könnte fast sagen, jeden Baum und jeden Strauch."

„Vortrefflich! Ich führe Sie sogleich zum kommandierenden General. Er will einen zuverlässigen Mann haben, der hier genau Bescheid weiß. Kommen Sie! Wir sollen uns, sobald als möglich, im Hauptquartier melden."

Der Hauptmann schnallte sich den Degen um, setzte den Tschako auf, und beide machten sich sofort auf den Weg. Nach einer halben Stunde gelangten sie in das Dorf, in welchem sich das Hauptquartier des Generals Blücher befand. Der Kommandierende wohnte im Pfarrhause. Dorthin gingen beide und drangen durch einen Schwarm von Offizieren und Ordonnanzen bis in den Flur vor. Der Hauptmann meldete seinen Mann dem General, und Wilhelm Reuter wurde sofort vorgelassen. Mit Spannung trat er ein.

In einem niedrigen, aber großen Zimmer stand in der Mitte ein mit Karten bedeckter Tisch. Vor diesem saß ein Offizier in Generalsuniform mit einem vollen, bartlosen, aber intelligenten Gesicht. Es war der General Gneisenau, die rechte Hand des alten Blücher, und neben dem Tisch, den einen Arm auf ihn stützend und mit der Linken die kurze Pfeife haltend, saß der Alte selbst. Außer diesen beiden befanden sich noch einige Offiziere in der Nähe der Thür. Eine Lampe brannte auf dem Tisch und erleuchtete das Zimmer hinlänglich.

„Komm näher, mein Sohn," rief Blücher dem Eintretenden zu, und als dieser dem Befehle folgend dicht vor ihm stand, fixierte er ihn mit seinen durchdringenden

Augen. Dann begann er: „Dein Hauptmann hält dich für einen braven und gescheiten Soldaten, wie heißt du?"

„Wilhelm Reuter."

„Was warst du vor dem Kriege?"

„Student der Rechtsgelehrsamkeit."

„Schön!" rief der Alte, dicke Wolken aus seiner Pfeife dampfend, und an den General Gneisenau sich wendend: „Also ein Studierter, dann wird er uns verstehen."

„Du kennst die Gegend hier herum, mein Sohn?"

„Jawohl, Excellenz. D. ist meine Vaterstadt. Ich kenne weit und breit hier in der Runde jeden Weg und Steg."

„Recht, mein Sohn," sagte der Alte. „Ich habe dich zu einem schweren Gang bestimmt. Du sollst diese Nacht noch nach D. hinein, das die Franzosen besetzt haben, und mußt vor Tagesanbruch wieder heraus und hier sein. 's ist eine gefährliche Sache, denn kriegen dich die Franzosen, dann hängen sie dich. Mit Spionen fackelt man im Kriege nicht lange."

„Ich fürchte mich nicht, Excellenz," gab Wilhelm Reuter zur Antwort. „Jeder Tod fürs Vaterland ist ein Ehrentod, ob durch die Kugel, ob durch den Strick."

„Brav, mein Sohn! Nun, paß auf, was ich dir sage: Ich muß noch vor Anbruch des Morgens wissen, ob die Kerle da drüben stärker sind, als wir. Ist der Bonaparte da, dann sind sie in der Ueberzahl, dann hat er seine Hauptmacht mitgebracht und wird mich schlagen wollen, um Luft zu kriegen. Ich werde aber in diesem Falle nicht standhalten, sondern zurückgehen, und er macht dann einen Stoß in die Luft. Verstehst du das, mein Sohn?"

„Zu Befehl, Excellenz."

„Wenn er sich dann so ein paar Tage hier herumgetrieben und vergeblich versucht hat, mich zu fassen, dann

ist inzwischen die große böhmische Armee herangekommen, und er muß zurück. Ist er fort, dann gehen wir gleich hinter ihm her, verbinden uns mit der großen Armee und erdrücken ihn. — Ist der Kaiser aber nicht in D., dann kann dort auch nur ein kleiner Teil seines Heeres stehen, und ich kann dann morgen eine Schlacht annehmen, wenn die Kerle mir sie anbieten. Ich muß also wissen, ob Napoleon in D. ist oder nicht. Was hängt also davon ab, mein Sohn? Sprich einmal!"

„Eine Schlacht oder eine rückgängige Bewegung, Excellenz," erwiderte Wilhelm Reuter.

„Recht, mein Sohn, du hast mich verstanden. Nun geh und thu deine Schuldigkeit. Ich habe dir alles klar gemacht, weil du ein gebildeter Junge bist, und ein gebildeter Mensch, wenn er aufgehangen wird, muß wissen, warum er hängt. Kommst du mit sicherer Nachricht zurück, so sollst du das Eiserne Kreuz haben. Also, auf Wiedersehen. — Geben Sie ihm den Stock, Gneisenau."

Der also Angeredete ließ sich von einem Offizier einen großen Bauernknüttel reichen und sagte zu Wilhelm: „Nehmen Sie diesen Stock; es ist ein Raketenstock. Wenn Sie verhindert sein sollten, vor der Frühe des kommenden Morgens zu uns zurückzukehren, aber doch völlige Gewißheit haben, daß Napoleon in D. ist, dann stoßen Sie dieses Endstück des Stockes mit Kraft gegen einen harten Gegenstand; alsdann entzündet sich eine Patrone, und eine hell leuchtende Rakete steigt aus dem Stock in die Luft. Ich werde einige Offiziere die Nacht hindurch das Gelände in der Richtung auf D. beobachten lassen. Sehen wir die Rakete auffliegen, so ist uns das ein Zeichen, daß Napoleon in D. ist. Wir sind dann jedenfalls auf unserer Hut und ziehen uns zurück, bevor der Feind sich entwickelt. Das schlimmste wäre, wenn wir gar nichts von Ihnen hörten oder sähen; wir müßten dann stehen

bleiben und abwarten, was der Feind thun wird. Den Raketenstock gebrauchen Sie natürlich nur dann, wenn Sie verhindert sein sollten, uns persönlich Meldung zu bringen."

Wilhelm nahm den Stock und entfernte sich, wurde aber noch einmal zurückgerufen.

„Ich will Ihnen noch eines empfehlen," sagte Gneisenau. „Versuchen Sie es, so schwer das auch sein mag, den Kaiser selbst zu sehen. Wenn er heute abend oder nacht erst in D. eintreffen sollte, so haben nur wenige Offiziere von seiner Anwesenheit Kenntnis. Den Mitteilungen von gemeinen Soldaten schenken Sie keinen Glauben, es müßte denn sein, daß diese den Kaiser mit eigenen Augen gesehen haben. Haben Sie auch alles verstanden?"

„Zu Befehl, Herr General!"

„Nun, dann gehen Sie mit Gott."

Zum zweitenmal verließ Wilhelm das Zimmer. In der Küche wurde ihm auf Befehl des Generals ein reichliches Abendessen und ein Glas Wein gereicht. Als er sich gestärkt hatte, legte er einen Bauernkittel an, bestieg einen bereit gehaltenen Wagen, der ihn bis an die preußischen Vorposten bringen sollte, und fuhr in Begleitung eines Offiziers durch die stille Herbstnacht seiner Vaterstadt zu.

Während der Fahrt faßte er seinen Plan. Da ihm nur wenige Stunden Zeit blieben, so beschloß er, geradeswegs auf der Hauptstraße nach D. zu gehen. Wenn er angehalten würde, wollte er sich für einen Bauern ausgeben, und sobald er Gewißheit darüber hätte, ob Napoleon in D. war oder nicht, schleunigst auf einem verborgenen, aber langen Waldwege zurückkehren.

Bei den preußischen Vorposten verließ er den Wagen und machte sich sofort rüstigen Schrittes auf den Weg.

Es mochte gegen elf Uhr nachts sein, als er auf der

Straße nach D. in einer Entfernung von etwa hundert Schritt im Scheine des Mondes den ersten feindlichen Posten erblickte. Furchtlos und mit sicheren Schritten eilte er auf ihn zu, bis ihn ein drohendes „Halt! Wer da?“ zum Stillstehen zwang. Mit lauter Stimme rief er: „Gut Freund! Ich bin den Preußen fortgelaufen und will den Befehlshaber sprechen.“

Eine bange Minute verging, ohne daß eine Antwort erfolgte, dann näherte sich ihm auf der Straße ein halbes Dutzend Soldaten. Als sie in seiner Nähe waren, rief einer: „Es ist ein Bauer, laßt den Kerl laufen!“ ein anderer aber widersprach: „Nein, er muß zum Befehlshaber. Fort mit ihm!“

Sie nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn einem kleinen erleuchteten Häuschen zu, das, von Bäumen versteckt, dicht an der Straße lag. Jetzt erkannte Wilhelm, daß es sächsische Soldaten waren, die ihn eskortierten, deutsche Rheinbundstruppen, die ihr deutsches Blut im Kampf gegen ihr eigenes Vaterland für den fremden Eroberer vergießen mußten. In dem Häuschen sah er sich dem Befehlshaber der Feldwache, einem jungen sächsischen Lieutenant gegenüber, der, aus dem Schlaf geweckt, ihn mürrisch empfing. „Was willst du?“ fuhr er ihn an.

„Ist der Kaiser in D.?“ gab Wilhelm zur Antwort.

„Was weiß ich!“ entgegnete der Offizier. „Was geht dich der Kaiser an? Sag, was du zu sagen hast, und dann mach, daß du fortkommst. Bist du etwa ein Spion?“

„Ich bin ein Bauer aus dem Dorfe da drüben,“ sagte Wilhelm, der die Mundart der Gegend fertig sprach. „Die Preußen haben mir meine Scheune niedergebrannt und mich geschlagen. Ich weiß etwas, was sie verderben kann; aber ich sag's nur dem Kaiser. Der ist mächtig und läßt mir meine Scheune wieder aufbauen, wenn er erfährt, was ich weiß.“

Der Lieutenant wurde stutzig. Es war doch möglich, daß eine bedeutsame Nachricht in Aussicht stand. Er wollte jedenfalls seine Pflicht thun, rief zwei Soldaten und sagte zu Wilhelm Reuter: „Ob der Kaiser in D. ist, weiß ich nicht. Diese beiden Soldaten werden dich zum General Greinier führen. Dem sage, was du zu sagen hast.“

Nachdem zwei Soldaten den Befehl erhalten hatten, den Bauern dem General vorzuführen, nahmen sie ihn in ihre Mitte und führten ihn nach D., das etwa eine halbe Stunde Wegs von den Vorposten entfernt lag. Rechts und links am Wege reihte sich Biwak an Biwak, und rings um die kleine Stadt dehnte sich ein ungeheures Lager aus, dessen Größe zahllose Wachtfeuer verrieten. Die Uhr schlug die zwölfte Stunde, als Wilhelm Reuter seine Vaterstadt betrat. Ob er heute nacht hier seinen Tod finden würde? Vielleicht sah der Morgen seine Leiche an einem der Bäume hängen, die vor den Häusern standen.

Doch fort mit den trüben Gedanken! Es galt alle Kraft zusammennehmen, wenn er seinen Auftrag zu einem guten Ende führen sollte.

Man brachte ihn in das ihm wohlbekannte alte Schloß, das am anderen Ende der Stadt lag. Im Schloßhof, auf welchem ein Bataillon Infanterie biwakierte, wandte sich einer der Begleiter an einen Offizier und fragte nach dem General Greinier. Er wurde nach dem Seitenflügel des Schlosses gewiesen. Dort im Erdgeschoß befand sich eine Wache französischer Garde. Dem Kommandanten derselben wurde Wilhelm übergeben, und schon nach wenigen Minuten stand er vor einem französischen General, welcher, der deutschen Sprache mächtig, ihn fragte: „Was willst du, Bauer?“

„Ich will den Kaiser sprechen.“

„Was du dem Kaiser sagen willst, kannst du mir auch

sagen," lautete die Antwort, aus der leider nicht ersichtlich war, ob Napoleon in D. war oder nicht.

Es blieb nichts anderes übrig, Wilhelm mußte das Aeußerste wagen, um sich Gewißheit zu verschaffen.

„Ich weiß etwas, was die Preußen verderben kann," entgegnete er, „aber ich sage es nur dem Kaiser; der wird mir meine Scheune wieder aufbauen lassen, die die Preußen mir verbrannt haben."

„Untersucht ihn!" befahl der General dem Sergeanten, der Reuter vorgeführt hatte. Dann ging er davon.

In die an das Zimmer des Generals unmittelbar anstoßende Wachtstube zurückgeführt, wurde der vermeintliche Bauer sorgfältig untersucht, ob er etwa Waffen bei sich habe. Man fand aber nur ein Stück Brot und ein Brotmesser in seiner Tasche, das ihm genommen wurde. Sein Stock war ihm bereits abgenommen worden, bevor er vor den General geführt worden war, und stand harmlos in einer Ecke der Wachtstube.

Nach etwa zehn Minuten erschien der General in der Wachtstube und befahl zwei französischen Gardisten, den Bauern ihm nachzuführen. Die vier schritten nun über den gepflasterten Innenhof und stiegen im Hauptflügel des Schlosses eine breite Steintreppe empor. In einem langen Saale, in welchem mehrere französische Offiziere auf Stühlen und Bänken schliefen oder wachten, wurde Wilhelm noch einmal von oben bis unten befühlt, ob etwas Verdächtiges an ihm wäre, dann betrat der französische General mit ihm und den ihn bewachenden Soldaten ein großes, saalartiges, durch viele Kerzen hell erleuchtetes Zimmer.

Da war er, Napoleon!

Er saß an einem Tisch, in einen grauen Ueberrock gekleidet, der offen stand, auch die Weste war geöffnet. Vor ihm lag ein Bogen weißen Papiers, auf dem Stuhle

neben ihm eine Karte, ein Glas, zur Hälfte mit Wasser gefüllt, stand auf dem Tisch. Außer dem Kaiser war niemand im Zimmer.

Der General führte Wilhelm bis auf fünf Schritte

vor Napoleon, dann sagte er: „Du stehst vor dem Kaiser, Bauer. Sprich kurz und rede die Wahrheit."

Erst jetzt sah Napoleon auf und blickte Wilhelm an. Es lag etwas Müdes und zugleich Erregtes in seinem Auge. Seine Züge waren schlaff und welk; er schien sehr abgespannt; jedenfalls sah er nicht wie ein Welteroberer aus.

Mit Absicht fing Wilhelm nach Art eines Bauern mit seiner eigenen Angelegenheit an, wie ihm die Preußen heute morgen seine Scheune niedergebrannt und ihn dann geschlagen hätten; er wurde aber durch den General unterbrochen, der ungeduldig ausrief: „Der Kaiser will wissen, was du von den Preußen zu sagen hast. Laß deine eigenen Angelegenheiten."

„Die Preußen," erzählte nun Wilhelm, „haben ihre Kanonen eine Viertelstunde von Bleckdorf entfernt aufgefahren. Ich habe sie gezählt, es sind über zweihundert Stück und mehr als hundert Munitionswagen. Die Bedienungsmannschaft liegt in Bleckdorf in den Häusern. Es ist nur eine halbe Schwadron als Wache dort mit zwei Vedetten. Dicht daran stößt ein Wald, wenn sich durch denselben ein paar hundert Mann heranschleichen, so können sie die Schwadron überraschen und niederhauen und die gesamten Kanonen fortschaffen, ehe Alarm geschlagen wird, und die Preußen da sind. Zweihundert Kanonen! Es können auch mehr sein."

Der Kaiser griff, als der General ihm diese Worte in französischer Sprache mitgeteilt hatte, schnell nach der Karte, die neben ihm lag, sah flüchtig hinein und nickte dann mit dem Kopfe. Auf einen Wink von ihm trat der General an seine Seite, und beide redeten eine Zeitlang leise miteinander.

Nach einigen Minuten begann der General aufs neue: „Die Kanonen stehen zwischen dem Walde und Bleckdorf. Ist da nicht ein Hohlweg in der Nähe?"

„Jawohl, Herr General," antwortete Wilhelm. „Er führt durch den Wald und mündet auf die Ebene, auf welcher die Kanonen sich befinden."

Wieder nickte der Kaiser, der indes unverwandt auf die Karte geblickt hatte, als der General ihm die Antwort verdolmetscht hatte.

„Sag, Bauer," fuhr der General fort, „was zieht sich da zwischen der Ebene und dem Dorfe hin?"

„Ein nasser Graben, aber er geht vorn um das Dorf herum," antwortete Wilhelm, der wohl merkte, daß man ihn prüfen wollte, ob er auch wirklich ein Bauer jener Gegend sei.

„Wohlan," unterbrach der Kaiser den General in französischer Sprache, deren Wilhelm ziemlich mächtig war, „lassen Sie das württembergische schwere Reiterregiment und ein Regiment Garde ausrücken. Wenn der Schlag gelingt, giebt's morgen leichte Arbeit."

Hierauf erhob er sich, trat dicht an Wilhelm heran und sagte, indem er ihn finster anblickte: „Du bist ein preußischer Spion. Ich weiß alles. Alles, was du gesagt hast, ist erlogen. Du wirst erschossen."

Wilhelm fühlte die furchtbare Gefahr dieses Augenblicks. Ein Blick, eine Bewegung konnte ihn verraten; er war verloren, wenn er nicht die höchste Selbstbeherrschung bewies; aber er war auf derartiges vorbereitet. Ruhig, wie einer, der nicht weiß, was man von ihm will, sah er dem Kaiser ins Auge, dann wandte er sich an den General und sagte: „Ich verstehe den Kaiser nicht; was will er?"

„Führt ihn in den Keller!" rief Napoleon, sich wieder niederlassend, „und hat er die Wahrheit gesprochen, so gebt ihm zwanzig Goldstücke; hat er gelogen, dann hängt ihn auf der Stelle!"

Er winkte mit der Hand, und der General verließ mit ihm und den Soldaten das Zimmer.

In den Keller sollte er eingesperrt werden? Dann war sein Unternehmen gescheitert, und sein Blut, das bald fließen mußte, sobald seine List an den Tag kam, floß vergebens. Er mußte alle seine Kraft zusammennehmen, um seine Bestürzung nicht zu zeigen. Etwas

mußte er jetzt thun, um aus seiner bedenklichen Lage herauszukommen. Er trat an den General heran und sagte: „Soll ich die Truppen führen, Herr General? Ich kenne einen Weg direkt durch den Wald; in einer guten Stunde können wir am Ziele sein.“

„Ist nicht nötig,“ gab der General kurz zur Antwort. „Wir kennen die Gegend hier so gut wie du.“

Damit verließ er die Wachtstube.

Bald darauf trat ein französischer Gardist und ein Sergeant mit einer Laterne herein. Die beiden winkten Wilhelm, ihnen zu folgen. Ruhig, aber innerlich auf das Höchste bestürzt, schritt er nach der Ecke, nahm seinen Bauernstock an sich und rief den Soldaten eine gute Nacht zu. Zum Glück schien niemand in der Mitnahme des Stockes etwas Auffälliges zu finden; man ließ ihn gewähren, und froh, daß er wenigstens dieses wichtige Werkzeug bei sich hatte, folgte er den beiden Soldaten. Vielleicht gab es doch noch eine Möglichkeit, die Rakete in den dunklen Himmel hinaufzuschleudern und so Blücher zu warnen.

Als die Thür des Kellers sich geschlossen und die Augen des Gefangenen sich an das Dunkel, das im Keller herrschte, gewöhnt hatten, überlegte er, was zu thun sei. Die Minuten waren kostbar. Es war jetzt bald ein Uhr. Wenn die Alarmierung der von Napoleon bezeichneten Regimenter nicht zu viel Zeit in Anspruch nahm, mußten die Truppen spätestens um drei Uhr an der von ihm bezeichneten Stelle sein. Dort würde ein kurzer Aufenthalt genügen, um den Führer zu überzeugen, daß die Geschichte mit den Kanonen erlogen sei. Vor fünf Uhr morgens waren die Truppen, oder doch eine Meldung derselben, zurück. Dann ging's ans Sterben. Aber vorher, vor seinem letzten Gange, mußte den harrenden Preußen das bedeutungsvolle Signal gegeben werden! Daran hing das

Leben Tausender seiner Brüder, Sieg oder Niederlage der Seinen.

Wilhelm nahm sich zusammen, um in Ruhe zu überlegen. Nur eine Möglichkeit gab es: er mußte versuchen, durch das Fenster des Kellers die Rakete aufsteigen zu lassen. Die Fenster befanden sich dicht unter der Decke, denn von oben her drang eine matte Dämmerung in den Keller hinein. Wilhelm war ein trefflicher Turner; den wichtigen Stock mit den Zähnen fest haltend, sprang er in die Höhe, erreichte die Brüstung des Fensters und zog sich empor. Mit einiger Mühe gelang es ihm, sich ganz hinaufzuschwingen und sich in der geräumigen Fensterhöhlung niederzukauern. Der erste Griff galt dem Fenster; es war stark vergittert, ein Entkommen also nicht möglich, aber zu seiner unaussprechlichen Freude bemerkte er, daß das Fenster fast unmittelbar den gepflasterten Hof berührte. Er öffnete vorsichtig die nach innen zu gehenden Fensterflügel und langte mit dem Arm hinaus. Er berührte mit der Hand die Steine; er brauchte also nur den Stock hinauszuschieben und ihn dann senkrecht mit aller Kraft auf dem Steinboden aufzuschlagen, dann mußte die Patrone platzen, das Pulver sich entzünden und die Feuerkugel in die Luft steigen. Im Hofe standen nur zwei Schildwachen, etwa zwanzig Schritt von seinem Kellerfenster entfernt, und weiter hinten nach dem Schloßgarten zu brannten einige dem Erlöschen nahe Feuer, um welche schlafende Soldaten ruhten. Es hinderte ihn also niemand, sein Werk auszuführen.

Aber dann — —?

Vom Städtchen her schlug die Uhr des Kirchturmes die erste Morgenstunde. Einmal noch wollte er sie schlagen hören; wenn sie die zweite Stunde verkündete, dann sollte es geschehen. Bis dahin hatte er noch eine Stunde Zeit. Wie schnell würde sie ihm verrinnen, die letzte, die er zu leben hatte!

Er dachte an seine Kindheit, wie er vor langen Jahren einmal krank in seinem Bette gelegen hatte. Ein kleines Licht brannte im Zimmer. Die Mutter war an seinem Bette eingeschlafen, und aus der Nebenstube hörte er die Atemzüge des schlafenden Vaters. Da hatte er lange wach gelegen und die Glockenschläge der Turmuhr gezählt, und wenn sie schwieg, sehnsüchtig gewartet, bis sie ihre hellen Klänge aufs neue über die ruhende Stadt hin senden würde. Wie anders war es jetzt! Damals führte ihn jede Stunde näher der Genesung zu, jeder Glockenschlag verkündete ihm neues Leben, jetzt schlug die Uhr sein Grabgeläute!

Er schaute zum Himmel empor. Tausend Sterne leuchteten von oben herab in sein dunkles Gefängnis. Nur eine kleine Weile noch, und sie leuchteten über seinem Grabe. Aber er starb einen schönen Tod — den Tod fürs Vaterland. Er wollte ihn als Held erleiden. Ernst und gefaßt lauschte er in die Nacht hinein, der Glockenschläge harrend, die ihm seines Lebens Ende künden sollten.

— — — — — — — — — — — —

Unweit des preußischen Hauptquartiers hielten auf einem Hügel, von dem aus man weit ins Land hineinsehen konnte, drei preußische Offiziere und schauten unverwandt in die vor ihnen liegende nächtliche Landschaft. Sie hatten den Befehl, sofort Meldung zu machen, wenn in der Richtung auf D. eine Feuerkugel in die Höhe steigen würde. Den ersten Teil ihrer Wache hatten sie sich durch Plaudern vertrieben, jetzt schwiegen sie und warteten still auf das ersehnte Zeichen.

„Was zeigt die Uhr, Herr Kamerad?" fragte der eine seinen Nachbar.

„Horch!" gab dieser zur Antwort, „vom Dorfe her schlägt die Turmuhr."

„Eins, zwei."

In diesem Augenblicke entfuhr dem Munde der drei Männer ein lautes Hurra, denn langsam stieg weit in der Ferne am dunklen Nachthimmel eine feurige Kugel in die Höhe, hielt einen Augenblick und zersprang dann in viele Funken.

„Das war das Zeichen!“ riefen die Offiziere, warfen ihre Pferde herum und sprengten im Galopp davon.

Ehe der Morgen anbrach, war die preußische Armee auf den Beinen und ging langsam zurück. Als der Feind bei Tagesanbruch heranrückte, fand er nur leere Dörfer.

Der alte Blücher mit seinen Preußen war heute nicht zu fassen.

4.

Traurige Stunden waren für Frau Käthe Reuter dem Abschiede ihres jugendlichen Gatten gefolgt. Nun er sie verlassen, wurde sie sich der Größe ihrer leidenschaftlichen Liebe zu ihm erst recht bewußt. Hätte sie seinen Aufenthalt gekannt, sie hätte Haus und Hof verlassen und wäre gegangen, ihn zu suchen. Eine Zeit beschäftigte sie der Gedanke, sich einem der Lazarette als Krankenpflegerin anzuschließen, in der Hoffnung, der Zufall könne den Mann ihrer Sehnsucht und Liebe pflegebedürftig ihren Händen zuführen; aber sie ließ diesen Gedanken wieder fahren, denn sie wußte nicht einmal, bei welcher der drei großen Armeen er sich befand. Nachforschungen nach ihm hatte sie nicht angestellt, sie würden in jener kriegerisch bewegten Zeit auch schwerlich einen Erfolg gehabt haben. So mußte sie sich fügen und tragen, was tausend andere Frauen mit ihr trugen.

In den schweren Stunden aber, die sich langsam zu Tagen, Wochen und Monaten reihten, gelangte sie zur Erkenntnis ihres Unrechts. Das Unwürdige ihrer Handlungsweise, das sie früher zuweilen noch vor sich selbst ge-

rechtfertigt hatte, trat in seiner ganzen Nacktheit vor sie hin und erfüllte ihre Seele mit tiefer Reue. Sie erkannte, daß ein sittlicher Mensch sein Glück nicht so gründen darf, wie sie es versucht hatte, und sie kam zu der Ueberzeugung, daß sie des geliebten Mannes Herz nie würde gewinnen können. Wäre er jetzt vor sie hingetreten, er hätte nicht zu bitten brauchen, sie hätte ihm seine Freiheit auch ungebeten zurückgegeben, ja, sie fühlte in all ihrem Herzweh und ihrer Sehnsucht nach ihm die Kraft wachsen, seinem Glück das ihre zu opfern.

Den Schrecken des Krieges hatte die kleine Stadt bisher noch nicht kennen gelernt, aber seit den ersten Tagen des Oktobers all die Lasten, welche eine auf einen kleinen Raum zusammengedrängte feindliche Armee friedlichen Bewohnern verursachen muß. Die ganze Stadt war mit Franzosen und Rheinbundstruppen voll gepfropft. Kein Haus, das nicht bis unter das Dach, bis in den Keller die ungebetenen Gäste beherbergen mußte. Was dabei tröstete, war die Zuversicht, daß man die Soldaten ebenso schnell wieder los werden würde, wie man sie erhalten hatte. Frau Käthe hatte ihre Wohnung französischen Offizieren räumen und sich für ihre Person auf die Küche beschränken müssen. Sie empfand es als eine Erleichterung, daß Lieschen diese unruhigen Tage nicht an ihrer Seite verlebte. Das junge Mädchen befand sich in Halle, wo es der Mutter sicherer aufgehoben zu sein schien.

Es war in der ersten Frühe des Tages, an welchem die schlesische Armee die vorerwähnte Rückwärtsbewegung machte, als Frau Käthe durch mehrere Schüsse aus einem unruhigen Schlummer geweckt wurde. Während sie sich schnell ankleidete, in dem Glauben, es fände ein Straßenkampf statt, hörte sie, wie draußen heftig an dem kleinen Glaspavillon, welcher die Küche mit dem Garten verband, gerüttelt wurde. Dann klirrte eine Scheibe und deutlich

vernahm sie, wie jemand von draußen hineinsprang und sich der Küchenthür näherte. Zitternd schlug sie Licht, als die Thür sich öffnete, und ein junger Bauer eintrat.

Sie erkannte ihn sofort, sie hätte ihn in jeder Verkleidung, in jeder Entstellung erkannt, ihr Herz rief ihr zu, daß er es war.

Mit einem lauten Schrei, aus Freude und Sorge gemischt, flog sie an seine Brust und umschlang den heiß Geliebten mit ihren Armen.

„Schnell, Käthe, verbirg mich!" rief Wilhelm, noch atemlos vom raschen Laufen. „Ich bin als Kundschafter den Franzosen in die Hände geraten. Sie haben mich töten wollen, ich bin ihnen aber bei der Hinführung zum Richtplatze entflohen. Sie sind mir auf den Fersen; wenn sie mich fassen, bin ich verloren. Ist der Keller frei?"

„Mein Gott," rief sie verzweiflungsvoll, „es ist kein Raum im Hause, den die Franzosen nicht inne haben. Wo soll ich dich verbergen?"

Schon hörten beide draußen vom Garten her Lärm von Menschenstimmen, die näher kamen; auch im Hause schien es unruhig zu werden, Thüren und Fenster wurden geöffnet, und barsche Stimmen fragten, was es gäbe.

An der Wand stand eine große Truhe, wie sie in früherer Zeit in guten bürgerlichen Häusern zum Aufbewahren der Wäsche benutzt wurde. Sie war so groß, daß ein Mann in gebückter Stellung wohl darin Platz finden konnte. Es war kein Augenblick Zeit mehr zu verlieren.

„Laß mich dort hinein," rief Wilhelm, „und lösch das Licht aus. Wenn sie mich suchen, so thue, als wärest du soeben erst munter geworden."

Damit öffnete er die Truhe und sprang hinein. Käthe legte eilig den Deckel darüber, löschte das Licht aus und setzte sich zitternd auf ihr Bett, in großer Angst den nächsten Augenblicken entgegensehend.

Sie brauchte nicht lange zu warten, denn schon nach wenigen Minuten wurde die Thür des Pavillons eingestoßen, und eine Schar württembergischer und französischer Soldaten drang in den finsteren Raum ein. Sie machten Licht und gewahrten Frau Käte, die sie mit ihren großen, dunklen Augen erschreckt und flehend zugleich anblickte.

„Wo ist der Kerl?“ schrieen sie und zerrten das zitternde Weib in die Höhe. „Hier ist er hineingelaufen. Wo steckt er?“

Der plötzliche Schrecken, die Sorge und Angst um den Verborgenen schienen ihr die Sprache geraubt zu haben, sie schüttelte nur mit dem Kopf und wies nach der Thür. Nun ließen die Soldaten von ihr ab und untersuchten alle Winkel der Küche, leuchteten in den Rauchfang, stießen mit dem Bajonett in das Bett und unter dasselbe, und drangen, als sie nichts Verdächtiges fanden, in das neben der Küche befindliche Zimmer ein. Als sie die französischen Offiziere, die der Lärm munter gemacht hatte, dort sahen, kehrten sie zurück und begannen ihre Untersuchung von neuem. Sie fanden den Flüchtling aber nicht und schickten sich eben an, die Küche zu verlassen, um den Garten abzusuchen, da trat ein deutscher Soldat auf Frau Käthe zu und rief aus: „Er muß doch hier sein, ich habe ihn durch den Garten hierher laufen sehen. Sagen Sie uns, wo er steckt, oder wir führen Sie fort, und es kann Ihnen geschehen, was wir dem Spion zugedacht hatten.“

„Ich weiß von nichts,“ gab Frau Käthe, die ihre Selbstbeherrschung wieder gewonnen hatte, zur Antwort, und entschlossen fügte sie hinzu: „Jetzt lassen Sie mich allein; ich muß für meine Einquartierung sorgen.“

Aber man that nicht nach ihrem Willen, sondern ein Korporal trat auf sie zu, nahm einen Strick, um ihr die Hände zu binden, und sagte: „Wir nehmen die Frau mit; sie mag verhört werden. Sie muß wissen, wo der Ver-

räter steckt. Ist er nicht hier, dann hat sie ihn entwischen lassen. Mag sie an seiner Statt hängen! Vorwärts!"

Wilhelm hatte in seinem Versteck jedes Wort gehört. Weiter durfte er es nicht kommen lassen. Daß ein Weib, sein Weib für ihn sterben sollte, durfte nicht geschehen. Mochte denn der Tod kommen! Er schlug den Deckel in die Höhe, richtete sich auf und rief: „Nun, da habt ihr mich! Tötet mich, aber laßt diese los. Sie ist mein Weib."

„Dann tötet uns beide," rief Käthe, indem sie ihren Mann umschlang, „tötet uns beide! Er ist mein Gatte und hat nur gethan, was ihr alle gethan hättet. O, habt Erbarmen! Schont sein Leben!"

„Macht ein Ende!" rief der Korporal, der Führer der Mannschaft. „Die Frau bleibt hier; hinaus mit dem Spion und knüpft ihn draußen im Garten auf!"

Einige Soldaten traten näher, um den Befehl auszuführen, Frau Käthe aber hob flehend ihre Hände empor und rief: „O, ihr deutschen Männer, die ihr nur gezwungen den Franzosen folgt, wenn ihr noch eine Mutter, eine Gattin habt — um eurer Mutter, eurer Gattin willen habt Erbarmen mit einem armen Weibe, das nicht leben kann, wenn ihr diesen tötet."

Ihr Flehen schien die Soldaten zu rühren, sie schwankten und sahen ihren Führer an, als erwarteten sie von ihm ein Wort der Barmherzigkeit, auch der Korporal schien ergriffen; die französischen Soldaten jedoch sahen mit finsteren Blicken auf den Gefangenen und schienen ihr Opfer nicht loslassen zu wollen.

In diesem Augenblick ertönte von der Straße her der scharfe Wirbel der Sturmtrommel, und aus der Ferne her erklangen die Signale der Sturmhörner, die die Truppen zum schleunigen Sammeln riefen. Es mußte ein Ende gemacht werden.

„Wir nehmen ihn mit," rief der Korporal, „mag der General entscheiden. Schnell, fort jetzt!"

Sie nahmen Wilhelm in ihre Mitte und schritten durch den Pavillon in den Garten hinaus; aber Käthe folgte ihnen und rief immer wieder: „Gnade, Gnade! O, laßt ihn leben, liebe, deutsche Männer. Sein Blut kann niemand nützen. Habt Erbarmen!"

„Lassen wir ihn hier, Herr Korporal," riefen jetzt die deutschen Soldaten. „Wer weiß, wie lange noch, und wir kämpfen wieder auf seiten unserer deutschen Brüder. Dies Blut könnte uns gereuen. Geben wir ihn frei!"

„Sei's!" rief der Korporal, sichtlich erleichtert, daß seine Soldaten um das baten, was er selbst wünschte. „Nehmen Sie Ihren Gatten, Frau, wir wollen sagen, es sei nicht der Rechte gewesen."

Die Franzosen waren jedoch nicht gewillt, ihre Beute fahren zu lassen. Sie schimpften und schrieen durcheinander und schienen nicht übel Lust zu haben, dem jungen Bauer mit ihren Gewehren den Garaus zu machen. Sie waren aber in der Minderzahl, die Trommeln und Sturmhörner tönten lauter und lauter durch die Stadt, und von der Straße her hörte man den Taktschritt eilender Truppen: es war Zeit, daß sie sich davon machten.

So verließen sie endlich den Garten. Der letzte aber, ein Franzose, hielt an der Gartenthür an und wendete sich um.

„Verräter seid ihr alle," zischte er zwischen den Zähnen, „stirb, deutsche Bestie!"

Er riß sein Gewehr an die Schulter, zielte und drückte ab.*)

Der Schuß krachte, dann eilte er schnell seinen Kameraden nach.

---

*) Siehe das Titelbild.

Er hatte schlecht gezielt. Nicht den deutschen Kundschafter traf seine Kugel. Käthe hatte mit den Augen der Liebe und Sorge trotz der Dunkelheit gesehen, daß der Franzose an der Gartenthür sein Gewehr anschlug, und noch hatte sie Zeit gehabt, den geliebten Mann mit ihren Armen zu umschließen und ihn so mit ihrem Leibe zu decken.

Nicht ihn traf die Kugel. Sein Weib sollte für ihn sterben. Zum Tode getroffen sank sie blutend zu seinen Füßen nieder.

— — — — — — — — — — — —

Langsam dämmerte der Morgen herauf. Käthe lag unter dem großen Apfelbaum, unter dessen Schatten sie an sonnigen Tagen gern und oft gesessen, ihr Atem ging schwer, und ihr blasses Gesicht zeigte deutlich die Nähe des Todes. Wilhelm stützte mit seiner Linken ihr Haupt, das an seiner Brust ruhte, die Rechte hielt ein Gefäß mit Wasser, das er zuweilen an ihre lechzenden Lippen setzte.

„Du Arme," klagten seine bebenden Lippen, „um mich gehst du in den Tod! Lebe, und ich will dich lieben und dir deine Liebe lohnen."

Sie schlug ihre todmüden Augen auf und sah lange in die geliebten Züge. „Hast du mir verziehen, Geliebter, daß ich dir so wehe gethan?" flüsterte sie. „Sieh, nun bist du frei! Sag mir, daß du mir nicht mehr zürnst. Ich fehlte ja aus Liebe zu dir!"

Er beugte sich tief zu ihr hinab, und während seine heißen Thränen auf sie fielen, küßte er zum erstenmal ihre schon erblassenden Lippen, und aus seinem Herzen stieg herauf die Liebe, die sie in demütigem Dienen sich hatte gewinnen wollen und die sie im Scheiden aus der Welt nun errungen hatte.

Wie sie es wünschte, schlug er den Arm um sie und hielt mit seiner Rechten ihre erkaltenden Hände. So starb sie an seinem Herzen.

Um Wilhelm kümmerte sich niemand. Die Franzosen hatten die Stadt verlassen und waren zu dem großen, blutigen Ringen nach Leipzig abgezogen. Ihnen fest auf dem Fuße folgten die Preußen. So konnte er zwei Tage später ungefährdet die Tote begraben.

Ihrem Sarge folgte nur der Gatte und der alte Prediger des Städtchens, der sie getraut hatte. Kein Grabgeläute, kein Gesang erscholl über ihrem Grabe. Mit einem stillen Gebet wurde sie zur ewigen Ruhe gebettet.

Vom Kirchhof aus verließ Wilhelm die Vaterstadt, um sein Regiment aufzusuchen. Er fand es bald und wurde mit Freuden begrüßt; man hatte ihn bereits für verloren gehalten.

Vorwärts ging's nach Leipzig.

Der Tod, der in dem mörderischen Kampfe bei Möckern, sowie in den blutigen Schlachten des folgenden Winters auf französischem Boden so reiche Ernte hielt, ging an Wilhelm vorüber. Mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, kehrte er als Offizier in das befreite Vaterland zurück. Er blieb Soldat und stieg in der dem Kriege folgenden langen Friedenszeit langsam in die Höhe. Wenige Jahre nach dem Friedensschlusse war er bei Lieschens Hochzeit zugegen, die ein braver Mann heimführte.

Er selbst blieb unvermählt und starb in den fünfziger Jahren als Oberst eines Infanterieregiments.

Im Bagno.

Bilder aus italienischen Strafanstalten von **K. Westhof.**

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Mehr noch als die zur Unterbringung und Verpflegung von Armen und Kranken bestimmten Anstalten können die Gefängnisse, die Anstalten zur Verwahrung der Verbrecher, einen Maßstab für den Kulturzustand eines Volkes abgeben. Als der internationale Gefängniskongreß, dessen Aufgabe es ist, das beste Gefängnissystem festzustellen, das letzte Mal in Rom tagte, war damit auch eine äußerst lehrreiche Ausstellung verbunden. Diese brachte unter anderem die Gefängniszellen der Strafanstalten der verschiedenen Staaten zur Anschauung. In erster Linie sah man dort die Modelle aus einigen italienischen Pönitentiarhäusern, darunter eine unterirdische, nur notdürftig erhellte Isolierzelle aus dem fünfzehnten Jahrhundert; in allen waren durch lebensgroße Wachsfiguren auch die Insassen mit überraschender Naturtreue dargestellt. Eine besondere Abteilung in der italienischen Ausstellung zeigte ferner die Sträflinge eines Bagno, die, mit Ketten beschwert, unter den Augen eines wachthabenden Soldaten (natürlich gleichfalls aus Wachs) ihre Arbeit verrichteten.

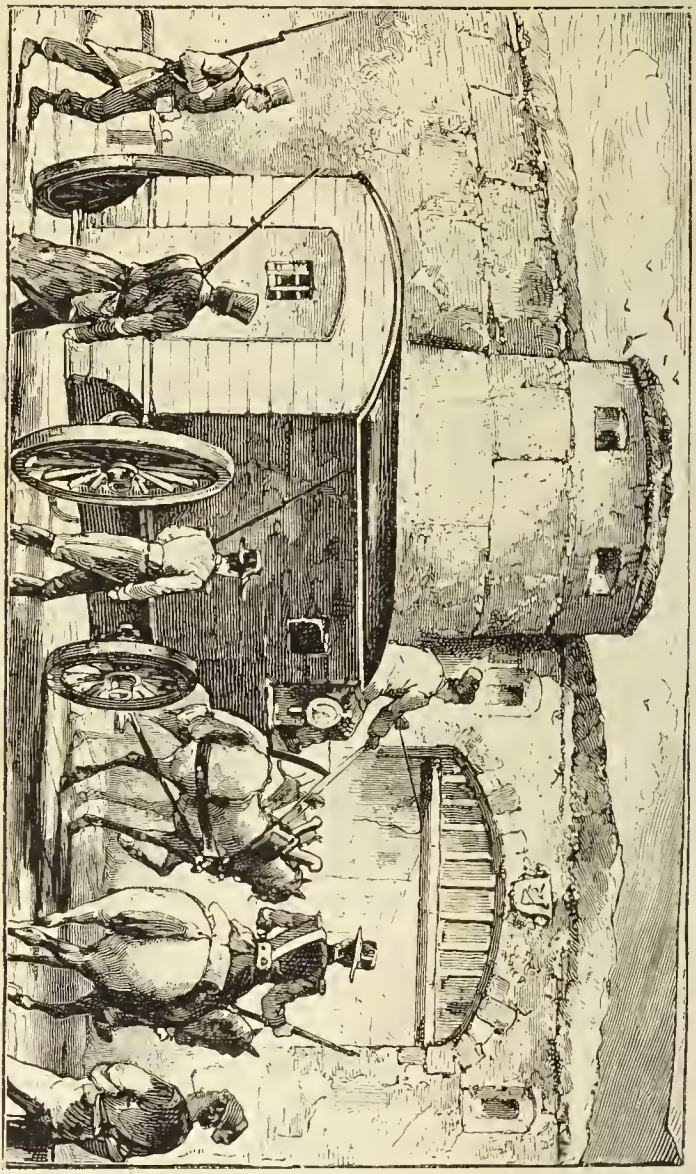
Vielfach ist die Ansicht verbreitet, daß derartige Strafanstalten nirgendwo mehr beständen, seitdem in Frankreich die Bagnos, deren Name uns modernen Menschen gleichbedeutend mit Grausamkeit und Barbarei erscheint, abgeschafft worden sind. In der That hat sich aber Italien noch nicht von ihnen losgesagt, und einige nähere Angaben

Einlieferung von Sträflingen zu Wasser im Bagno.

über ihre Einrichtungen dürften daher wohl von allgemeinem Interesse sein.

Ueberall machen die Strafgefängnisse heutzutage die überwiegende Mehrzahl aller Gefängnisanstalten aus, was sich durch ihren geschichtlichen Zusammenhang mit dem Aufkommen der Freiheitsstrafe als dem seit Ende des vorigen Jahrhunderts üblichen Hauptstrafmittel erklärt. Die Alten hatten wohl Untersuchungs- und Schuldgefängnisse, aber keinerlei Strafgefängnisse, die sich nur an-

nähernd mit den jetzigen Anstalten dieser Art vergleichen ließen. Bis in das 16. Jahrhundert hinein werden Frei-



Einführung von Sträflingen mittels des Gefängniswagens.

heits- und Gefängnisstrafen nur ganz gelegentlich neben der schon im römischen Recht enthaltenen Zwangsarbeits- und Verbannungsstrafe erwähnt; zur Sühne geringerer

Verstöße gegen die Gesetze gab es nur Geldbußen oder körperliche Züchtigung, erstere ließen sich aber gegen Zahlungsunfähige nicht vollstrecken und die letztere blieb erfahrungsmäßig meist wirkungslos. Namentlich gegen die Landstreicher und Gauner hatte man dringend einen besseren Schutz nötig, und aus diesem Bedürfnis gingen seit Ende des 16. Jahrhunderts, gleichzeitig mit dem Erstarken der Polizeigewalt, die Zuchthäuser hervor.

Das Scheren der Haare und Rasieren von neueingelieferten Sträflingen.

Letztere sollten ursprünglich nur auf die minder schweren, polizeilich zu behandelnden Gesetzwidrigkeiten Anwendung finden; daneben gab es noch die Festungsstrafe und die Ketten- und Karrenstrafe, welche auf bauliche Zwecke berechnet und eine Nachahmung der in südlichen Ländern üblichen Galeerenstrafe war.

Galeeren hießen bekanntlich die größeren Ruderkriegsschiffe des Mittelalters, die meist durch Verbrecher (bei den Türken durch Christensklaven) gerudert wurden. Jede Galeere hatte 24 bis 26 Ruder auf jeder Seite, von denen in der besten Zeit jedes durch vier bis fünf Mann bedient wurde. Die zu dieser Strafe verdammten Sträflinge (in Frankreich: forçats geheißen) waren ganz kahl

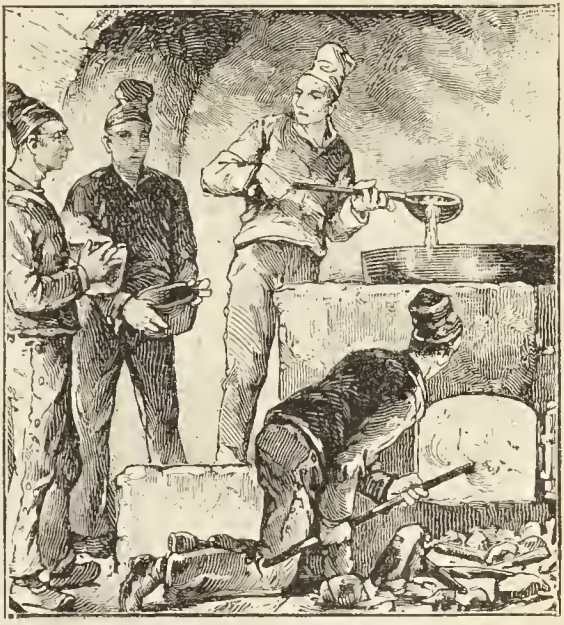
geschoren und blieben stets angekettet. Gewöhnlich arbeitete nur ein Drittel der Ruderer gleichzeitig, es kam aber vor, daß die äußerst anstrengende Arbeit zehn, ja sogar zwanzig Stunden ununterbrochen fortgesetzt werden mußte. Man steckte dann den unglückseligen Galeerensträflingen mit

In einem Schlafraum.

Wein getränktes Brot in den Mund; auf jeden, der nicht arbeitete, hieben die Aufseher so lange mit Knütteln los, bis er umsank. Dann ward er losgekettet und ins Wasser geworfen.

Namentlich in Frankreich war es schon seit Karl VII. üblich geworden, schwere Verbrecher zur Ruderarbeit auf den Galeeren zu verwenden und dort anzuschmieden. Gegen Ende der Regierungszeit Ludwigs XIV. trat dann an Stelle der Galeerenstrafe das Bagno (sprich: bannjo).

Das Wort ist italienisch und bedeutet Bad, womit ursprünglich die Bäder des Serails zu Konstantinopel gemeint waren, bei denen ein Gefängnis für Sklaven lag. Als man in Frankreich die Sträflinge nicht mehr auf die Galeeren brachte, sondern sie zu Hafen- und Arsenalarbeiten benützte, übertrug sich der Name Bagno auf die großen massiven Gebäude in der Nähe der Häfen, welche die Gefängnisse für jene Sträflinge bildeten.



In der Küche.

Durch königliche Ordonnanz vom Jahre 1748 wurden die Bagnos in Frankreich als förmliche Strafanstalten eingeführt. Das Bagno von Toulon wurde 1749 eingerichtet, 1750 das zu Brest und 1767 das zu Rochefort, denen zuletzt noch das Bagno zu Lorient für Militärsträflinge folgte. Unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. befanden sich in diesen berüchtigten Strafanstalten aber nicht bloß schwere Verbrecher, sondern oft genug auch politisch mißliebige und durch die Willkür und die Ränke einflußreicher Höflinge dorthin gebrachte Personen. Die Behandlung der unglücklichen Insassen sprach jeglicher Menschlichkeit Hohn: auf die rechte Schulter gebrandmarkt, bei Tag und Nacht an Ketten geschlossen, mitunter auch noch eine schwere Eisenkugel an einem Fuße mitschleppend, mußten die

Sträflinge die niedrigsten und schwersten Arbeiten verrichten.

Die französische Revolution ließ die Bagnos fortbestehen, doch änderte der Code pénal vom Jahre 1791 den Namen in „Peine des fers“ (Kettenstrafe) um, und der Code von 1810 brachte die mildere Bezeichnung „Travaux forçés“ (Zwangsarbeiten); es wurde auch eine etwas menschlichere Behandlung der Gefangenen eingeführt, doch war die Handhabung der Disziplin noch immer eine außerordentlich harte und strenge. 1832 wurde die Brandmarkung abgeschafft, und unter Napoleon III. die Zwangsarbeit in den Bagnos überhaupt aufgehoben und an ihrer Stelle das System der Strafkolonien eingeführt. Die Bagnos wurden allmählich geräumt, das zu Toulon war das letzte, welches zur Auflösung gelangte.

Man gebraucht auch heute in Frankreich das Wort „Bagno“ aus alter Gewohnheit noch, versteht dann aber die Strafanstalten in den Kolonien, insbesondere in Neukaledonien, darunter, in denen die Behandlung der Sträflinge durchaus keine übermäßig harte ist. Je nach ihrem Betragen werden sie in fünf Klassen geteilt, und schon nach vier Jahren kann ein Sträfling bei tadellosem Verhalten in die erste Klasse gelangen. Diese Leute erhalten auf Wunsch eine sogenannte Konzession, das heißt sieben Hektar Landes mit einem Häuschen, dürfen sich ihre Angehörigen nachkommen lassen oder eine von den weiblichen Verurteilten heiraten, und können dann als Grundbesitzer ganz gut leben, wenn sie fleißig sind und vernünftig wirtschaften.

Das Königreich Italien dagegen hat noch die alten Bagnos beibehalten, wenngleich die Behandlung der Sträflinge darin natürlich eine mildere geworden ist. Sie entspricht etwa jener der früheren Baugefangenen bei uns. Dies war die Bezeichnung für alle zu schwerer Zwangs-

Auf dem Arbeitsplatze an der Werft.

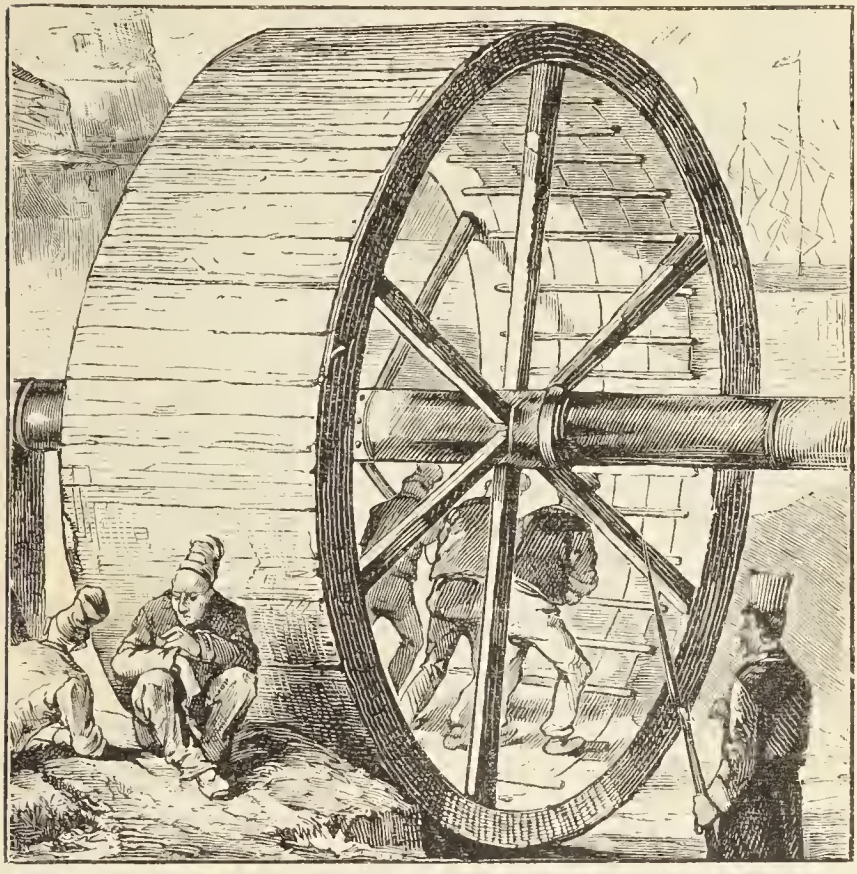
arbeit verurteilten Sträflinge, insofern sie mit Bauten beschäftigt wurden. Der Titel der Baugefangenschaft ist zwar aus den neuen deutschen Strafgesetzen verschwunden, doch können Sträflinge auch gegenwärtig noch mit Bauarbeiten im Freien beschäftigt werden.

Die Reglements sind für die sämtlichen italienischen Bagnos im wesentlichen dieselben, es genügt daher, wenn wir unsere Leser in eine dieser Strafanstalten führen. Wir wählen dazu eine der größten: den Bagno zu Ancona, und unsere Bilder bringen eine Reihenfolge an Ort und Stelle aufgenommener Skizzen zur Anschauung, die uns mit der Behandlung und Beschäftigung der unglücklichen Insassen bekannt machen. Es ist ja wahr, sie haben sich alle ausnahmslos schwer gegen die Gesetze vergangen, und nicht wenige unter ihnen sind verruchte Missethäter, die kein Mitleid verdienen. Aber ihr Los ist doch ein fürchterliches, und über dem Thore eines solchen Bagnos könnte dieselbe Inschrift stehen, wie über der Eingangspforte zu Dantes „Hölle", welche lautet: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate! — Ihr Eintretenden, laßt jede Hoffnung fahren!"

Ancona ist nächst Venedig die wichtigste Seestadt des Königreichs Italien am Adriatischen Meere. Die in neuerer Zeit erweiterten Hafenbauten sind sehr ausgedehnt, auch sind bedeutende Werften und ein großes Arsenal dort, sowie ansehnliche Festungswerke (Ancona gilt jetzt als eine der Hauptfestungen des Landes), so daß es an Arbeit für die Sträflinge nicht fehlt.

Die Einlieferung der zur Bagnostrafe verurteilten Verbrecher erfolgt zu Wasser oder zu Lande. Im ersten Falle bringt man sie zu Schiffe dorthin und liefert sie in Booten an dem Wasserthor des Bagnos ab. Wenn sie dagegen mit der Eisenbahn transportiert wurden, so überführt man sie vom Bahnhofe in Ancona mittels eines geschlossenen

Gefängniswagens nach ihrem Bestimmungsorte. — Im Bagno werden den Neueingelieferten zunächst durch andere Sträflinge die Haare ganz kurz geschoren, es geschieht das aber in ganz eigentümlicher Weise, so daß



Das Radtreten.

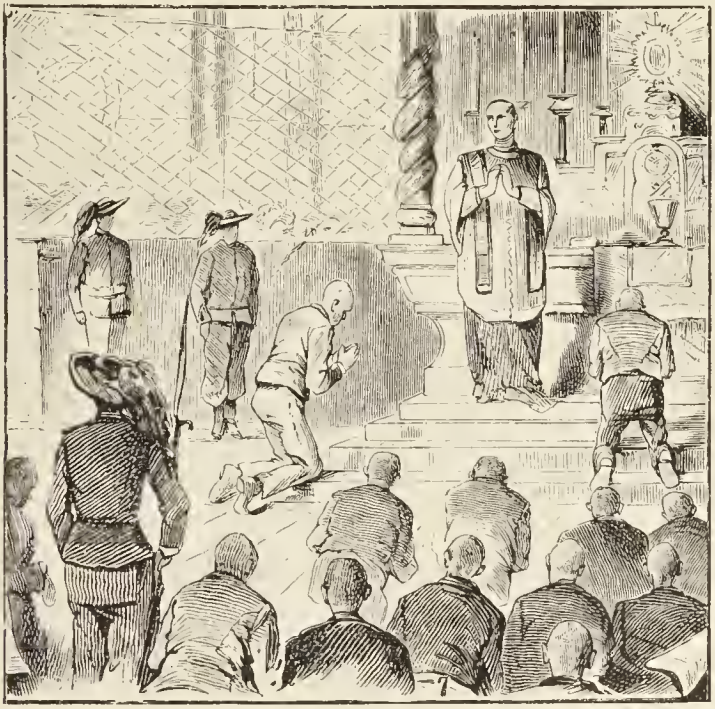
lauter Streifen entstehen. Da dieser Schnitt auch später immer erneuert wird, so kann jeder Flüchtling leicht daran erkannt werden. Nachher werden die Ankömmlinge rasiert und gebadet und erhalten ihre Sträflingskleider. Gleichzeitig bekommt ein jeder seine Nummer, unter welcher er fortan ausschließlich figuriert, wohingegen sein Name im Bagno niemals genannt wird.

Die zu verschärfter Strafe verurteilten Verbrecher bekommen schwere Ketten angeschmiedet und werden auch wohl zu zweien aneinander gefesselt. Zum Schlafen bringt man die Gefangenen in kasemattierte Gelasse von verschiedener Größe. Je nach letzterer liegen sie während der Nacht zu zehn, zwanzig bis vierzig in so einem Schlafraum nebeneinander auf Holzpritschen. Sie behalten ihre Kleidung auch während der Nacht an; einem jeden dient seine Mütze als Kopfkissen. Entsetzlich ist zumal während der heißeren Jahreszeit die Luft in diesen Räumen, und die Soldaten der Garnison, die zum Wachtdienst darin kommandiert werden, sind fürwahr nicht zu beneiden.

Den Dienst in der Küche versehen gleichfalls Sträflinge. Zweimal in der Woche giebt es mittags eine Ration Fleisch, sonst wird zu allen Mahlzeiten bloß ein Brei aus Reis mit Maismehl verabfolgt. Die Arbeiten, welche die Bagnosträflinge den Tag über zu verrichten haben, sind ziemlich mannigfaltig, aber ausnahmslos schwer und anstrengend. An den Werften giebt es Balken zu schleppen, dann wieder müssen sie mit Steinen beladene Wagen zu den Stellen ziehen, wo Ausbesserungen oder Neubauten an den Quais und Molen stattfinden und so weiter. Eine der schwersten Arbeiten ist das sogenannte Radtreten, wobei in einem großen, innen ringsum mit Leisten versehenen Rade, das dem einer Wassermühle ähnlich ist, drei bis vier Mann nebeneinander fortwährend in gleichmäßigem Schritt vor sich treten, wie wenn sie einen Berg ersteigen wollten, und so das Rad drehen. Man nutzt die auf solche Weise gelieferte Kraftleistung zu verschiedenen Zwecken aus; alle Stunde muß übrigens Ablösung stattfinden, denn länger hält selbst der robusteste Mensch das Radtreten nicht aus.

Alle Sonntage findet in der Anstaltskirche Gottesdienst statt; zwei Sträflinge verrichten jedesmal bei der Messe

den Dienst der Ministranten oder Meßdiener, während die übrigen in Abteilungen, deren jede von Wachen umgeben ist, den Raum des Gotteshauses füllen. Die Sträflinge, welche sich durch fortgesetzt gutes Benehmen hervorthun, werden im Hause des Gouverneurs zu allerlei häuslichen



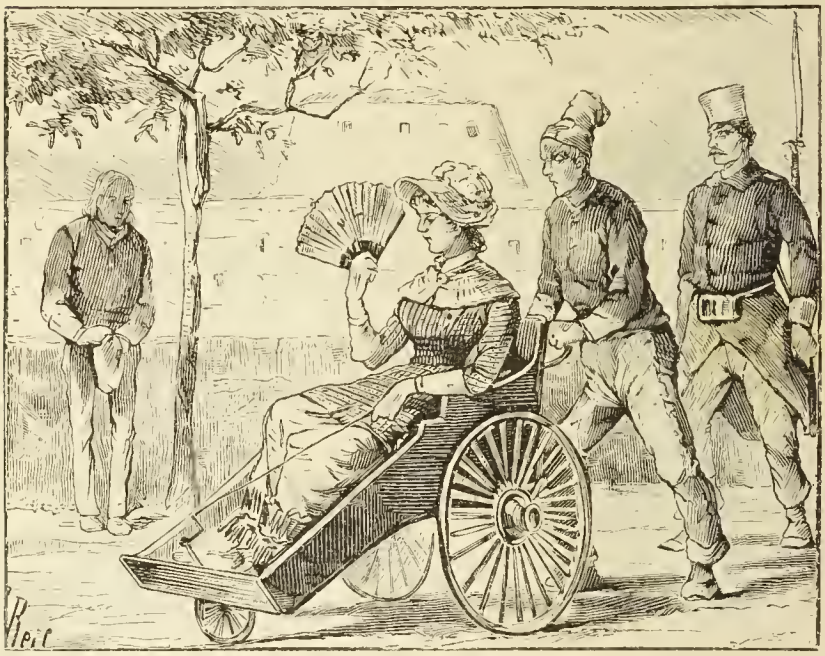
Der Sonntagsgottesdienst.

Verrichtungen verwendet. Man sieht sie auch wohl im Garten der Anstalt arbeiten, oder die Gattin des Gouverneurs im Rollwagen umherfahren, stets jedoch unter der Eskorte eines Soldaten der Wache.

Jedes Bagno hat natürlich sein Spital oder Lazarett, in dem schon unzählige Sträflinge, durch die schweren Arbeiten körperlich gebrochen und auf das Siechbett geworfen, ihr verfehltes Dasein geendet haben. Wenn dagegen ein Gefangener seine Strafzeit glücklich überstanden

hat, dann findet seine Los- und Freisprechung unter gewissen Feierlichkeiten statt. Alle Sträflinge müssen dazu in militärischer Ordnung antreten; dann wird vor ihnen das Dekret der Entlassung verlesen, welches den Befreiten zugleich ermahnt, nunmehr ein neues, besseres Dasein zu beginnen.

Eine eigenartige Einrichtung im italienischen Straf-



Sträfling, die Frau des Gouverneurs im Rollwagen fahrend.

anstaltswesen sind neben den Bagnos noch die Verbannungsorte, nach denen man diejenigen Verbrecher schickt, welche zur Probe zeitweilig aus der Haft entlassen sind. Diesem Zwecke dienen: die Insel Lipari, die Insel Ischia, die Tongainseln und die Tremitiinseln im Adriatischen Meer, und ein solcher Verbannungsort führt den offiziellen Namen „Domicilio coatto“ (Zwangswohnsitz).

Es wird kein günstiges Urteil über diese Anstalten gefällt. „Wer einmal,“ äußert ein italienisches Journal,

„diese Verbrecher sieht und ihr Leben beobachtet, wird sicher mit ganzem Herzen jene Einrichtung verdammen. Anstatt diese „Coatti" zu bessern, gewöhnt man sie an Müßiggang und Laster, aus dem dann später das Verbrechen entsteht. Auf Lipari vereint täglich die Abendglocke alle jene „Coatti" (gegen 400 an der Zahl) im Hofe des Kastells, wo sie

Im Spital.

auf Namensruf antworten und dann in ihre Kammer gehen müssen.

Was für Löcher sind diese Kammern! Die Mauern sind rauh und feucht und die Fenster ohne Scheiben; auf jenen Strohsäcken könnten eher Tiere als Menschen ruhen. Die „Coatti" bekommen ein schlecht gebackenes Brot und fünf Soldi (20 Pfennig) für den Tag. Es steht ihnen frei, sich außerdem noch im nahe gelegenen Dörfchen so viel zu verdienen, als sie können, sonst aber müssen sie von dem leben, was ihnen die Regierung giebt. Viele jedoch, welche das Arbeiten gewohnt waren, werden hier Müßiggänger,

und die, welche noch keine abgehärteten Verbrecher waren, können es hier werden. Der italienische Staat verausgabt jährlich viele Tausende für diese Einrichtung und erzielt gerade das Gegenteil von dem, was er beabsichtigt."

Alle diese Fragen sind für Italien aber um so wichtiger, als dort die Anzahl der jährlich verübten Verbrechen leider eine sehr erhebliche ist. Noch vor nicht langer Zeit kamen nach einem Berichte des Ministers des Innern im Durchschnitt 3000 Mordthaten auf das Jahr, 30 000 schwere Verwundungen, die in vielen Fällen vom Tode gefolgt waren, sowie 4000 Raubanfälle und 5000 Einbrüche und Diebstähle. Nach dem soeben erschienenen „Statistischen Jahrbuche für 1895" nehmen in neuerer Zeit die auf brutale Instinkte und Leidenschaften zurückzuführenden Verbrechen, wie Tötungen und Körperverletzungen, allerdings ab, dagegen vermehrt sich die Zahl der auf Habgier und Verachtung des Gesetzes und der Ehre beruhenden Verbrechen, wie Diebstahl, Betrug, Unterschlagung, Fälschung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, desgleichen die Uebertretungen von Spezialgesetzen und Verordnungen.

Das Halsband.

Eine Hofgeschichte von **Ernst v. Waldow.**

1. (Nachdruck verboten.)

Der regierende Fürst Albrecht von Reiz-Thorburg war übler Laune. Daran trugen diesmal weder die schlechten Finanzen des Kleinstaates, noch die Oppositionsmänner im Landtage die Schuld, denn es handelte sich um eine kleine und ganz unschuldige Privatsache.

„Es ist wirklich zu dumm!“ murmelte der hohe Herr in den mächtigen, schon graue Fäden zeigenden Vollbart, und trommelte leicht mit den Fingerspitzen der weißen, wohlgepflegten Hand auf die Spiegelscheibe des Bogenfensters, an dem er stand.

Ein Prinz von Geblüt ist in gewisser Beziehung übler daran, als ein niedrig geborenes Menschenkind, denn ihm ist es nicht vergönnt, sich eine freie Bewegung zu verstatten, ohne daß die Hofstaaten in erster Linie, sodann das Geschlecht der Zeitungsschreiber und schließlich das große Publikum davon Wind bekommen.

Wenn das nicht gewesen wäre, würde Fürst Albrecht ganz gemächlich in den Garten hinabgegangen sein, um in der großen, zur Eremitage führenden Allee das Hoffräulein Käthe Westernburg zu treffen, die vor fünf Minuten diesen Weg eingeschlagen hatte. Aber eben weil

das so einfach war, ging es nicht an. Und doch mußte er mit der kleinen Komtesse reden, ein paar Worte nur, als Einleitung gewissermaßen, um ihr das Etui mit dem blauen Plüschbezug zu übergeben, das in der Brusttasche seines bequemen Jagdrocks steckte. Seit drei Tagen schon hatte der Fürst von Reiz-Thorburg nach einer günstigen Gelegenheit ausgespäht, um sein geheimes Vorhaben auszuführen, doch stets vergeblich, am Ende blieb ihm doch nichts anderes übrig, als sich einem der Herren seines Hofstaates anzuvertrauen, wollte er dem armen Ding die kleine Freude machen.

Im Geiste hielt er der Reihe nach Heerschau über die Schar seiner Getreuen und schüttelte dann ärgerlich den Kopf. Nein, das ging wirklich nicht! Diese alten Lebemänner mit den geschmeidigen Manieren waren alle so gründlich verderbt, so mißtrauisch, daß sie gar nicht im stande sein würden, das edle Motiv seiner Handlungsweise zu verstehen. Selbst dem Kammerdiener Ewald, der sich so gern „Geheimer Kämmerer" nennen ließ, traute der Fürst nichts Besseres zu.

Aber da war ja noch Hardegg, der gute Junge. Wie hatte er nur seinen getreuen Fridolin vergessen können! Dies Kindergemüt würde ihn verstehen. Also schnell, denn es war keine Zeit zu verlieren, sollte Käthe Westernburg rechtzeitig in den Besitz des Schmuckes kommen, um ihn am heutigen Hofball tragen zu können.

Auf das Glockenzeichen erschien der Kammerdiener Ewald.

„Rufen Sie mir den Kammerjunker v. Hardegg."

„Hoheit zu Befehl: der Herr Kammerjunker ist im Vorzimmer."

„Gut, ich habe mit ihm zu reden."

Die Thür schloß sich geräuschlos hinter Ewald, und bald darauf ließen sich feste Männertritte vernehmen, und

hochaufatmend vom schnellen Schritt verneigte sich Friedrich v. Hardegg, genannt Fridolin, vor seinem Fürsten.

Dieser lächelte ihn gütig an. Es war aber auch ein Vergnügen, den frischen, hübschen jungen Mann anzusehen. Die Röte der Gesundheit lag auf den vollen Wangen, und der Ausdruck der großen blauen Augen hatte entschieden etwas Kindliches, während um den roten Mund, dessen Oberlippe der Flaum eines Bärtchens zierte, ein ernster Zug gebreitet lag.

Fürst Albrecht duzte den Kammerjunker, der sein Patenkind war.

„Fridolin, ich habe dich rufen lassen, weil du ein unverdorbenes Menschenkind bist, das noch Freude daran hat, eine gute That ausführen zu helfen."

„Hoheit dürfen stets auf mich zählen, und in solchem Falle stehe ich mit tausend Freuden zu Diensten."

„So höre. Du begiebst dich sofort in den Garten und nimmst die Richtung nach der Eremitage. Dort wirst du Komtesse Westernburg finden; sollte sie indessen auch einen anderen Weg eingeschlagen haben, werden deine scharfen Jägeraugen sie schon entdecken."

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte Hardegg den Worten des Fürsten, ja man hätte sagen können, daß er ihm dieselben von den Lippen ablas.

„Du giebst der Komtesse dies Etui in meinem Namen, und sagst ihr, daß sie sich heute abend mit dem Halsband schmücken möge, das ihr Landesherr und väterlicher Freund ihr zum Ersatz für das verlorene sende."

Der Kammerjunker war unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen und blickte den Fürsten aus großen, erstaunten Augen vorwurfsvoll an. Das machte einen fast komischen Eindruck, so daß Fürst Albrecht VII. frisch heraus lachte, denn er besaß Sinn für Humor. Gleich darauf aber sagte er in gutmütig strafendem Tone: „Also auch du, mein

Fridolin, bist schon von der Neigung angekränkelt, überall Schlimmes zu wittern und rein menschlichem Fühlen unlautere Beweggründe unterzulegen?"

„Durchlaucht —"

„Still, mein Junge, und aufgepaßt, denn ich will dir eine kleine Geschichte erzählen. Darauf kannst du dir übrigens etwas zu gute thun, denn es giebt nicht gar viele in meinem Fürstentum, die ich der Ehre gewürdigt haben würde, ihnen eine Erklärung meiner Handlungsweise zu geben."

Hardegg schien zerknirscht und machte sich bittere Vorwürfe. Ja, wenn es sich um eine andere Dame gehandelt hätte, würde er die Sache ruhiger genommen haben, aber Käthe Westernburg —

Er seufzte leise, während der Fürst in seiner ruhigen Weise weitersprach.

„Du weißt, Fridolin, daß Gräfin Sabine Westernburg, die Tante unseres kleinen Hoffräuleins, das arme verwaiste Kind nicht eben gütig behandelt hat. Ihre Abneigung gegen die Kleine hat die Gräfin Sabine noch übers Grab hinaus bewiesen, als sie ihr Vermögen frommen Stiftungen vermachte und der Nichte nur eine winzige Rente auswarf. Selbst den Familienschmuck entzog sie durch letztwillige Bestimmung der Nichte, und das Stift Herzfeld erhielt ihn als Legat."

Fridolin nickte trübe, das alles war ihm nur zu bekannt.

„Auf unserer letzten Berliner Reise," fuhr Fürst Albrecht fort, „war auch Käthe Westernburg im Gefolge meiner Frau. Eines Morgens schlendere ich, von den Linden kommend, durch die Friedrichsstraße. Wen sehe ich am Schaufenster eines Juweliergeschäftes? Die kleine Komtesse, ganz vertieft in das Anschauen der Schmuckgegenstände.

Ich mache, hinter ihr stehen bleibend, eine scherzhafte

Bemerkung — sie fährt zusammen, wird feuerrot und dann gesteht sie, daß ihre Aufmerksamkeit durch ein Perlenhalsband gefesselt worden sei, dessen Schloß Brillanten in Kreuzform bildeten. Sie möchte darauf schwören, daß dies dasselbe Halsband sei, welches Tante Sabine mit anderen Schmuckgegenständen als Legat dem Stift Herzfeld vermacht habe. Es sei zwar thöricht, setzte sie hinzu, das Herz an solche Dinge zu hängen, aber schon als Kind habe sie so große Vorliebe just für dies Schmuckstück gehabt, um es bitter schmerzlich zu empfinden, daß Tante Sabine es Fremden hinterlassen.

Die arme Kleine hatte Thränen in den hübschen Augen. Das rührte mich, denn ich mag niemand weinen sehen, und als sie sich nun verabschiedete, um die vorangeschickte Zofe einzuholen, ging ich, einem schnellen Impulse gehorchend, in den Laden des Juweliers und ließ mir das Halsband vorlegen.

Obgleich der Geschäftsinhaber nicht recht mit der Sprache heraus wollte und auf meine Frage, ob er den Schmuck aus einer Verlassenschaft angekauft und nur neu gefaßt habe, ausweichende Antwort gab, gewann ich doch die Ueberzeugung, daß Käthe Westernburg recht gesehen, und das Halsband wirklich aus der Verlassenschaft ihrer Tante stamme.

Kurz gesagt, ich kaufte den Schmuck, hatte aber bislang nicht Gelegenheit, dem Kinde die Freude zu machen. Nun ist heute die erste große Festlichkeit bei Hofe, und das arme Ding mag sich damit putzen. Etwas Schlimmes ist wahrlich dabei nicht, aber ihr beiden dürft immerhin die Geschichte nicht an die große Glocke hängen, das gebietet die Klugheit. — Bist du nun zufrieden, Fridolin?"

„Mein gütiger Herr!" stammelte verwirrt der Kammerjunker und streckte die Hand nach dem blauen Plüschetui aus, das sich von der Malachitplatte des Pfeilertischchens malerisch abhob.

Fürst Albrecht machte eine entlassende Handbewegung, die ein gütiges Kopfnicken begleitete, und schritt seinem Schreibtische zu, während er vor sich hin murmelte: „Ich glaube, der gute Junge ist in Käthe Westernburg verliebt! Ein hübsches Paar, meiner Treu, nur schlimm, daß beide arm sind wie die Kirchenmäuse.... Ob sie auch reinen Mund halten wird?“ fragte er dann, plötzlich stehen bleibend. „Den Teufel auch, das gäbe Geschichten! Meine Frau hat leider den Fehler — und der wiegt schwer — grenzenlos eifersüchtig zu sein. — Ah bah, die kleine Westernburg atmet seit fünf Monaten Hofluft, da hat sie gelernt, ihr Zünglein zu zügeln. Alles in allem war's vielleicht ein dummer Streich. Man handelt immer thöricht, wenn man momentanen Eingebungen folgt.“

2.

Der Tag des Ballfestes zu Ehren des vierzigsten Geburtstages der Fürstin war gekommen.

Hoffestlichkeiten gab es nicht eben häufig in Thorburg, denn der Erbprinz weilte fern, in einer preußischen Universitätsstadt, und Fürst Albrecht war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn und liebte im übrigen, seit er in den Fünfzigern war, die Bequemlichkeit. Dies war auch der Grund, warum die Etikette nicht gar streng geübt wurde — zum Leidwesen der Fürstin Wilhelmine, die als königliche Prinzessin sich nur schwer in den kleinen Verhältnissen zurecht gefunden hatte. Spanischer Etikettenzwang wäre nun aber in Thorburg wahrlich lächerlich gewesen.

Zudem war Fürst Albrecht ein abgesagter Feind desselben, und sein Sinn für Natürlichkeit und eine mehr humoristische Lebensauffassung ließen ihm höfische und kleinstaatliche Wichtigthuerei lächerlich erscheinen.

Erbprinz Leonhard war mehr der Mutter nachgeartet, und die Hofastrologen im goldgestickten Frack prophezeiten

eine gewaltige Kursveränderung, wenn Leonhard einmal das Steuer des Staatsschiffes lenken werde. Vorläufig war dazu noch lange keine Aussicht.

Frau Reifenhagen, die erst seit kurzem interimistisch angestellte Kammerfrau Ihrer Hoheit — denn die alte Seltener lag im Fieber darnieder —, erwartete die Fürstin voll Ungeduld im Ankleidekabinett. Wenn sie sich im langjährigen Dienst einer reichen russischen Fürstin auch die nötige Routine erworben hatte, war sie doch noch verzagt, der „Königlichen Hoheit" gegenüber, die wenig Geduld besaß und das Toilettemachen als eine zeitraubende und lästige Sache betrachtete.

Ueberhaupt hatte Helene Reifenhagen sich das Leben bei Hofe und den Allerhöchsten Dienst anders vorgestellt. Es fiel so wenig ab hier, und die Fürstin Soronzow war ein viel dankenswerteres Feld zum Abgrasen gewesen.

„Der Kuckuck muß mich geplagt haben, daß ich den Tausch angenommen," murmelte Frau Reifenhagen und legte den Elfenbeinkamm wieder aus der Hand, indem sie nach der Thür hinhorchte. „Aber wer konnte denken, daß es hier so spießbürgerlich zugehen werde."

Endlich Schritte! Doch es war nur die Garderobiere, eines kleinen Hofbeamten Witwe, sie brachte der Kammerfrau den Befehl, in ihrer freien Zeit dem Hoffräulein Komtesse Westernburg bei der Toilette zu helfen. Hoheit würden erst um acht Uhr ihrer Dienste bedürfen.

Die Reifenhagen verneigte sich zum Zeichen, daß sie den erhaltenen Befehl ausführen werde, warf einen Blick auf die Stutzuhr am Kamin und verließ das Zimmer.

Als sie die breite Treppe zum Oberstock erstieg, bemerkte sie eine Männergestalt, hoch und schlank, die den Korridor entlang glitt und den Weg gleichfalls nach den am linken Ende des Ganges gelegenen Gemächern des Hoffräuleins nahm.

„Oho! Wen haben wir denn da?“ brummte Helene Reifenhagen vor sich hin, und in ihren braunen Schlitzaugen blitzte es auf. „Das ist ja der Frauenflügel, wo Kavaliere nichts zu suchen haben.“

Unwillkürlich beschleunigte sie ihren Schritt und traf an der Vorzimmerthür von Komtesse Westernburgs Wohnung mit dem seltsamen Besucher zusammen, in dem sie sofort den Kammerjunker v. Hardegg erkannte.

Der junge Herr schien es sehr eilig zu haben, denn noch atemlos vom schnellen Gange, fragte er die Kammerfrau, ob die Möglichkeit vorhanden sei, Komtesse Westernburg einen Augenblick zu sprechen.

„Ganz unmöglich, Komtesse sind beim Ankleiden, und ich habe eben den Allerhöchsten Befehl erhalten, dabei behilflich zu sein, die Sache hat Eile. Aber wenn ich irgend dienlich sein könnte —“ ein Lächeln vervollständigte den abgebrochenen Satz.

„Ich dachte es mir gleich, daß es unmöglich sein werde, die Komtesse zu sprechen,“ erwiderte Hardegg, „obgleich es sich um eine kleine Ueberraschung zum heutigen Feste handelt. Deshalb habe ich meine Frage hier niedergeschrieben und werde mir in einer halben Stunde — bitte, vergessen Sie das nicht, gegen acht Uhr — die Antwort selbst holen. Sehr dankbar würde ich Ihnen sein, meine Liebe, wenn Sie der Komtesse mein Anliegen in Erinnerung bringen möchten.“

Die Reifenhagen lächelte süß. „Ganz sicher, Herr Baron, verlassen Sie sich auf mich.“

Trotz dieser tröstlichen Versicherung setzte sich der Kammerjunker nur zögernd in Bewegung und seufzte sehnsuchtsvoll, als er die Reifenhagen mit seinem Briefe in der Hand hinter der Thür verschwinden sah.

„Wenn es nur sicher ist! Nun, um möglichen Tücken des Schicksals vorzubeugen, werde ich mich eine halbe

Stunde lang in diesen Gängen herumdrücken. Ungesehen von mir kann Käthe nicht zur Fürstin gelangen, und im schlimmsten Falle ist es dann immer noch Zeit, sie zu warnen."

Obgleich Fridolin seine Uhr viermal zu Rate gezogen hatte, fehlten doch noch fünf Minuten an der von ihm bestimmten Frist, als er leise an die Vorzimmerthür pochte. Keine Antwort — erneuertes Pochen — dann ein gemurmeltes „Einen Augenblick Geduld!" — und schließlich kam der häßliche Kopf der Reifenhagen zum Vorschein.

„Es fehlen noch fünf Minuten zur halben Stunde," meinte sie lächelnd und übergab dem Kammerjunker ein kleines Briefchen ohne Aufschrift, jedenfalls in Eile zugeklebt, denn der Umschlag fühlte sich noch feucht an.

Er dankte und ging, aber schon an der nächsten Flurlampe zerriß er den Umschlag und überflog die mit Bleistift flüchtig aufs Papier geworfenen Zeilen. Sie lauteten:

„Ihre Nachricht erhalten — sehr erschreckt — gottlob, daß diese Warnung noch zu rechter Zeit kam! Eine Uebergabe des Schmuckes jetzt unmöglich unter den Argusaugen der Reifenhagen, doch begiebt diese sich um acht Uhr zur Fürstin. Gleich danach werde ich auch hinabgehen, aber die Thür zum Vorzimmer, das mir zugleich als Garderobe dient, offen lassen. Ebenso den Garderobenschrank, in dessen obere Lade ich das Etui stellen werde.

Das Kammermädchen, welches mich persönlich bedient, kann ich unter einem Vorwande entfernen, kommen Sie aber nicht früher als um acht Uhr, dann bin ich bereits im Vorgemach Ihrer Hoheit angelangt. K. W."

„Soll alles pünktlich geschehen," murmelte der Kammerjunker, das Briefchen mit den kleinen kritzeligen Schriftzügen in seiner Brusttasche bergend. „Lange wird's ja nicht mehr währen, das Postenstehen, denn es ist nicht gerade angenehm, sich mit erstaunten Augen von Lakaien

und Kammerkätzchen anglotzen zu lassen, weil man um diese Zeit in diesen Gängen herumstreift. Gleich acht Uhr! — Seine Hoheit wird ungeduldig sein — hilft nichts. — Da kommt die Reifenhagen — die braucht mich nun gerade nicht zu sehen. Da ich Käthchen nicht abwarten darf, werde ich mir inzwischen etwas im Festsaal zu schaffen machen, denn die Gefahr ist nun glücklich abgewendet."

Damit ging Hardegg mit langen Schritten davon. Es wäre aber doch besser gewesen, wenn er gewartet oder sich zum mindesten einmal umgeblickt hätte, denn dann würde er bemerkt haben, daß die Reifenhagen es nicht so eilig hatte, die Pflichten des Dienstes zu erfüllen. Im Gegenteil, sie war die Treppe gar nicht herabgekommen, sondern im Seitengange rechts verschwunden. Hier angelangt, war sie in eine der sogenannten Wäschekammern eingetreten und unterhielt sich mit der alten Gundula, die mehr als froh war, der ziemlich unbeliebten Fremden eine unangenehme Nachricht zu übermitteln, indem sie ihr frohlockend mitteilte, daß Fanny Seltener, Ihrer Hoheit Kammerfrau, wieder völlig genesen sei und in der nächsten Woche zurückzukommen gedächte.

Unterdessen war die kleine Komtesse die Treppe hinabgestiegen, das scharfe Ohr der Kammerfrau hatte das Rauschen der seidenen Schleppe erlauscht.

„So, so!" murmelte die Reifenhagen vor sich hin, als sie sich schleunig von Frau Gundula verabschiedet, „da kann ich also meiner Wege gehen oder als Aushilfe ohne Einfluß und ohne Aussicht auf Gewinn mich hier herumstoßen lassen. Und das jetzt, wo endlich ein Geschäft zu machen ist, denn ich lasse mir die Nase darauf abschneiden, daß hinter der Schmuckgeschichte etwas Besonderes steckt. Der arme Schlucker von Kammerjunker verschenkt keine Perlenhalsbänder mit Brillanten! Ich hab's im Spiegel gesehen, wie das hochmütige Ding, die Komtesse, mit dem

Schmuck im offenen Etui liebäugelte. Und wie erschrak sie beim Lesen des Briefes! Ja, was in dem gestanden haben mag! Leider konnte ich ihn nicht aufmachen, denn er war versiegelt. Aber als sie mir befahl, die Kerze auf dem Schreibtisch zu entzünden, konnte ich einen der kleinen Briefumschläge beiseite bringen. Hernach, als sie mir das Billet übergab, hatte ich nur die geringe Mühe, es zu öffnen, zu lesen und in den beiseite gebrachten Briefumschlag zu schieben. Haha, da ist mir im Leben schon Schwierigeres geglückt! Er wurde schon ungeduldig, der brave Kammerjunker; na, gemerkt hat er nichts, denn mir scheint, daß er das Pulver nicht erfunden hätte! Im übrigen konnte er auch nicht wissen, daß die Komtesse ihren Brief mit einer Aufschrift versehen hatte. Nichts weiß er, und niemand würde es wissen, wo der Schmuck, der jetzt im offenen Schranke und unverschlossenen Zimmer liegt, hingekommen ist, falls ich ihn von dort weg nähme! Schnell müßte das freilich geschehen. Aber wo ihn verstecken? Bah, vorläufig ganz ungeniert im Zimmer der Fürstin, in einem Winkel, zum Beispiel unter dem Schrank. Später müßte ich ihn im Garten eingraben. Da können sie suchen!

Ein paar Tausend ist das Halsband schon wert, und die darum wissen, werden sich hüten, Lärm zu schlagen."

— — — — — — — — — — — —

Als Fürstin Wilhelmine heute ausnahmsweise spät ihr Ankleidekabinett betrat, fand sie die Reifenhagen ihrer harrend.

Auf der Stirn der hohen Frau lag eine Wolke, sie war noch einsilbiger als gewöhnlich, und die Reifenhagen war zu schlau, um durch ein vorlautes Wort die Stille zu unterbrechen. Im übrigen liebte Hoheit nicht, die Anwendung sogenannter „Toilettenhilfsmittel", sei es zur Verschönerung des Teints oder um einzelne Silberfäden im

Blondhaar verschwinden zu machen. Das Umkleiden ging deshalb auch wie gewöhnlich schnell, und als dann Fürstin Wilhelmine in taubengrauer Damastrobe mit der silbergestickten Schleppe aus grünem Sammet und dem Smaragdschmuck angethan war, mußte man sie für eine imposante Erscheinung gelten lassen, obgleich sie nicht eben groß war und zum Dickwerden neigte.

Nur das sonst freundliche Antlitz wollte sich heute nicht erheitern, und während Frau Reifenhagen mit flinken Fingern die schier unzähligen Knöpfe der langen Handschuhe schloß, dachte Fürstin Wilhelmine bei sich: „Wie vergeßlich doch die Männer sein können, zumal, wenn sie alt werden! Oder sind sie es nur, wenn ihre Frauen alt geworden sind?“

Und dann seufzte sie leise.

3.

Aber wie war es denn gekommen, daß Komtesse Westernburg die Weisung erhalten hatte, den Schmuck wieder herauszugeben, über den sie sich doch so kindlich gefreut hatte? — Ganz einfach, wie folgt.

Nach der Familientafel pflegte Fürst Albrecht eine Cigarre in seinem Wohnzimmer zu rauchen und dann ein Schläfchen zu halten. Das geschah auch heute, und als er dann erwachte, rief er Ewald herbei, um ihm einen Auftrag zu erteilen. Derselbe bezog sich auf einen Strauß aus Marschall Niel-Rosen — die Lieblingsblumen der Fürstin.

Der Strauß war gebunden, und Ewald brachte ihn. Der Fürst erfreute sich einen Augenblick an dem schönen Anblick und Duft der Blumen, die der Hofgärtner auf seinen Befehl für den heutigen Festabend aufgespart hatte, und gab dann dem harrenden Kammerdiener die Weisung, den Strauß im Vorzimmer der Frau Fürstin abzugeben.

Doch, anstatt diesem Befehl pünktlich zu gehorchen, blieb Ewald an der Thür stehen und blickte seinen Gebieter fragend an.

„Nun, auf was warten Sie denn noch, Ewald?“ fragte verwundert der Fürst.

„Durchlaucht haben sonst keinen Auftrag?“ stammelte in sichtlicher Verlegenheit der Kammerdiener.

„Nein, gehen Sie.“

„Wenn ich es wagen dürfte, Euer Durchlaucht Gedächtnis aufzufrischen — sozusagen.“

Fürst Albrecht lächelte. „Hören Sie, Ewald, sind Sie ganz sicher, daß Sie zu Mittag nicht zu viel getrunken haben?“

„Durchlaucht, eine solche Pflichtverletzung würde ich mir nie zu schulden kommen lassen.“

„Na, lassen wir's gut sein, Alter! Doch, Sie wollten ja mein Gedächtnis auffrischen, also schnell, reden Sie!“

„Die Sache ist gar so zarter Natur, und ich möchte vorher allerunterthänigst um Vergebung für meine Kühnheit ersuchen, wenn auch der Eifer, Euer Durchlaucht zu dienen, ein Entschuldigungsgrund ist dafür, daß ich spreche, wo Schweigen schicklicher gewesen wäre.“

„Ei, das klingt ja ganz geheimnisvoll. Reden Sie nun endlich ohne Umschweife, meine Verzeihung ist Ihnen gewährt. Sollte es sich aber um irgend einen Hofklatsch handeln, dann schweigen Sie lieber.“

„Behüte, Euer Durchlaucht, es handelt sich um nichts weiter, als um eine kleine Vergeßlichkeit,“ erwiderte geschmeidig der Kammerdiener.

„Daß ich nicht wüßte — nun, so helfen Sie meinem Gedächtnis nach, Ewald.“

„Den Schmuck für Ihre Königliche Hoheit, die Frau Fürstin betreffend —“

„Was faseln Sie da, ich weiß nichts von einem

solchen. Die Frau Fürstin hatte ganz andere Wünsche, die erfüllt worden sind."

„Durchlaucht geruhen, sich zu erinnern — den Schmuck im blauen Etui, dort, im Schränkchen des Schreibtisches."

Die Zornader schwoll an der Stirn des Fürsten, und seine Brauen zogen sich drohend zusammen.

„Sind Sie von Sinnen, Mann?!" donnerte er den Erschreckten an. „Sie wagen es, in den Schubfächern meines Schreibtisches umher zu spionieren und haben schließlich noch die unbegreifliche Frechheit, mir dies einzugestehen!"

„Ich — wie würde ich das wagen! Ich hatte ja eben nur zufällig das Unglück, zu sehen, wie Ihre Königliche Hoheit, die Frau Fürstin, das Thürchen, an dem der Schlüssel steckte, öffnete. Es war gestern mittag, nachdem Euer Durchlaucht ausgeritten waren. Natürlich hatte die Frau Fürstin das nicht gewußt, wollte Euer Durchlaucht überraschen und wurde nun selbst überrascht durch den Anblick eines Geschenkes, das jedenfalls zum heutigen festlichen Tage bestimmt war. Ich befand mich im Vorzimmer und —" hier brach Ewald ab, er hätte freilich hinzusetzen können: „und horchte, meiner Gewohnheit gemäß an der Thür."

Aber der Fürst hatte ihn mit keinem Worte unterbrochen, sein Zorn war merkwürdig schnell verraucht, in fast mildem Tone sagte er: „Es ist wahr, ich habe die Schmuckgeschichte vergessen. Ja, Damen sind stets neugierig, zur Strafe dafür werde ich der Fürstin dies Geschenk erst morgen überreichen. Ueberbringen Sie jetzt nur die Blumen. Halt, noch eins, senden Sie mir den Kammerjunker v. Hardegg."

Als sich die Thür hinter Ewald geschlossen, fuhr Fürst Albrecht VII. über seine leicht gefurchte Stirn und sagte halblaut: „Das ist eine schöne Bescherung!"

Er hatte auch alle Ursache, ernstlich besorgt zu sein; zeigte ihm der kleine Vorfall doch, daß die Eifersucht der Fürstin nicht eingeschläfert worden sei, sondern mit Argusaugen sein Thun überwachte. Es war thöricht von ihm gewesen, das Gegenteil vorauszusetzen. Grund zur Eifersucht hatte er seiner hohen Gemahlin ja auch dann und wann gegeben. Mein Gott, sollte etwa ein regierender Fürst nicht einmal solche kleine Freiheit haben? Das fehlte gerade noch, das Regieren ist ohnehin jetzt keine leichte Arbeit. Es hatte früher auch verschiedenemal heftige Auftritte gegeben. Aber schon seit Jahren herrschte tiefer Friede zwischen den Ehegatten. Trotzdem hatte die Fürstin die Gewohnheit beibehalten, zuweilen eine heimliche Revision der Privatkorrespondenz des Gatten vorzunehmen.

Und just diesmal, wo Fürst Albrecht so unschuldig war wie ein neugeborenes Kind, drohte das Verhängnis ihn und die arme Käthe Westernburg zu ereilen, bloß weil er dem Kinde hatte eine kleine Freude machen wollen. Um alles in der Welt, das mußte vermieden werden!

Aber wo blieb nur dieser Hardegg! Die Fürstin würde natürlich nicht zu überzeugen sein, daß es sich in diesem Falle nur um eine großmütige Herzensregung gehandelt hatte, nein, Wilhelmine pflegte starr an vorgefaßten Meinungen festzuhalten. Sie würde das jüngste Hoffräulein sofort entlassen, vielleicht gar in ein Stift stecken, ein Skandal war unvermeidlich, und dann war keine Aussicht für das arme Ding, eine gute Partie zu machen. Um das zu vermeiden, mußte Käthe jetzt den Schmuck sofort wieder herausgeben. . . .

„Ah, Fridolin, endlich kommst du!"

Die Bestürzung des Kammerjunkers war keine geringere als die seines Gebieters. In größter Eile schrieb er den Brief an Käthe Westernburg, da wenig Aussicht vorhanden war, die junge Dame in so vorgerückter Stunde

noch zu sprechen. Und benachrichtigt mußte gerade sie in jedem Falle werden, sollte das drohende Unheil abzuwenden sein.

— — — — — — — — — — — —

Das Fest war programmmäßig verlaufen. Der Rundgang der hohen Herrschaften, dann der Ball, schließlich war im anstoßenden Gobelinzimmer der Thee genommen worden, und die Hoheiten hatten Cercle gehalten. So recht von Herzen amüsiert hatten sich nicht eben viele, am wenigsten diejenigen, welche sich lange vorher darauf gefreut.

Zu ihnen gehörte Käthe Westernburg. Im lichtblauen Seidenkleide sah die kleine Komtesse „zum Entzücken" aus, wie außer dem Kammerjunker noch einige schneidige Kavallerieoffiziere fanden. Es hatte wirklich den Anschein, als ob Komtesse Westernburg als neuester Stern der Saison glänzen solle, und trotzdem war an ihr nicht eine Spur von der stolzen Genugthuung darüber, der überströmenden Jugendlust, welche bei solcher Gelegenheit junge Mädchen erfüllt, zu bemerken.

Das liebliche Köpfchen mit dem bräunlichen Gelock ward in sichtlicher Unruhe hin und her gewendet, und die großen blauen Augen blickten jedenfalls nach irgend jemand suchend aus. Wo blieb denn nur Friedrich Hardegg? Die Sache mit dem Schmuck mußte ja längst geordnet sein — sie hatte ihm den zweiten Walzer aufbewahrt trotz Drängen und Bitten der anderen Herren.

Da, gerade noch zur rechten Zeit, erschien Hardegg im Tanzsaal und näherte sich schnell seiner Dame.

„Alles in Ordnung?" fragte sie leise, „hat Sie niemand bemerkt?"

„Ich hoffe nein — aber den Schmuck fand ich nicht."

Erschreckt stieß Käthe hervor: „Unmöglich! Ich selbst legte ihn in das oberste Fach des Schrankes, das zur Aufbewahrung von Hüten, Bändern und Spitzen dient."

„Fast fürchte ich, ziemlich barbarisch mit den zarten Sächelchen verfahren zu sein, denn ich bekenne offen, daß ich alles drunter und drüber geworfen habe, als es mir nicht gelingen wollte, den Schmuck zu finden."

„Aber dann haben Sie eben nicht ordentlich gesucht!"

„Mein Wort darauf, ich nahm alles heraus. In der Sorge, die mir dies rätselhafte Verschwinden machte, ging ich sehr gewissenhaft zu Werke."

Die zarten Wangen Käthes erblaßten merklich, als sie stammelnd fragte: „Wie erklären Sie sich das?"

Der Kammerjunker zuckte die Achseln. „Es giebt nur eine Erklärung. Da Sie den Schmuck selbst dort hinstellten, muß mir jemand zuvorgekommen sein und ihn weggenommen haben."

„Ein Diebstahl also?"

„Hoffentlich nichts Schlimmeres!"

Sie konnten nicht weiter reden, denn der Walzer war zu Ende, und der Kammerjunker mußte seine Tänzerin an ihren Platz zurückführen. Als er sich zum Abschied verneigte, flüsterte Käthe: „Das ist ja fürchterlich. Weiß Seine Durchlaucht darum?"

Hardegg machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe und zog sich zurück, um dem Sohne des Ministers Platz zu machen, dem der nächste Tanz gehörte. —

„Seine Durchlaucht schauen ernst drein," flüsterte der Adjutant Freiherr v. Zeisewitz dem Grafen Kyritz zu, „was bedeutet das?"

„Ich weiß in der That nicht, wie ich mir diese Zerstreutheit und üble Laune deuten soll, denn ich habe nicht das Glück, mich des Allerhöchsten Vertrauens zu erfreuen."

„Ich bemerkte, daß der Kammerjunker v. Hardegg mehrmals von Seiner Durchlaucht durch eine Ansprache beehrt ward, und daß die Fürstin wieder die tragische Miene aufgesetzt hat. Vielleicht ein Ehezwist —"

Graf Kyritz verzog das mit feinen Runzeln bedeckte, überschminkte Antlitz zu einem fauniſchen Lächeln. „Hm, meiner Anſicht nach kann da nur eine in Betracht kommen —“

„Die kleine Weſternburg? Bah, ein halbes Kind!“

„Solche halbe Kinder werden von alternden Herren ſtets am meiſten bevorzugt.“

„Sie meinen alſo —“

„Gar nichts, lieber Freund. Es war nur eine ganz allgemeine Bemerkung.“ —

Die arme Käthe Weſternburg war in ſehr ſchlechter Laune. Zuweilen machte ſie ſogar ein Geſicht, wie Kinder, welche anfangen zu weinen.

Und wahrlich, das Weinen war ihr näher als das Lachen.

Wie ſehr hatte ſie ſich auf den Abend gefreut! Ihr erſter Ball und dazu ein Hoffeſt. Nur ein geheimer Kummer hatte ſie die Zeit her bedrückt, wenn ſie des Feſtes gedacht: daß ſie keine Koſtbarkeiten beſaß, ſich würdig dazu zu ſchmücken. Ein paar verſchwindend kleine Brillantenboutons und ein goldenes Kreuz mit einer Perle waren Käthchens größte Reichtümer, und die paßten nicht einmal recht zuſammen, ſo daß die Gräfin Kyritz neulich beim Galadiner einen mehr als bezeichnenden Blick aus ihren ſchielenden Augen darauf geworfen und, zu Fräulein v. Nienburg gewendet, im Flüſtertone „Arme Kleine“ geſagt hatte. Die falſche, alte Katze!

Und dann war das Glück gekommen, aus deſſen Füllhorn der ſchöne, ach, der wunderſchöne Schmuck ihr in den Schoß gefallen war. Ihre erſte Regung war die einer faſt kindiſchen Freude geweſen. Und jetzt? Außer dem Verluſt auch noch Unruhe und Sorge um den Verbleib des ihr geraubten Schatzes. Wer hatte den Diebſtahl begangen?

In ihrem Gemache angelangt, grübelte Käthe noch lange dem Rätsel nach, ohne dessen Lösung zu finden. An Lucie, das zu ihrer Bedienung bestimmte Mädchen, wagte sie keine Frage zu richten und entließ sie schnell, um sich dann selbst davon zu überzeugen, daß der Schmuck fehle.

Der Kammerjunker hatte eine furchtbare Verwüstung unter ihren Blumen und Spitzen angerichtet — das war eine Wahrheit. Und auch sonst hatte er recht. Das blaue Plüschetui war nirgends zu entdecken.

4.

Zu ungewöhnlicher Zeit, vor der Frühstückstafel, ließ sich Fürst Albrecht bei seiner Gemahlin anmelden.

Die hohe Frau litt an einem leichten Migräneanfall und war deshalb noch einsilbiger als sonst. Nach einigen bedauernden Worten begann der Fürst sogleich von dem unangenehmen Zwischenfall zu reden, der ihn gestern um das Vergnügen gebracht habe, seiner lieben Wilhelmine noch eine kleine Ueberraschung zu machen. Nichts besonders Wertvolles — behüte! Ein Schmuckstück, das ihm just seiner Originalität halber gefallen habe, ein Perlenhalsband.

Schon bei den einleitenden Worten hatte die Fürstin den gesenkten Kopf erhoben, dann, als zum Schluß der Diebstahl zur Sprache kam, fuhr sie jäh vom Lehnstuhl auf und rief lebhaft: „Aber das ist ja ganz unglaublich!"

„Freilich erschien es auch mir so, leider ist die Thatsache nicht wegzuleugnen: der Schmuck fehlt."

„Und du bist ganz sicher, daß du ihn nicht etwa — verlegt hast?"

„Ganz sicher."

Eine kleine Pause entstand. Fürst Albrecht zählte schon zum zweitenmal die Blätter eines Gummibaumes, der auf einem nahen Blumentische stand, und die Fürstin

erwog bei sich, ob die Sache sich nicht auch anders verhalten könne. Dann flog ein prüfender Blick zu dem Gatten hinüber, der demselben instinktartig dadurch auswich, daß er die Blätter des Gummibaumes zum drittenmal zählte und zwar diesmal von unten an.

„Du wirst deinen Kammerdiener entlassen müssen," klang es da, scharf wie eine Stahlklinge, durch das Gemach.

Jetzt hob er den Blick, nickte leicht zustimmend mit dem Kopfe und erwiderte: „Daran habe ich auch schon gedacht."

Nun hielt es die Fürstin für passend, eine Frage nach dem Aufbewahrungsorte des Schmuckes zu thun, und vernahm darauf zu innerer Genugthuung, daß der Gatte das Etui schon seit Wochen in seinem Schreibtisch geborgen und das Fehlen des Geschmeides erst gestern entdeckt habe, als er die Gabe überreichen wollte.

Allerdings habe er sich, so viel ihm erinnerlich, einigemal der Nachlässigkeit schuldig gemacht, den Schlüssel im Schlosse stecken zu lassen. Wenn nun Ewald — davon sei er fest überzeugt — dem Diebstahl gänzlich fern stünde, habe derselbe doch eine Fahrlässigkeit im Dienste begangen, denn zweifellos müsse eine andere, unredliche Person Gelegenheit gehabt haben, in die inneren Gemächer einzudringen, mit der Absicht, einen Raub auszuführen.

Jetzt war die Reihe des Verlegenwerdens an der Fürstin. Der schnell aufgestiegene Verdacht, daß der Schmuck als Geschenk in andere Hände gelangt sei, verflog sogleich; denn Fürst Albrecht war viel zu gerecht und edelsinnig, um die Dienerschaft eines Vergehens anzuklagen, das nicht begangen worden war.

Das Geschmeide war also geraubt, das stand fest, und zwar war die That erst gestern begangen worden, denn vorgestern hatte sie ja mit eigenen Augen das Halsband

bewundert und sich heimlich über des Gatten Aufmerksamkeit gefreut. Höchst unangenehm aber war es freilich, daß der Kammerdiener Ewald sie in das Arbeitszimmer des Fürsten hatte treten sehen.

Vielleicht belauschte er gar ihr Thun, er oder einer der anderen Diener, möglicherweise war erst durch das Herausnehmen und Oeffnen des Etuis die Versuchung an den Lauscher herangetreten, sich der Kostbarkeit zu bemächtigen. Der Schlüssel steckte ja im Schlosse und sie hatte ihn stecken lassen — wirklich recht unangenehm!

„Fatal — recht fatal!“ murmelte die Fürstin, „nichtsdestoweniger nimm meinen herzlichen Dank, bester Albrecht, für diese zarte Aufmerksamkeit, die mich recht erfreut hat.“

Lächelnd küßte der Fürst seiner Gemahlin die Hand. „Du bist wahrlich das Muster einer verständigen Frau, weil du den Vorfall mit philosophischer Ruhe nimmst und ihm nicht mehr Wichtigkeit beilegst, als er verdient. Ich glaube, das beste wäre, ganz davon zu schweigen und im stillen zu beobachten.“

„Verzeihe, lieber Albrecht, die Meinung teile ich nicht. Handelte es sich bloß um ein Wertstück, wie das vermißte, so wäre es vielleicht klug, hier aber liegt die Sache denn doch anders. Mit erstaunlicher Keckheit ist ein Diebstahl im Arbeitszimmer des Fürsten ausgeführt worden. Da muß Wandel geschafft, die Sache genau untersucht werden. Ich bin fest überzeugt, daß der Polizeidirektor meiner Meinung ist. Sommerstetten ist ein umsichtiger und energischer Mann, es wird ihm gelingen, den Dieb zu entdecken und uns von einem Alpdruck zu befreien, der, ich gestehe dies, mir stets auf der Seele liegen würde.“

„Wie du meinst. Zuerst werde ich mit Ewald sprechen.“

„Thue das sofort, damit keine Zeit verloren wird.“ —

Fürst Albrecht kehrte in recht verdrießlicher Stimmung in seine Gemächer zurück. Ewald schwur natürlich die

heiligsten Eide darauf, daß er sich auch nicht die geringste Nachlässigkeit habe zu schulden kommen lassen, es sei unmöglich für eine fremde Person, unbeobachtet bis in die Gemächer Seiner Hoheit zu dringen. Dem Selbstgefühle des „Geheimen Kämmerers" widerstrebte es, sich in anderer Weise zu rechtfertigen, denn er nahm als feststehend an, daß ein Verdacht des Diebstahls seine Person nicht treffen könne.

Der Fürst hatte seine Fragen auch so gestellt, daß der alte Diener, welcher selbstredend mit dem im Zimmer der jungen Hofdame begangenen Raube nichts zu schaffen gehabt, sich nicht verletzt fühlen konnte. Ewald zu entlassen fiel ihm deshalb auch nicht ein, das hatte er nur vorgegeben, um die Fürstin von der rechten Fährte abzubringen. Sein Hauptbestreben war, zu vermeiden, daß die Sache an die große Glocke geschlagen würde.

Diese Hoffnung sollte indessen getäuscht werden. Die Geschichte wurde an die große Glocke geschlagen, und es gab viel Lärm und viel Gerede.

An hämischen Bemerkungen fehlte es nicht, die, wenn sie auch nicht gerade das Ziel trafen, doch nicht allzu weit daran vorbeischossen.

Besonders stark darin war die Oberhofmarschallin Gräfin Kyritz, und deren Gemahl plapperte wie ein Papagei alles nach, was über die geschminkten Lippen seiner Ehehälfte kam.

Fürst Albrecht hatte der Frau Oberhofmarschall, die ihm widerwärtig war, nach ihrer späten Vermählung mit dem nur an Schulden reichen Grafen Kyritz den Spottnamen „Nr. 10" gegeben. Der Gatte eine Null und sie höchstens eins mehr.

Selbstverständlich war der eitlen Frau diese Bemerkung zu Ohren gekommen — wozu hätte man denn am Hofe seine guten Freunde —, und allein schon dafür war Gräfin

Kyritz dem Fürsten spinnefeind. Seit nun gar der Liebling der hohen Herrschaften, die junge Hofdame, ins Schloß gekommen, war die Gräfin noch um vieles unausstehlicher und stacheliger geworden.

Das stark verblühte Fräulein v. Nienburg, die erste Hofdame, der zugleich das Vorleseramt zufiel, war ihr nie im Wege gewesen. Von getäuschten Liebeshoffnungen langsam genesend, demütig und resigniert, jetzt nur noch von einer kleinen Pension und dem Ruhestand träumend, war die arme Adelheid Nienburg nur eine Marionette in der Hand der Frau Oberhofmarschall. Dagegen besaß Käthe Westernburg eine Selbständigkeit, die bis jetzt allen erziehlichen Versuchen von Nr. 10 gespottet hatte.

Der „kecke Balg", wie Gräfin Kyritz die jüngste Hofdame bei sich nannte, hatte es sogar einmal fertig bekommen, der allergewaltigen Oberhofmarschallin ins Gesicht zu lachen, weil diese — wie sie zu ihrem Aerger später bemerkte — sich die rechte Augenbraue zu hoch gemalt hatte.

Nr. 10 rächte sich in kleinlicher Weise an Käthe und hätte dies gern in größerem Maße gethan. Doch die Frau Fürstin hatte wenig Verständnis für kleine Anspielungen und Winke, und mehr durfte nicht gewagt werden.

Zudem erfreute sich Fürstin Wilhelmine an der kindlichen Unbefangenheit und Aufrichtigkeit ihres jüngsten Hoffräuleins und hatte der boshaften Anklägerin einmal lächelnd erwidert: „Wenn man Mutter ist, liebste Kyritz, lernt man Geduld haben mit der Jugend, und der Umgang mit derselben hat so viel Erfrischendes!"

Nun, das fand Seine Durchlaucht der Fürst jedenfalls auch, denn er bevorzugte die kleine Komtesse in auffälliger Weise. Es würde sich ja zeigen, meinte bei sich die Gräfin, wer am Ende recht behielte. An Warnungen hatte sie es nicht fehlen lassen, und diese Schmuckgeschichte, die melancholische Miene der Fürstin, die üble Laune

Seiner Durchlaucht, die unruhige Hast des Kammerjunkers und schließlich die Bestürzung und das zerstreute Wesen dieser kleinen Gans, der Westernburg, die nicht einmal ihre Züge zu beherrschen vermochte — dahinter steckte etwas höchst Verdächtiges!

5.

Helene Reifenhagen war nicht wenig beunruhigt, als sie das Geläute der großen Glocke vernahm, an die nun doch die Halsbandgeschichte geschlagen worden war. Das ging ihr über den Spaß und kam ihr zudem gänzlich unerwartet.

Der Polizeidirektor hatte selbst die Sache in die Hand genommen und schnüffelte überall umher.

Nun, er mochte seine spitze Nase immerhin in jeden Winkel stecken, weder das blaue Plüschetui noch das Perlenhalsband würde er finden! Ersteres hatte sie noch am Festabend im Kamin ihres Zimmers verbrannt, das Halsband aber in einen dunklen Strumpf gesteckt und dann in der Erde eines großen Orangeriekübels verscharrt.

Nach einiger Ueberlegung war der Reifenhagen nämlich nicht rätlich erschienen, am Spätabend in den Garten zu gehen zum Zweck des Eingrabens, hingegen konnte sie ungesehen in die Orangerie schlüpfen. Selbst wenn einer der Gärtnerburschen sie dort sehen sollte, durfte sie nur nach ein paar frischen Blumen suchen, etwa für Komtesse Westernburg. Nichts war natürlicher, als daß Kranz und Sträußchen, womit die jüngste Hofdame sich geschmückt hatte, nach mehreren im heißen Tanzsaal verbrachten Stunden einer Auffrischung bedurften.

Richtig kehrte auch die Reifenhagen nach einer halben Stunde aus der Orangerie zurück, mit einem Strauß duftender Monatsrosen und Veilchen. Selbstverständlich durfte das Perlenhalsband, ohne Schaden zu leiden, nicht

zu lange in seinem Versteck bleiben, auch war nicht ausgeschlossen, daß irgend welcher tückische Zufall eine Entdeckung herbeiführte. Nun, sobald die Seltener auf der Bildfläche erschien, konnte sie, ohne Aufsehen zu erregen, verschwinden unter dem Vorgeben, zu ihrer teuren Herrin, der Fürstin Soronzow, zurückkehren zu wollen, da Ihre Königliche Hoheit nun Ersatz für ihre geringen Leistungen erhalten habe.

Die russische Fürstin hielt sich jetzt in Berlin auf, daher war es ganz erklärlich, daß Frau Reifenhagen sich dorthin wendete. In Wirklichkeit aber schwebte der schlauen Person ein anderes Zukunftsbild vor, in welchem der Zahlkellner eines Restaurants in der Friedrichstraße die Hauptrolle spielte.

Wenn der Schmuck zu Gelde gemacht und dem netten Sümmchen ihrer mehr oder minder redlichen Ersparnisse beigefügt worden war, dann durfte die Witwe Reifenhagen daran denken, sich eine „Position" zu machen. Ein Hotel garni für Leute vom Theater und solche, die es werden wollten — da ließ sich im Trüben fischen!

Polizeidirektor Sommerstetten hatte diesmal die Hoffnungen, welche Fürstin Wilhelmine auf ihn gesetzt, nicht erfüllt, denn die stattgehabte Untersuchung war völlig erfolglos verlaufen. Von dem Besuche der Fürstin bei ihrem Gemahl und der im Schreibtisch desselben gehaltenen Nachsuchung hatte der wohlgeschulte Kammerdiener selbstverständlich geschwiegen. Wo konnte der Schmuck nur geblieben sein?

Diese Frage legten sich noch einige Personen vom Thorburger Hofe vor, ohne sie besser beantworten zu können. Die Thatsache, daß ein Dieb oder eine Diebin sich unter der Schloßdienerschaft befinde, trug durchaus nicht zum allgemeinen Wohlbehagen bei.

Das eben Gesagte galt freilich nur für das fürstliche

Paar, für die jüngste Hofdame und Fritz Hardegg, die übrigen Hofstaaten waren der festen Meinung, daß diese Halsbandgeschichte ganz anders zusammenhänge, als man oben glauben machen wolle.

Inzwischen hatte sich Frau Seltener wirklich gesund und zum Dienstantritt gemeldet, war auch von der Fürstin wieder angenommen worden. Für Frau Reifenhagen gab es jetzt wenig zu thun und nichts war natürlicher, als daß diese, sich zurückgesetzt fühlend, um ihre Entlassung einkam. Die ward ihr dann auch in Gnaden erteilt, will sagen mit vollem Vierteljahrsgehalt, und an einem sonnigen Dezembertage verließ die Witwe Reifenhagen Schloß und Residenz Thorburg, um sich nach Berlin zu ihrer früheren Herrin zu begeben.

In der Hand hielt sie einen Strauß aus weißen und roten Hyazinthen, den der Gehilfe des Hofgärtners ihr galanterweise mit auf die Fahrt gegeben hatte. Es hatte den jungen Mann gefreut, daß die Kammerfrau eine so große Blumenfreundin war, die, sobald sie nur einen Augenblick freie Zeit gehabt hatte, sich im Gewächshause und der Orangerie aufhielt. —

Zum Weihnachtsfeste wurde Erbprinz Leonhard erwartet, und dann sollten auch einige Hoffestlichkeiten stattfinden. Vorläufig waren größere Jagden angesetzt, und Fürst Albrecht vergaß darüber fast die ärgerliche Halsbandgeschichte.

Er sollte nur zu bald daran erinnert werden. Kurz vor Weihnachten traf der Erbprinz ein, ein lang aufgeschossener, semmelblonder Jüngling mit regelmäßigen Zügen und blauen Augen. Es waren nicht „besondere Kennzeichen", die ihn von anderen Studierenden aus guten Häusern unterschieden, aber er selbst legte augenscheinlich so viel Gewicht auf seine hohe Geburt, daß sogar unbefangenen Gemütern der Unterschied sofort klar wurde.

Als Seiner Durchlaucht Käthe Westernburg vorgestellt wurde, hatte er die Güte, einige verbindliche Worte an die junge Dame zu richten, im übrigen existierte sie für ihn nicht; ja, als eines Tages Gräfin Kyritz eine ihrer boshaften Bemerkungen über Käthe machte, einer Etikettewidrigkeit wegen, nickte Prinz Leonhard zustimmend und meinte: „Schade, daß der Komtesse das gehaltene Wesen fehlt, doppelt notwendig in ihrer Stellung.“

Prächtig! Das war eine That! Wie von der Macht dieses Ausspruchs bezwungen, neigte Nr. 10 das Haupt mit der Lockenperücke und stammelte Worte der Bewunderung und Anerkennung für so viel Geist und Herzenstakt, so viel Schärfe und Feinheit des Urteils. . . .

Am Abend desselben Tages, als die junge Hofdame sich von der Frau Oberhofmarschall im Vorzimmer der Fürstin verabschiedete, ergriff Gräfin Kyritz die Hände der kleinen Komtesse und zog die Widerstrebende näher an sich, einen Kuß auf ihre Stirn hauchend.

„Mein teures Kind, ich sollte Ihnen eigentlich ein wenig zürnen! Man springt in Gegenwart der höchsten Herrschaften nicht so heftig auf, daß der Sessel umfällt, selbst wenn es einen Dienst zu leisten gilt. Aber es ist ja ganz unmöglich, Ihnen böse zu sein. Das fand auch Seine Durchlaucht, der Erbprinz, und hatte die Gnade zu bemerken, daß unsere jüngste Hofdame eines Tages ganz vollkommen sein werde, wenn sie sich ein gehaltenes Wesen angewöhnen könne. Ja, „gehaltenes Wesen“, das waren Seiner Durchlaucht Worte.“

Der Hieb saß. Käthe verneigte sich tief und erwiderte: „Wenn ich so alt sein werde, wie die Frau Hofmarschall, wird das gehaltene Wesen schon kommen!“

„Hoffen wir!“ meinte die Oberhofmarschallin würdevoll, während sie bei sich dachte: „Unverschämte kleine Kröte!“ —

Am schlimmsten ging es dem armen Kammerjunker

v. Hardegg. Er hatte sich merklich verändert. Verliebt bis über die Ohren in Käthe Westernburg, litt der arme Junge Eifersuchtsqualen seit dem Hofball, denn Baron Zeisewitz hatte begonnen, sich um die Gunst des reizenden Mädchens zu bewerben, und Fürstin Wilhelmine, die gern Ehen stiftete, begünstigte diese Partie besonders. Selbst der Fürst schien von der Aussicht befriedigt, die kleine Käthe bald gut versorgt zu wissen.

Die Liebelei mit Hardegg konnte ja ohnehin zu nichts führen, und Zeisewitz war etwas borniert, was für einen Ehemann am Hofe kein Fehler ist. Und Herzensneigung — du lieber Himmel! Wem ist es denn beschieden, seine erste Liebe zum Altar zu führen?

Das Weihnachtsfest bei Hofe war durch die Gegenwart des Erbprinzen Leonhard auch nicht fröhlicher geworden. Im Gegenteil, die Etikette wurde strenge gehandhabt, und Nr. 10 schwamm in Wonne.

So standen die Dinge am Hofe, als zu Neujahr Fürst Albrecht ein Schreiben des Juweliers X. aus Berlin erhielt. Darin teilte der Juwelier mit, er sei hochbeglückt durch die seltene Schicksalsfügung, die gerade ihn bestimmte, Seiner Durchlaucht zur Wiedererlangung des entwendeten Halsbandes und zur Ergreifung der Diebin zu verhelfen; letztere sei eine ehemalige Kammerfrau der Fürstin Soronzow und heiße Helene Reifenhagen.

„Das hat mir just noch gefehlt!“ brummte Albrecht VII. in den Bart, „den Kerl soll der Henker holen mit seinem blinden Eifer! Ist denn der verwünschte Schmuck rein verhext, daß er wieder auftaucht, zur allerunpassendsten Zeit? — Also die Reifenhagen war die Diebin!“

Er lachte grimmig auf und hätte am liebsten seiner Gemahlin die ganze Verantwortlichkeit in die Schuhe geschoben. Wer hatte sie auch geheißen, die erste beste Abenteurerin in Dienst zu nehmen! O diese Reifenhagen!

Nächst der Niederträchtigkeit, einen Diebstahl zu begehen, auch noch die Dummheit zu haben, sich erwischen zu lassen!

Fürst Albrecht bezwang sich nach dem ersten Zornesausbruch, den Brief des höflichen Geschäftsmannes zu Ende zu lesen und erfuhr daraus, daß am Morgen des 31. Dezember eine in Trauer gekleidete ältliche Dame in seinem Laden erschienen sei, in der Absicht, ihm ein wertvolles Halsband — einen Familienschmuck — zum Kaufe anzubieten. Da er den Seiner Durchlaucht verkauften Schmuck sogleich erkannt hatte, so habe er die Verkäuferin sofort verhaften lassen. Das Nähere werde Seine Durchlaucht sicher bald von Polizei wegen erfahren, er habe sich nur die hohe Ehre und große Freude genommen, Seiner Durchlaucht die frohe Botschaft als erster zu verkünden.

Hoffte der Mann vielleicht auf den Löwenorden von Reiz-Thorburg oder wollte er sich den Hoflieferantentitel erwerben und eine gute Kundschaft dazu?

Mit der Lösung dieser Frage beschäftigte sich Fürst Albrecht nicht lange, er zerknitterte ingrimmig das höfliche Schreiben in der Faust, als könne er damit auch die fatale Sache, von der es handelte, vernichten.

Aber der Schlußsatz war ihm besonders im Gedächtnis geblieben — „Näheres von Polizei wegen". Das war's ja eben, wie mochte dieses „Nähere" lauten.

Am liebsten wäre er gleich selbst nach Berlin gefahren, davon konnte aber natürlich heute, wo großer Neujahrsempfang bei Hofe war, nicht die Rede sein.

Ja, wenn man die Sache noch unterdrücken könnte! Versucht mußte es wenigstens werden. Man sagt zum Beispiel, daß man die Person nicht unglücklich machen will, daß sie in Versuchung geführt sei durch eine Nachlässigkeit, betreffend den Verschluß des Geschmeides. — oder besser noch: daß ihr das Halsband für treue Dienste

geschenkt worden sei. Wenn das nur nicht so verzweifelt unglaubwürdig klänge!

Ewald schicken — der Einfall wäre nicht schlecht, aber dann müßte man sich diesem Menschen ganz anvertrauen, das ging auch nicht. So blieb nur Hardegg. Freilich war der gute Fridolin bei allem Diensteifer sehr jung und unerfahren und mußte eben gut abgerichtet werden. Eine Ausrede, ein Vorwand für des Kammerjunkers plötzliches Verschwinden vom Hofe würde sich finden lassen. Die Geschichte mußte tiefstes Geheimnis bleiben, zumal jetzt, während des Erbprinzen Anwesenheit.

— — — — — — — — — — — —

Bei der Gratulationscour und dem folgenden Festmahl zur Feier des Neujahrstages fehlte Fritz Hardegg, der Urlaub erhalten hatte, um einen plötzlich erkrankten Verwandten in Berlin zu besuchen.

„Glauben Sie das, Zeisewitz?" fragte Graf Kyritz den langen Adjutanten.

„Hm, könnte sein —"

„Nein, ist nicht!" fuhr der Oberhofmarschall hartnäckig fort, „denn Hardegg hat keine Verwandten, am wenigsten solche, um derentwillen es sich lohnt, eine Reise am Neujahrstage zu machen, zum Zweck, sie sterben zu sehen."

„So ist Fridolin in Ungnade gefallen?"

„Behüte, auch das nicht. Seine Durchlaucht haben geruht, den Naturburschen auf Reisen zu schicken, um freie Hand zu haben — wollte sagen, um Ihnen, lieber Zeisewitz, freie Hand bei der kleinen Komtesse zu lassen."

„Herr v. Hardegg stand mir nicht im Wege," sagte Zeisewitz selbstgefällig.

„O, da irren Sie sich, bester Freund! Fridolin und Käthe Westernburg sind Jugendgespielen."

„Eben deshalb. Dergleichen kindliche Neigungen werden mit den Kinderschuhen gewechselt. Ein ernst gemeinter

Antrag, die Aussicht auf eine gute Heirat pflegt selbst die Erinnerung daran auszulöschen."

„Also kann man gratulieren?"

„Noch nicht, Verehrter, habe mich noch nicht geäußert."

„Erschien Ihnen Seine Durchlaucht nicht durch irgend etwas stark erregt?"

„Allerdings, er ist mit dem Erbprinzen durchaus nicht eines Sinnes."

„Eine Sache, die bei regierenden Häuptern des öfteren vorzukommen pflegt."

„Oder spukt die famose Halsbandgeschichte noch irgend wo?"

„Fragen Sie doch nicht so naiv, bester Zeisewitz, Sie, als Adjutant Seiner Durchlaucht, wissen sicherlich Genaueres."

„Leider genieße ich nicht den Vorzug, mich des Vertrauens Seiner Durchlaucht zu erfreuen, ich sagte Ihnen das schon."

„Etwa ich?"

„Herr Oberhofmarschall, Sie sind dafür der Mann Ihrer Frau, und Gräfin Kyritz ist die einflußreichste Dame bei Hofe."

„Das heißt bei Ihrer Hoheit der Frau Fürstin — das wollten Sie doch sagen, Baron Zeisewitz."

Der lange Adjutant wurde einer Antwort überhoben, der Dienst nahm den Grafen Kyritz in Anspruch. . . .

Käthe Westernburg weinte sich an dem Abend in den Schlaf, denn sie kam sich sehr unglücklich und bedauernswert vor und zudem noch von Schuld bedrückt.

Erstens war Fridolin ohne Abschied von ihr gegangen, die Entfremdung zwischen ihnen hatte sich derart vergrößert, daß er ihr sogar sein Vertrauen gänzlich entzogen, wußte sie doch nichts über den eigentlichen Zweck dieser geheim-

nisvollen Reise und ahnte deshalb Schlimmes. Entweder stand die Reise mit der Halsbandgeschichte in Zusammenhang oder es handelte sich wirklich um ein betrübendes Familienereignis, das Fritz Hardegg seiner Freundin verschwiegen hatte.

Zweitens hatte Käthe als Neujahrsgeschenk von der Fürstin einen sehr hübschen Schmuck aus Türkisen und kleinen Perlen erhalten und sich sehr darüber gefreut. Doch schon im nächsten Augenblicke begann die Erinnerung an das Geschenk von des Fürsten Seite peinlich in ihr lebendig zu werden, und es bedrückte sie nicht wenig, die Mitwisserin eines Geheimnisses zu sein, über das sie tiefes Schweigen bewahren mußte.

Jede Anspielung, jede geäußerte Vermutung wegen des Schmuckdiebstahls machte sie erröten und brachte sie in Verwirrung. Die ganze Angelegenheit erschien ihr jetzt in anderem Lichte, und zwar in einem für sie höchst ungünstigen. Die letzten Erlebnisse hatten ihr Urteil plötzlich gereift, und es war ihr klar geworden, daß man sich als kleines Mädchen von einem guten Onkel wohl Bonbons schenken lassen könne, nicht aber als siebzehnjährige Hofdame ein Perlenhalsband vom Fürsten.

Wie hatte Fridolin ihr nur zu der Annahme raten können! Später schien auch er die Sache mit anderen Augen anzusehen, das bewies sein verändertes Wesen und die kühle Zurückhaltung, welche er sich auferlegte. Vielleicht mißachtete er sie gar, weil sie nicht genug weiblichen Takt besessen, um ein Geschenk abzulehnen, dessen Geber sie nicht öffentlich nennen durfte.

Das aber wäre zu viel gewesen, das hatte sie nicht verdient!

Und stolz warf sie das Köpfchen in den Nacken und schüttelte sehr energisch die Locken aus der weißen Stirn. Wie trotzig sie aussah, die kleine Komtesse! Ja, sie brauchte

sich eine solche Behandlung nicht gefallen zu lassen, und der Herr Kammerjunker Fritz v. Hardegg sollte es gewahr werden, daß er für Käthe Westernburg Luft sei. Im übrigen kostete es sie bloß ein gnädiges Lächeln, und der Adjutant Seiner Durchlaucht, Baron Zeisewitz, lag zu ihren Füßen.

Warum nur die Frau Oberhofmarschall den Zeisewitz neulich im Gespräch mit Fräulein v. Nienburg den „Blitzableiter" genannt hatte. Vielleicht seiner Länge wegen? Dabei hatte Nr. 10 so boshaft gelächelt, wie es nur eine Person zuwege bringt, die falsche Zähne und geschminkte Lippen hat. —

Nach einer Abwesenheit von drei Tagen traf Fritz v. Hardegg in Thorburg wieder ein und wurde auf seine Meldung hin sofort vom Fürsten zur Berichterstattung empfangen. Aber zum Diplomaten muß man geboren sein. Helene Reifenhagen hatte sicher damals recht gehabt, als sie die Behauptung aufstellte, daß der Kammerjunker das Pulver nicht erfunden hätte! Er hatte eine schöne Dummheit angerichtet, und der Fürst war außer sich vor Zorn.

Wie ein treuer Neufundländer, der etwas angestellt hat, und dem sein Herr eine Strafpredigt hält und mit der Peitsche droht, so senkte Fridolin den Kopf und ließ alles über sich ergehen.

Und er hatte doch gemeint, nur seine Pflicht zu thun, wenn er sich in die Bresche schob und durch seine Aussage das wieder gut zu machen trachtete, was dies diebische Weib, die Reifenhagen, schlimm gemacht.

„Aber durch deine thörichte Aussage, die du zu Protokoll gegeben, hast du uns alle in ein Lügennetz verstrickt!" rief erregt der Fürst.

Das eben begriff Fridolin nicht. Er hatte von dem Untersuchungsrichter vernommen, daß die Angeklagte, nach

mehreren Versuchen, sich herauszulügen, ein umfassendes Geständnis abgelegt habe.

Darin gab sie allerdings zu, den Schmuck entwendet zu haben, doch nicht aus dem Schreibtische des Fürsten, sondern aus der offenen Lade eines Garderobenschrankes im Zimmer der Hofdame Komtesse Westernburg. Und dann habe sie energisch begehrt, an Seine Durchlaucht den Fürsten Reiz-Thorburg ein Schreiben richten zu dürfen, da sie der festen Ueberzeugung sei, daß Seine Durchlaucht von einem Strafprozeß abstehen werde, wenn anders er Kenntnis habe, um was es sich handle.

Dahin belehrt, daß die Sache jetzt ihren gesetzlich vorgeschriebenen Gang gehen würde, selbst wenn der Fürst von einer Klage abstehe, war die Angeklagte sehr nachdenklich geworden und hatte hartnäckig geschwiegen.

In der ersten Empörung über das Käthe Westernburg bloßstellende Geständnis der Diebin hatte der Kammerjunker aus eigener Machtvollkommenheit die Aussage gethan, er, Fritz v. Hardegg, habe noch am Abend des Hoffestes den Schmuck in einer Lade des Schreibtisches Seiner Durchlaucht gesehen, als der Fürst Briefschaften darin geordnet. Deshalb sei die Angabe der Reifenhagen, das Etui aus dem offenen Garderobenschranke der Komtesse Westernburg entwendet zu haben, eine Lüge.

Der Untersuchungsrichter stimmte dem zu und meinte, es sei die gewöhnliche Ausrede von Dieben, zu behaupten, daß die entwendeten Gegenstände in ihnen zugänglichen Räumen aufbewahrt worden seien, weil sie wohl wüßten, daß es ihre Strafe bedeutend verschärfe, wenn herauskäme, daß sie ein versperrtes Fach geöffnet hätten.

Völlig beruhigt über den guten Erfolg seiner Sendung belustigte sich Fritz v. Hardegg mit einigen alten Freunden in Berlin und war jetzt wie niedergedonnert, daß sein hoher Herr ihm den Vorwurf machte, einen dummen

Streich begangen zu haben, den er werde teuer bezahlen müssen.

„Siehst du denn nicht ein," grollte der Fürst, „daß dies schlaue Weib die Fäden der Intrigue in Händen hat und um alles weiß? Mir hat die Angeklagte schreiben wollen, selbstverständlich um eine Nötigung auszuüben. Sie vermeinte in ihrer Unkenntnis des gerichtlichen Verfahrens, daß mein Einfluß so weitreichend sei, um sie durch einen Machtspruch frei zu machen. Eines anderen belehrt, wird sie ihr Schweigen brechen und die erbauliche Geschichte zum besten geben, wie Käthe Westernburg um den Schmuck gekommen ist."

„Wer wird einer Diebin Glauben schenken?!" stammelte Hardegg.

„Alle Welt, mein Lieber, in diesem Falle alle Welt."

„Aussage steht gegen Aussage."

„O du unverbesserlicher Kindskopf! Und wenn nun die Reifenhagen oder deren Verteidiger Komtesse Westernburg als Zeugin vorfordert und diese es eidlich bestätigen muß, daß sie den Schmuck in den offenen Garderobenschrank gelegt, daß du ihr brieflich den Befehl überbracht hast, das zu thun? Möglicherweise hat diese Reifenhagen auch deinen Brief gelesen —"

„Nein, denn ich habe die Vorsicht gebraucht, ihn gut zu schließen und sogar zu versiegeln!" unterbrach der Kammerjunker den Fürsten nicht ohne Selbstgefühl.

„Nun, dann wird sie den Brief der Komtesse gelesen haben. War er versiegelt?"

„Der Brief war nicht versiegelt."

„Hatte er eine Aufschrift?"

„Auch das nicht, ich erinnere mich genau, er war sogar nur ganz flüchtig zugeklebt und fühlte sich noch feucht an."

„Da haben wir's! Aus Neugierde wird die Reifen-

hagen den Brief geöffnet haben, denn sicherlich witterte sie ein Liebesabenteuer, und solche Personen wollen über dergleichen stets unterrichtet sein. Nun fand sie noch viel Besseres — eine Intrigue und ein wertvolles Geschmeide, dessen Versteck ihr allein bekannt war. Für sie war unter den obwaltenden Umständen der Schmuck eine sichere Beute, und sie bemächtigte sich seiner. Man mußte diese Person zu gewinnen, meinetwegen zu bestechen suchen, ehe der Prozeß hier zur Verhandlung kommt, was ja nicht ausbleiben kann. Das war deine Aufgabe in Berlin, die du wahrlich schlecht genug gelöst hast!"

Fridolin blickte den Fürsten mit seinen treuherzigen Augen vorwurfsvoll an. Warum hatte ihm denn der hohe Herr solches nicht ganz einfach aufgetragen? Wahrscheinlich war es ihm selbst auch erst eingefallen! Aber er sprach das nicht aus und seufzte nur.

Dies stille Dulden rührte den Fürsten. Seiner Gewohnheit gemäß ging er mit langen Schritten im Gemache auf und nieder und sagte nach einer Weile: „Vorwürfe nützen zu nichts, und alle Reue deinerseits kommt jetzt zu spät. Wir können nichts thun, als abwarten, welche Nachricht von Gerichts wegen über Auslieferung der Diebin der hiesigen Gerichtsbehörde zugehen wird. Gehe nur jetzt und noch eins: halte auch ferner der kleinen Westernburg gegenüber reinen Mund. Warum soll das arme Ding vor der Zeit beunruhigt werden!"

6.

Der Zeitpunkt trat nur zu bald ein, wo Käthe Westernburg in Mitleidenschaft gezogen ward und auch Fürstin Wilhelmine Kunde von der Verhaftung ihrer früheren Kammerfrau erhielt.

Letzteres besorgte ein gefälliger Zufall in Gestalt der Fürstin Soronzow, die es sich nicht hatte versagen können,

Ihrer Hoheit den Ausdruck des tiefsten Bedauerns zu übermitteln, daß gerade sie, im Eifer der hohen Frau zu dienen, zur unschuldigen Urheberin großer Unannehmlichkeiten geworden sei. Ja, zur schuldlosen Ursache, denn sie habe der Reifenhagen eine solche Schändlichkeit nie zugetraut. Es sei nur gut, daß der Schmuck wieder erlangt, und die Verbrecherin dingfest gemacht worden sei.

Fräulein v. Nienburg las diesen Brief in einer Morgenstunde im Boudoir der Fürstin vor, und als sie voll Erstaunen den Blick ihrer etwas vorstehenden runden Augen zu der hohen Frau erhob, bemerkte sie, daß auch diese ein sehr verwundertes Gesicht mache.

Der Brief ward wieder in seinen Umschlag gesteckt und auf den Tisch zu den übrigen eingegangenen Briefschaften gelegt, dann flötete Fräulein v. Nienburg in ihrer unterwürfigen Weise: „Darf ich mir erlauben, Euer Hoheit zur Wiedererlangung des wertvollen Kleinods meinen unterthänigsten Glückwunsch darzubringen?“

„Gewiß, liebe Nienburg, obgleich die Thatsache nicht eben erfreulich für mein Gemüt ist, daß eine in meinem persönlichen Dienst stehende Person die Diebin des Halsschmucks gewesen. Wenn der Fürst von der Jagd heimkommt, werde ich ihm diese überraschende Neuigkeit mitteilen.“

Mit gnädigem Lächeln ward die Hofdame entlassen. Im Vorgemach traf sie mit Käthe Westernburg zusammen.

„Liebste Komtesse, welch angenehme Neuigkeit!“

„Nun, was giebt es denn?“

„Pst! Nicht so laut, auch müssen Sie mir versprechen, nichts auszuplaudern, wenn Sie zu Hoheit befohlen werden, weil es noch ein Geheimnis ist. Aber ich freue mich so, und wovon das Herz voll ist, geht der Mund über.“

„So lassen Sie ihn getrost übergehen, Fräulein v. Nienburg; ich bin ganz Ohr,“ erwiderte Käthe, einen miß-

trauischen Blick auf das Gesicht der Hofdame werfend, das von spärlichen blonden Locken eingerahmt war.

„Also noch einmal: Verschwiegenheit! Der Schmuck ist gefunden, die Diebin verhaftet, und stellen Sie sich vor, Beste, daß es die Reifenhagen gewesen ist, welche die abscheuliche That begangen hat. Wer hätte das gedacht?!"

Käthe, wie zur Salzsäule erstarrt, stammelte: „Die Reifenhagen — das Scheusal mit den falschen Schlitzaugen, ach, wenn ich die doch hier —" sie brach ab und ballte zornig die Rechte.

„Sie drücken sich immer etwas stark aus, liebste Komtesse," meinte lächelnd die Nienburg. „Aber in diesem Falle ist Ihre Entrüstung gerechtfertigt."

„In anderen etwa nicht?" fragte die kleine Komtesse.

„Teuerste, darf ich offen sprechen, wie zum Beispiel eine Freundin, eine Schwester zur anderen spricht?"

„Ja gewiß, bitte darum," antwortete Käthe trockenen Tones, „mir ist eine gerade, offene Aussprache immer die liebste."

„Ganz mein Geschmack. Nun denn, warum sind Sie so — so — gelinde gesagt, unliebenswürdig gegen unseren guten Zeisewitz?"

Käthes Mund verzog sich spöttisch. „Ei, seine Nase ist mir zu lang!"

„Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!"

„Natürlich. Warum denn nicht?"

„Wenn er das aus ihrem Munde hören könnte, der Treulose!" dachte Adelheid Nienburg bei sich, „ich gäbe freudig mein Pensionsrecht dafür!"

Das war das Höchste, was die arme Hofdame zu opfern hatte. Zeisewitz hatte vor Jahren auch ihr den Hof gemacht, und sein schmählicher Rückzug war eine nie versiegende Quelle der Bitterkeit im Herzen der alternden Jungfrau geblieben. Doch bei der geringschätzenden Be-

urteilung des einstigen Gegenstandes ihrer Träume von seiten der Westernburg regte sich Galle und Liebe im Taubengemüte Adelheids, und sie gab zu verstehen, daß solche Werbung ehrenvoll für ein junges Mädchen sei und gar manche sich hochbeglückt fühlen würde, die Gattin des Adjutanten zu werden.

Das Antlitz Käthes war ernst geworden, in ihren Kinderaugen leuchtete es auf — ein Blitz des Verständnisses. Sanft neigte sie sich zu Adelheid und ergriff deren Hand, dann sprach sie mit gedämpfter Stimme: „Ich habe da neulich in einer Novelle ein paar Verse eingeflochten gefunden, die mir gefielen und also lauteten:

„Das Leben führte mich in fremdes Land,
Des Schicksals Tücke hat den Bund zerrissen,
Und alles, was wir voneinander wissen,
Ein dürrer Strauß ist's, ein verblichen Band."

Als Sie eben von dem Adjutanten sprachen, fielen mir die Verse ein, und ich bin der Ansicht, daß sie auf euch beide passen, wenngleich weder Zeisewitz noch Sie in fremden Landen weilten. Man kann sich eben täglich angähnen und doch himmelweit voneinander getrennt sein."

Wenn Adelheid v. Nienburg, wie eben jetzt, so mädchenhaft errötete, sah sie förmlich hübsch und um zehn Jahre jünger aus. Das fand auch Käthe, und in ihrem Köpfchen bildete sich sofort der Plan, den „dürren Strauß" und das „verblichene Band" aufzufrischen.

Die beiden Hofdamen trennten sich als Freundinnen.

Erst als Käthe allein war, nahm die Halsbandgeschichte ihr Denken wieder ganz in Anspruch. Jetzt galt es, der Fürstin gegenüber sich nicht durch ein unbedachtes Wort zu verraten, damit die hohe Frau nicht auf die richtige Spur gebracht werde.

— — — — — — — — — — — —

Fürst Albrecht war in der besten Stimmung von der

Jagd zurückgekehrt. Er hatte zuletzt noch ausnehmendes Glück gehabt und einen prächtigen Keiler erlegt. Der Erbprinz dagegen war übler Laune, weil er sich einen tüchtigen Schnupfen geholt hatte, übrigens das einzige, das er heimbrachte. Getroffen hatte er nichts.

Des Fürsten breite Brust hatte sich, wie von schwerem Druck befreit, gehoben, er atmete die frische Winterluft in langen Zügen ein. Die peinliche Halsbandgeschichte war vergessen.

Aber dann ward ihm nach der Heimkehr statt des fröhlichen Gelages — die Damen zogen sich zeitiger als sonst an solchen Tagen von der Tafel zurück — eine höchst unliebsame Ueberraschung durch die Mitteilung von Fürstin Wilhelmine. Nun wußte auch sie um die Festnahme der Diebin. Was mochte daraus entstehen?!

Der tüchtige Weidmannshunger, den er heimgebracht, war dem Fürsten vergangen. Er fühlte sich wie unter dem Schwerte des Damokles.

7.

Käthe Westernburg war jetzt, wo es irgend anging, in der Begleitung von Adelheid Nienburg, zum nicht geringen Aerger des langen Zeisewitz, dem es so unmöglich gemacht wurde, seine Werbung fortzusetzen.

Denn ein Rest der alten Neigung zu der Verlassenen, sowie eine gewisse Gutherzigkeit verboten es ihm. Er fühlte die Blicke der Hofdame voll sanften Vorwurfs auf sich gerichtet, und knüpfte er je ein Gespräch mit der kleinen Komtesse an, war Käthe so schnippisch und keck, daß es selbst diesem geduldigen Verehrer schwer ward, seinen Gleichmut zu bewahren. Dies kleine, schlecht erzogene Mädchen — wie Seine Durchlaucht der Erbprinz richtig bemerkt hatten — eignete sich am Ende doch nicht dazu, Frau Baronin v. Zeisewitz zu werden. Die Nienburg

war verblüht, das ließ sich nicht leugnen, aber eine treffliche Krankenpflegerin gab sie unbestritten ab. Und wenn man an Hüftweh und neuralgischen Schmerzen leidet und die Vierzig im Rücken hat, muß die Frau zugleich barmherzige Schwester sein. Dazu aber hatte Adelheid Nienburg entschieden Anlage, denn sie hörte am liebsten Krankengeschichten und kannte alle verschiedenen Naturheilverfahren bis zum Kneippschen. Was den Fürsten betraf, so beachtete er Komtesse Westernburg kaum, vermied auch absichtlich jede Gelegenheit, das Wort an sie zu richten. Die fürstliche Gnadensonne hatte sich hinter so dunklem Gewölk versteckt, daß nicht der kleinste Strahl derselben mehr auf den Lockenkopf Käthes fiel.

Wie gut, daß es noch nicht zur ernstlichen Werbung gekommen war! Noch war es Zeit, sich mit Anstand zurückzuziehen und denen, die es hören wollten, so hingeworfen zu sagen, daß bei näherer Prüfung das Persönchen sich doch als zu kindisch und eigenwillig erwiesen habe, um als begehrenswerte Lebensgefährtin für einen gereiften Mann zu gelten.

Alles in allem: Adelheid Nienburg hatte einige Aussichten, und das verdankte sie nicht zum kleinsten Teile Käthe Westernburg, der neuen Freundin.

Der Erbprinz war abgereist — für den Fürsten eine wahre Erleichterung, denn in letzter Zeit war mehr, als ihm zu hören lieb war, von der fatalen Halsbandgeschichte die Rede gewesen. Auch konnte jeder Tag eine Entscheidung bringen, und der Skandalprozeß in Thorburg rückte immer näher. Zum wenigsten brauchte Albrecht VII. dem Sohne gegenüber nicht in falschem Lichte zu stehen, später ließ sich manches vertuschen. —

Helene Reifenhagen hatte inzwischen genügend Zeit, über den schlechten Streich, welchen sie begangen, nachzudenken. Leider muß es gesagt sein, daß sie mehr den

dummen, als den schlechten Streich bereute. Ihr Gewissen war ruhig und hätte ihr als gutes Schlummerkissen gedient, wenn das Lager nur weicher gewesen wäre! Doch daß sie sich von dem Juwelier hatte übertölpeln und fassen lassen, das war ganz unverantwortlich!

Der begangene Fehler ließ sich nicht wieder gut machen, desto genauer mußte überlegt werden, was jetzt zu thun sei, und wie man die Vorteile der Situation möglichst ausbeuten könne.

Den Fürsten Albrecht preisgeben, um sich herauszureden — dabei kam wenig heraus. Wozu sich also den hohen Herrn zum Feinde machen, der ihr später noch sehr nutzbringend werden konnte?

Ganz etwas anderes war's mit dem Kammerjunker. Der Untersuchungsrichter hatte ihr dessen Aussage vorgehalten, und Helene Reifenhagen war empört gewesen über die Verlogenheit dieses so ehrlich ausschauenden, jungen Menschen. Na, dem wollte sie's geben! Die Komtesse Westernburg sollte ihr als Entlastungszeugin dienen.

Einen Verteidiger habe sie nicht nötig, so rühmte sich die Reifenhagen, denn sie sage die Wahrheit und werde ihre Sache selbst führen, sie sei auch keine schlechte Person, selbst der ehrenhafteste Mensch habe schwache Stunden, wo er der Versuchung erliege, noch dazu, wenn dieselbe in so verführerischer Gestalt an ihn herantrete. Auch wirke schlechtes Beispiel ansteckend, besonders wenn höherstehende Personen es geben.

Selbst der Untersuchungsrichter, trotz großer Praxis im Amte, ward zuletzt irre und begann zu ahnen, daß die Diebstahlsgeschichte noch ganz anders zusammenhinge und tiefere Bedeutung habe.

Nun, da sollten die in Reiz-Thorburg zusehen, wie sie damit fertig wurden, ihn ging das ja schließlich nichts an.

— — — — — — — — — — — —

Endlich einmal traf Käthe den Kammerjunker ganz zufällig in der Orangerie, als sie sich eben nach ihrem Lieblingsplätzchen begeben wollte. Sie blieb vor ihm stehen.

„Herr v. Hardegg — ein Wort!"

„Komtesse befehlen?"

„Da ich durch Ihre Hoheit die Frau Fürstin von der Verhaftung der Diebin erfahren habe, ist es nutzlos, Versteckens mit mir zu spielen, also reden Sie offen und ehrlich."

Der Kammerjunker zuckte die Achseln. „Was soll ich Ihnen mitteilen, Komtesse, da Sie selbst eben erwähnten, daß Sie durch die Frau Fürstin von allem unterrichtet wurden?"

„Im allgemeinen ja, aber ich möchte Näheres erfahren."

„Und ich finde es bei weitem vernünftiger und ersprießlicher, Schweigen über eine so unliebsame Sache zu bewahren."

„Das will sagen, Ihre Lippen sind durch höheren Befehl versiegelt?"

„Nehmen wir an, dem wäre so."

„Und Sie könnten wirklich gehorchen?"

„In dem Falle würde ich nur meine Pflicht thun."

„O natürlich, Herrendienst geht allem vor — was ist Freundschaft dagegen, eine Bürde, die man abwirft, wenn sie lästig wird!"

„Käthe — Komtesse Westernburg, Sie thun mir bitter unrecht. Wenn Sie wüßten! Aber vielleicht werden Sie es doch einmal erfahren, daß ein armer Mann, der nichts als sein Leben besaß, um es der — der Freundin zu weihen, dies Leben freudig für sie opferte. Jetzt muß ich Ihnen aber lebewohl sagen — der Dienst — ich bin zu Durchlaucht befohlen."

Er hatte sich nach flüchtiger Verneigung so schnell zurückgezogen, daß Käthe nicht die Zeit hatte, ihn über den Sinn seiner geheimnisvollen Worte zu fragen.

Sein Leben für sie opfern — er, Fritz Hardegg — das fehlte noch! Aber er hatte so ernst dabei ausgeschaut, und seine guten, treuherzigen Augen hatten sich mit zärtlichem Vorwurf auf sie gerichtet. Fridolin spielte nicht Komödie, dazu kannte sie ihn doch zu lange und zu gut. Auch körperlich war er herabgekommen, der arme Junge, blaß und hager geworden.

Käthes Herz begann plötzlich stark zu klopfen. War's möglich, würde die fatale Halsbandgeschichte, die ihr schon so manche schlaflose Nacht bereitet, noch Aergeres im Gefolge haben?

Immer ängstlicher pochte das Herz der kleinen Komtesse. O, wer sich einmal nur recht tüchtig ausweinen konnte! Das müßte ein Trost sein. Aber Thränen sind ein Luxus bei Hofe, und es giebt so selten Gelegenheit, sie unbekrittelt vergießen zu können.

Der arme Fritz! Natürlich galt ihre Sorge nur dem Jugendgespielen, sie waren so gute Freunde gewesen! Von Liebe hatte keines gesprochen, und sie dachte jetzt schon gar nicht an solche Gefühlsüberschwenglichkeit, wo es vor allem galt, zu helfen. Um dazu im stande zu sein, mußte sie vor allem klar sehen. Aber wie dies anstellen? Kein Zweifel, daß Fritz ihr ausweichen würde, denn sein Rückzug vorhin war förmlich fluchtartig gewesen. Sie mußte eben versuchen, ihn zu überlisten und eine Aussprache zu erzwingen. Dazu war die Orangerie der beste Ort. Gewohnheitsgemäß nahm Fridolin seinen Weg durch dieselbe; es war auch der kürzeste Weg, um aus den Gemächern des Fürsten zu seiner Wohnung im Schlosse zu gelangen.

Käthe hielt ein Buch in Händen, das Fräulein v. Nienburg ihr geliehen hatte. Sie war in der Absicht hierher gekommen, ein Stündchen in dem spannenden Roman zu lesen. Die Bank dort hinter der dichten Epheuwand nahe den großen Glasfenstern war am besten dazu geeignet.

Auch heute ließ das junge Mädchen sich dort nieder. Aber das Schicksal des Liebespärchens, von dem der Roman handelte, war Käthe plötzlich sehr gleichgültig geworden, gespannt lauschte sie nach der zweiten inneren Thür hin, zu der fünf Stufen hinaufführten. Sie öffnete sich auf einen schmalen Gang. Die Schloßdienerschaft benützte diesen Weg nicht, der lediglich den hohen Herrschaften oder den Hofstaaten vorbehalten war.

Endlich Schritte — aber auch Stimmgeräusch. Ihre Hoffnung sollte getäuscht werden, Fritz Hardegg war nicht allein.

Käthe duckte sich zusammen wie ein Häschen unter Kohlblättern, um zu sehen, aber nicht gesehen zu werden.

Sie erkannte des Fürsten Stimme, die gedämpft zu ihr herüberklang, doch konnte sie keines seiner Worte verstehen. Da sagte Fridolin: „Durchlaucht dürfen ohne Sorge sein, was irgend möglich ist, soll geschehen. Diesmal werde ich gewiß keinen dummen Streich machen."

„Hm," versetzte der Fürst, nun auch etwas lauter, „wollen's hoffen. Hast du Feuerzeug bei dir, ich will eine Cigarette rauchen, die Luft ist angenehm hier. Mir scheint, wir sind allein, siehst du keinen der Gärtnerburschen?"

„Nein, Durchlaucht."

„Also morgen abend um neuneinhalb träfe die Person mit dem fahrplanmäßigen Zuge von Berlin hier ein. Sollte das der Fall sein, würde der Diebstahlsprozeß sich dann bald genug vor meinen guten Thorburger Spießern und den skandallüsternen Granden meines Hofes abspielen. So lächerlich die Geschichte aussieht, so wenig ist sie zum Lachen."

„Gewiß nicht, Durchlaucht, mir am allerwenigsten, da sie mich Ehre und Leben kosten kann!"

„Leugne nur nicht, daß du in die kleine Westernburg verliebt bist, mein Sohn!"

Der Kammerjunker murmelte etwas für die Lauscherin Unverständliches. Die Herren schritten jetzt den Hauptgang entlang, sprachen auch leiser, nur als sie wiederkehrten, vernahm Käthe einiges von „opfern" und „teurer als mein Leben". Fridolins Stimme schien zu zittern, und wie blaß, wie verstört sah der arme Junge dabei aus. Sie konnte das deutlich sehen, wenn sie die Epheublätter ein wenig zurückbog.

Ganz hingerissen vor Rührung, Angst und zugleich Glücksgefühl, sich geliebt zu wissen, hörte Käthe noch auf die sonore Stimme des Fürsten.

„Mut, mein Sohn, es wird den Hals nicht kosten!" Dann gingen beide der großen Ausgangsthür zu.

Wie spöttisch das geklungen hatte: den Hals nicht kosten! Ein schöner Trost, schließlich hat auch ein fürstlicher Kammerjunker nur einen Hals zu verlieren!

Das Blut stieg ihr ins Gesicht. Da ging die Thür nach dem Garten, sie blinzelte wieder ein wenig und sah Hardegg mit tiefer Verneigung sich verabschieden, der Fürst wandte sich und kehrte langsam zurück.

Also Fritz, der Gute, Edle, sollte geopfert werden. Ehre und Leben — hatte er das nicht gesagt vorhin? — wollte er freudig hingeben. So sanftmütig war sie nicht geartet, Käthe Westernburg besaß keine Lammsnatur. Emporschnellend verließ sie ihr Versteck und stand in zwei Sätzen vor dem Fürsten, ihm den Weg zur kleinen Treppe geradezu abschneidend.

Albrecht VII. war höchlich überrascht und nicht eben angenehm berührt, deshalb fragte er in etwas scharfem Tone: „Sie hier, Komtesse? Geschah das absichtlich, um mein Gespräch mit Hardegg zu belauschen?"

„Nicht absichtlich, Durchlaucht, aber gehört habe ich leider genug davon, um mit der größten Sorge erfüllt zu sein."

„Beruhigen Sie sich, vielleicht wird alles besser, als anfangs zu fürchten war."

„Das ist ein schwacher Trost. Nach den Worten, die Fritz Hardegg gesprochen — auch vorhin zu mir — muß ich für sein Leben zittern!"

„Ah, so steht's? Sie zittern für ihn und er für Sie — da ist der Schluß leicht zu ziehen," meinte spöttisch lächelnd der Fürst.

Doch weit entfernt, durch die leichte, fast scherzhafte Weise, womit der hohe Herr eine so ernste Sache behandelte, beruhigt zu werden, begann Käthe mit einer Stimme, in der unterdrücktes Schluchzen zitterte: „Durchlaucht wollen mir keinen Trost, keine Beruhigung geben, das Schicksal meines Jugendfreundes betreffend, der dieser schrecklichen Geschichte zum Opfer fallen soll?"

„Aber Kind, so nehmen Sie doch Vernunft an, Sie blicken mich beinahe drohend an, als ob ich es sei, der Ihren lieben Fridolin in den Tod schicke. Da muß ich Ihnen denn doch sagen, daß seine etwas pathetischen Redewendungen von Ehre und Leben außer Bezug mit meinem Dienste stehen, sondern einem kleinen, unvorsichtigen Mädchen gelten, das er nicht kompromittiert sehen wollte. Nun hat er sich zu dem Zweck in gewagte Aussagen verstrickt."

„O, mein Gott!"

„Weinen Sie nur nicht etwa! Es fehlte uns noch, daß irgend jemand — zum Beispiel Gräfin Kyritz — Sie so sähe, im Zwiegespräch mit mir."

„Ich flehe Durchlaucht an, Fritz Hardegg auch gegen dessen Willen zu retten! Sie haben die Macht dazu und dürfen ihn sogar einsperren lassen, wenn es sein muß. Wenn ich nur erst wüßte, um was es sich eigentlich handelt!"

„Sie scheinen die energischen Maßregeln zu lieben, Komtesse, immerhin gefährlich! Und was das Wissen-

wollen anbetrifft, so ist das Nichtwissen für Sie im Augenblick das beste, glauben Sie mir das. Sollte es notwendig sein, werden Sie von allem unterrichtet werden."

„Dann wird es zu spät sein, Unheil zu verhüten. Lassen Euer Durchlaucht mich nicht in Verzweiflung scheiden!"

Käthe machte allen Ernstes Miene, einen Kniefall zu thun, welches Manöver Fürst Albrecht durch eine Rechtsschwenkung vereitelte. Jetzt weinte sie wirklich und rief schluchzend: „Niemand hat Mitleid mit mir — Männer sind grausam in ihrem Egoismus. O, warum wandte ich mich nicht lieber um Hilfe —" neues Schluchzen erstickte den Schlußsatz.

„In der That, eine leidenschaftliche kleine Person. — Armer Fridolin!" Die Stufen waren genommen, die Thür geöffnet, und jetzt schloß sie sich hinter dem Fürsten, und er kehrte hastig ausschreitend in seine Gemächer zurück, als fürchte er, von dem kleinen Hoffräulein verfolgt zu werden.

„Also die Männer sind egoistisch und grausam — bravo! Wer diesem jungen Dinge das in den Kopf gesetzt hat! Und was murmelte sie denn da noch zuletzt: warum sie sich nicht lieber gleich um Hilfe an — ja, an wen? — gewendet habe? Sie wird doch nicht den Zeisewitz ins Vertrauen ziehen wollen? Doch nein, das ist auch ein Mann — grausam, egoistisch — hm, die Kyritz sicher nicht, die ist ihr spinnefeind, und Adelheid Nienburg ist gänzlich einflußlos. — Teufel! Am Ende ist ihr der Einfall gekommen, die Fürstin um Hilfe anzurufen und ihr alles zu gestehen. Das wäre ja, um —"

8.

In ihrem Boudoir saß Fürstin Wilhelmine. Sie blickte zum Fenster hinaus und gähnte ein paarmal, denn die

Broschüre über die Notwendigkeit der Errichtung einer Suppenanstalt für Droschkenkutscher war ziemlich langweilig gewesen. Mochte die kleine Westernburg kommen, das Kind verstand zum mindesten durch sein natürliches Geplauder gelangweilte Leute zu erheitern.

Die Fürstin gab der alten Seltener den Befehl.

Und da kam auch schon die kleine Komtesse hereingeflogen — wie eine Bombe, hätte man sagen können. Der krause Lockenkopf war etikettenwidrig zerzaust, und noch etikettenwidriger war die Art, wie sie sich verbeugte, so tief, daß sie auf den Fußschemel der Fürstin zu sitzen, oder richtiger ausgedrückt, zu knieen kam. Da blieb sie auch liegen, um nach einem tiefen Seufzer als Einleitung einen ganzen Springquell von Selbstanklagen und Bitten hervorzusprudeln.

Die hohe Frau, starr vor Staunen, ließ anfangs diesen Wortschwall über sich ergehen, wie einen Platzregen, dem man schirm- und schutzlos gegenübersteht. Sie verstand kein Wort von der ganzen Geschichte, die, wie gesagt, von Selbstanklagen und Reueversicherungen strotzte, von dem verhängnisvollen Perlenhalsband, dem Diebstahl und am meisten von Fritz Hardegg handelte, der bereit sein sollte, Ehre und Leben zu opfern.

Endlich schwieg die hübsche Bittstellerin erschöpft, und dieser Augenblick erschien der Fürstin günstig, einige Fragen zu stellen und zu ruhigerer Berichterstattung zu ermahnen, als Frau Seltener die Portiere zurückzog und gleich darauf Fürst Albrecht bei seiner Gemahlin eintrat.

„Verzeihe, liebe Wilhelmine, daß ich mich nicht erst bei dir ansagen ließ, ich wollte dir gleich die eben erfahrenen Neuigkeiten, betreffend den Schmuckdiebstahl, der dich so interessiert, mitteilen. Aber siehe da, wen haben wir denn hier? Ah, Sie sind es, Komtesse Westernburg, und in knieender Stellung zu den Füßen der Fürstin?

Das sagt mir, daß hier eine Beichte stattgehabt hat, und eine kleine Reuige Verzeihung erfleht. Nun, ich hielt mein Wort und würde euch nicht verraten haben, Sie und Ihren Freund Fridolin. Da Sie es jedoch heute vorgezogen, selbst zu reden, ein Zeugnis Ihrer Gewissenhaftigkeit, wird Ihnen um so eher Vergebung werden."

„Vergebung," sagte die Fürstin ganz erstaunt, „ich bin nämlich noch ganz im Dunkeln darüber, um was es sich eigentlich handelt."

„So werde ich dich in wenig Worten aufklären."

Käthe hob den Kopf, am liebsten hätte sie dagegen protestiert, denn des Fürsten Dazwischenkunft kam ihr sehr ungelegen. Bei aller Gutmütigkeit aber konnte Albrecht VII. in seinem Auftreten sehr gebietend und bestimmt sein, und ein Blick traf jetzt die kleine Komtesse, daß sie eingeschüchtert schwieg.

„Zu allererst mußt du wissen," fuhr der Fürst zu seiner Gemahlin gewendet fort, „daß dein jüngstes Hoffräulein und mein wenig älterer Kammerjunker Fritz v. Hardegg, genannt Fridolin, ein aus eigener Machtvollkommenheit verlobtes Paar sind."

„Ah!" Das klang mehr erstaunt als zustimmend aus dem Munde der hohen Frau, und der krause Kopf Käthes senkte sich noch tiefer.

„Ja, ein Brautpaar, und als solches haben sie sich natürlich allerlei wichtige und unwichtige Familienereignisse aus halbvergangener Zeit mitgeteilt. In diesen Erzählungen hat dann die Geschichte eines Halsbandes, das Gräfin Sabine nebst anderen Schmucksachen dem Stift Herzfeld als Legat zugewendet und entgegen den Familientraditionen der letzten Westernburg entzogen hat, eine große Rolle gespielt. Und als Fritz v. Hardegg das bewußte Halsband an deinem Geburtstage zuerst erblickte, so glaubte er darin das Westernburgsche Familienkleinod zu erblicken.

Selbstredend interessierte mich die Sache, und als Hardegg die Bitte an mich richtete, seiner Auserkorenen den Schmuck zeigen zu dürfen, willigte ich gern ein und nahm mir vor, dir denselben später mit den Rosen zu überreichen. Meinem verliebten Kammerjunker gelang es denn auch bald, seine Flamme im Park zu treffen und ihr das Halsband in seinem blauen Plüschetui einzuhändigen. Das Vernünftigste wäre nun freilich gewesen, den Schmuck nach flüchtiger Besichtigung sogleich zurückzugeben; aber Fridolin erzählte mir, daß man sie gestört, und die Komtesse das Etui mit hinaufgenommen habe, um den Schmuck dort in Ruhe zu betrachten. Jedenfalls auch, um ihn einmal anzulegen — man kennt die liebe Eitelkeit junger Damen!"

Der Fürst holte Atem. So viel hintereinander hatte er lange nicht gesprochen, die Rede zur Eröffnung des Landtags würde schwerlich so lang ausfallen.

„Nun?" fragte die Fürstin gespannt, als ihr Gemahl schwieg und sich bei der roten Ampel, die von der Zimmerdecke herabhing, Rats zu erholen schien. Er war just an einen heiklen Punkt gelangt, der eine Erklärung heischte, die nicht so leicht zu geben war: warum die Komtesse den Schmuck nicht gleich wieder zurückgestellt hatte.

Das beste war sicherlich, selbst den Unwissenden zu spielen. Er zuckte daher die Achseln und meinte hingeworfen: „Wahrscheinlich hat das Fräulein über dem eigenen Ballputz vergessen, dem Kammerjunker den Schmuck wieder zu schicken, vielleicht das Etui auch unter ihren Spitzen und Blumen verkramt — was weiß ich! Kurzum, als ich zu Hardegg sandte, gestand er mir in großer Verlegenheit, daß er den Schmuck noch nicht zurückerhalten habe. Ich gebot ihm nun, sich sofort zu der Komtesse zu verfügen; da aber der schüchtern Liebende nicht den Mut fand, sich direkt zu seiner Angebeteten zu begeben, hat er

Zeit verloren, in der Hoffnung, sie da oder dort zufällig zu treffen, hat auch noch ein Liebesbriefchen geschrieben, um zuletzt doch gerade zu der allerunpassendsten Stunde an ihre Thüre zu pochen, nämlich als die Komtesse sich bereits bei der Toilette befand und zwar unter den Händen der Reifenhagen, der du gestattet hattest, dabei zu helfen. Heimlich Liebende wollen nun nie ihre Beziehungen zu einander merken lassen, und daher fürchtete unsere kleine Westernburg, sich den Späheraugen der Reifenhagen zu verraten, wenn sie durch sie dem Kammerjunker das Schmuckétui aushändigen ließ. Sie kam deshalb auf den närrischen Einfall, dem Hardegg zu schreiben, daß sie zwar, erschreckt über ihre Nachlässigkeit, ihm im Augenblick den Schmuck, unter den Argusaugen der Reifenhagen nicht zurückgeben könne, aber sie werde selben sogleich nach deren Entfernung, und nachdem auch sie sich zur Frau Fürstin begeben, in die offene Lade ihres Garderobenschrankes im unverschlossenen Vorgemach stellen und ihr Mädchen fortschicken. Um acht Uhr möge er kommen, um den Schmuck, ohne das mindeste Aufsehen zu erregen, abzuholen. Habe ich nicht ein gutes Gedächtnis, Komtesse, war's nicht so?"

„Genau so, Durchlaucht. Es mag ja thöricht gewesen sein, aber zu meiner Entschuldigung muß ich anführen, daß ich Ihrer Hoheit Kammerfrau doch nicht für eine Diebin halten, auch nicht ahnen konnte, daß die freche Person meinen Brief erbrechen und lesen werde!"

„Ja, das hat sie allerdings gethan und das Etui, nach den genauen Ortsangaben der Komtesse, auch sofort gefunden. Als dann gleich darauf der gute Hardegg erschien, war das Nest bereits ausgenommen, und er vermochte nichts weiter zu thun, als eine große Verwüstung unter dem Spitzenkram seiner Erkorenen anzurichten. Voll tödlicher Angst kehrte der arme Bursche zu mir zurück, um mir die unangenehme Neuigkeit zu verkünden. Später

beschwor er mich in seinem und im Namen seiner Verlobten, dir, teuerste Wilhelmine, doch ja den wirklichen Zusammenhang zu verheimlichen —"

„Warum das?" fragte die Fürstin mit einem Hauch wiederkehrenden Mißtrauens.

„Weil das junge Paar deine Ungnade fürchtete und doch just deine Wohlgewogenheit am meisten ersehnt — einer gewissen Pachtung wegen, die du auf deinem Gute Waltersdorf zu vergeben hast. Daß diese ihnen zu teil werde, war die Zukunftshoffnung unserer Verliebten. Hardegg besitzt ganz nette Kenntnisse in der Landwirtschaft, um mit Erfolg eine solche Verwaltung übernehmen zu können, und dein jüngstes Hoffräulein würde keine üble Figur als Landwirtin spielen."

„Nun, wir werden das überlegen," meinte gedehnt die hohe Frau, „vorläufig scheint mir das Paar für so ernste Lebensziele noch zu jung zu sein."

Käthe Westernburg hätte nie gedacht, daß das Jungsein auch Unangenehmes haben könne. Also solche Pläne hatte der gute Fridolin schon ausgesonnen? Wie lieb mußte er sie haben! Freilich, vorläufig schien wenig Aussicht zur Erfüllung vorhanden, denn die Fürstin war ersichtlich unangenehm durch die Eröffnungen berührt, das klang aus ihrer Stimme heraus, als sie zu Käthe sagte: „Stehen Sie auf, mein Kind, Sie hätten besser gethan, gleich zu sprechen. Solche Geheimniskrämerei ist mir zuwider."

„Hoheit — meine tiefe Reue — darf ich auf Vergebung hoffen?"

Die Kinderaugen Käthes blickten zagend und doch wieder zuversichtlich zu ihr auf, so daß die hohe Frau sich gerührt fühlte. Nein, da war kein Falsch, solche Augen trügen nicht! In gütigerem Tone setzte sie daher hinzu: „Die ausgestandene Angst war Strafe genug. Deshalb sei Ihnen vergeben. Und nun gehen Sie, Kind, und be-

ruhigen Sie sich, es wird auch Ihrem Fridolin nichts geschehen, für den Sie zu fürchten scheinen."

Die Fürstin hätte eigentlich noch gerne gewußt, welche Gefahr Fritz v. Hardegg drohe und warum es ihm um „Ehre und Leben" gehe, aber sie fürchtete, das junge, exaltierte Geschöpf noch mehr zu erregen und stellte später eine diesbezügliche Frage an ihren Gemahl, der dieselbe auch — wenn nicht ganz wahrheitsgemäß — so doch beantwortete, wie es ihm paßte.

Dann kam Fürst Albrecht VII. auf den Zweck seines Kommens zurück und erzählte, daß die Diebin morgen in Thorburg eintreffen werde, fügte auch hinzu, daß Käthe Westernburg das Halsband wirklich als das von ihrer Tante dem Stift Herzfeld vererbte erkannt, und der Juwelier es zugestanden habe.

So lange waren, im traulichen Geplauder, die Gatten seit Jahr und Tag nicht beisammen gewesen, und als später der Fürst seinen gewöhnlichen Spazierritt machte, klopfte er seinem Pferde den schlanken Hals und murmelte zufrieden lächelnd: „Ja, ja, mein gutes Tier, der Mann hatte wohl in seiner Weise recht, der da sagte: Lebenskunst sei, die Dinge zu nehmen, wie Gott sie schickt, und sie gehen zu lassen, wie der Teufel sie treibt; — aber zuweilen ist es noch besser, seinen Verstand anzustrengen und die Sachen selbst in die Hand zu nehmen."

— — — — — — — — — — — —

Fritz v. Hardegg war plötzlich erkrankt — ein Fieberanfall, hieß es. Der Arzt habe vollständige Ruhe geboten, deshalb wurden auch alle Besuche abgewiesen. Glücklicherweise ging das Uebel so schnell vorüber, wie es gekommen war, denn am dritten Tage schon meldete sich der Kammerjunker wieder zum Dienst.

Und in der Zwischenzeit mußte es auch der Beredsamkeit des Fürsten gelungen sein, der Gemahlin klar zu

machen, daß zwei so junge Leutchen, wie Käthe Westernburg und Fritz v. Hardegg, nicht recht an ihren soliden Hof paßten, wo die übrigen Hofstaaten mehr weniger aus Invaliden zusammengesetzt seien.

Wenn man bedenke, welche Unruhe und Verwirrung diese kleine Komtesse und der verliebte Kammerjunker die Zeit her der Halsbandgeschichte wegen in dem friedlichen Thorburg angerichtet, dann sei es förmlich wünschenswert, das Pärchen aufs Land zu schicken. Da möge es zusehen, wie es miteinander fertig werde.

Wie glückselig waren Käthe und Fridolin bei der Aussicht auf solche Verbannung vom Hofe!

Die Verlobung der beiden fand statt und machte großes Aufsehen, obgleich es manche gab — unter ihnen Nr. 10 — welche das Ereignis mit Falbscher Sicherheit vorausgesagt haben wollten.

Und als ob des Brautpaares Glück durch nichts getrübt werden solle, war die völlig unerwartete Nachricht eingetroffen, daß auf der Station Siegersdorf, zwei Meilen von Thorburg entfernt, es Helene Reifenhagen gelungen sei, die Wachsamkeit des sie hütenden Polizeibeamten zu täuschen und das Weite zu suchen.

Die Person mußte es wirklich schlau angestellt haben, denn es war keine Spur von ihr zu entdecken, sie war und blieb verschwunden — trotz eifriger Bemühungen der zuständigen Behörde — wie es im Polizeibericht der Thorburger Landeszeitung hieß.

Ein weitgereister Thorburger Staatsbürger behauptete übrigens einige Jahre danach, daß er die ehemalige Kammerfrau Ihrer Hoheit in New York gesehen und erkannt habe, und zwar als Wirtin eines Logierhauses.

Nur gut, daß die schlechte Person, der es, alles in allem genommen, noch merkwürdig gut ergangen war, das Perlenhalsband nicht hatte in die Neue Welt entführen

können, denn sonst hätte Käthe Westernburg an ihrem Hochzeitstage es nicht als Brautgeschenk der Fürstin Wilhelmine um den Hals tragen können, und das wäre doch schade gewesen.

Die kleine Komtesse sah damit übrigens so reizend und verführerisch aus, daß die Möglichkeit neuer Verwickelungen am Thorburger Hofe von kompetenter Seite prophezeit wurde.

Deshalb war es gut, daß die beiden Leutchen fortan fern von Thorburg auf ihrer Pachtung leben wollten.

Ob Baron Zeisewitz dem Beispiel des Kammerjunkers folgen wird? Darauf ist man in Thorburg sehr gespannt, am meisten natürlich Fräulein v. Nienburg. Aussicht ist vorhanden, der lange Adjutant hat nämlich erklärt, daß er sich erst bei der Wiederkehr seines Hüftwehs ins Ehejoch beugen wolle, und das wird ja nicht allzulange auf sich warten lassen.

Am grünen Neckar.

Schwäbische Wanderbilder. Von **Max Elmfeld.**

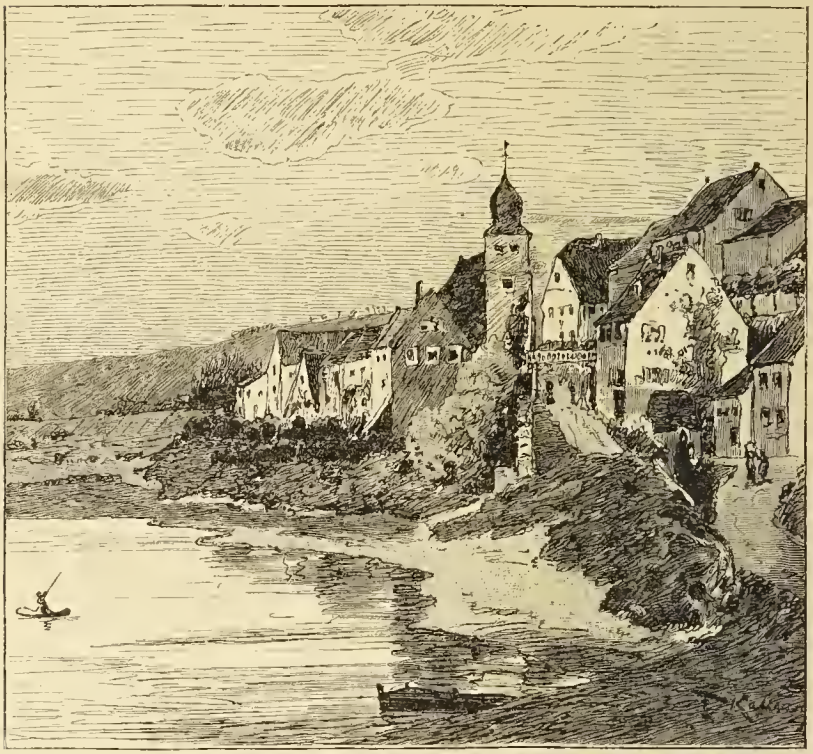
Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Das Neckarthal, dessen anmutige Ufer unaufhörlich wechselnde Landschaftsbilder bieten, die wie am Rhein durch Sage und Geschichte einen anziehenden Hintergrund haben, beginnt von Heilbronn abwärts seine größte Schönheit zu entfalten. Die kleine Strecke von Heilbronn nach Jagstfeld oder Jaxtfeld am rechten Ufer legt der Reisende in wenigen Minuten mit der Bahn zurück.

Man passiert auf dieser Strecke zunächst die Oberamtsstadt Neckarsulm am Einfluß der Sulm in den Neckar, mit einem ehemaligen Deutschordensschloß und bedeutendem Weinbau; dann die Station Kochendorf, am Einfluß des Kocher in den Neckar, und hierauf das zur Gemeinde Jagstfeld gehörige Friedrichshall mit bedeutender, 1818 angelegter Saline und einem Steinsalzbergwerk mit Soolbad. Hier wurden jährlich gegen 100 000 metrische Zentner Siedesalz und eine halbe Million metrischer Zentner Steinsalz erzeugt. Sechsunddreißig Jahre hindurch gewährte dieses Steinsalzwerk einer großen Anzahl von Arbeitern (zuletzt gegen 150) lohnenden Verdienst und dem Staate Württemberg ein reiches Einkommen, bis am Morgen des

15. September 1895 ganz unerwartet in den Schacht Friedrichshall ungeheure Wassermassen unter erdbebenähnlichen Begleiterscheinungen eindrangen, so daß ein großer Teil des alten Steinsalzschachtes einstürzte und ein Weiterbetrieb unmöglich gemacht wurde. Der württembergische



Jagstfeld am Neckar.

Landtag hat genehmigt, einen Betrag bis zu 1 500 000 Mark zur Erschließung eines neuen Steinsalzbergwerks aufzuwenden. Dieser neue Schacht soll auf der Kochendorfer Gemarkung gegenüber dem Bahnhof erbaut und außerdem eine von dieser Anlage bis zur Salzmühle führende und mit der Linie Kochendorf-Jagstfeld ungefähr parallel laufende Salzbahn angelegt werden.

Jagstfeld, an der Mündung der Jagst in den Neckar

gelegen, wo rechts die Bahn abzweigt, welche über Osterburken die Verbindung mit Würzburg herstellt, hat ebenfalls ein besuchtes Soolbad. Wenn man auf der Baderrasse unmittelbar am Neckar sitzt, auf der im letzten Sommer seines Lebens Ludwig Uhland (gest. 1862) so gern weilte, so genießt man einen wunderschönen Ausblick auf die am anderen Ufer liegenden Orte Wimpfen im Thal und die auf einem Berggrat erbaute ehemalige

Wimpfen im Thal mit der Stiftskirche.

deutsche Reichsstadt Wimpfen am Berg mit ihren Türmen und Zinnen.

Der von Heilbronn her nordwärts strömende Neckar macht bei Jagstfeld einen weiten Bogen nach Westen hin. Die Bahn setzt auf einer Brücke von fünf Bogen mit je 34 Meter Spannweite über den Fluß und erreicht zunächst das vorhin genannte Dorf Wimpfen im Thal, das — wie Wimpfen am Berg — eine hessen-darmstädtische Enklave ist. Wimpfen im Thal hat ein Soolbad, Mathildenbad, von dem man einen Flächenraum von gegen 24 Quadratmeilen überschauen kann. Unter uns strömt der grüne Neckar in zahlreichen Windungen, die man westlich bis Heinsheim, östlich bis Jagsthausen verfolgen kann; überall

sind seine Ufer mit blühenden Ortschaften und stattlichen Schlössern besäet, während vor uns in nördlicher Richtung sich grüne Wiesen und fruchtbare Felder, mit Dörfern und Waldungen wechselnd, hinziehen, so weit das Auge reicht.

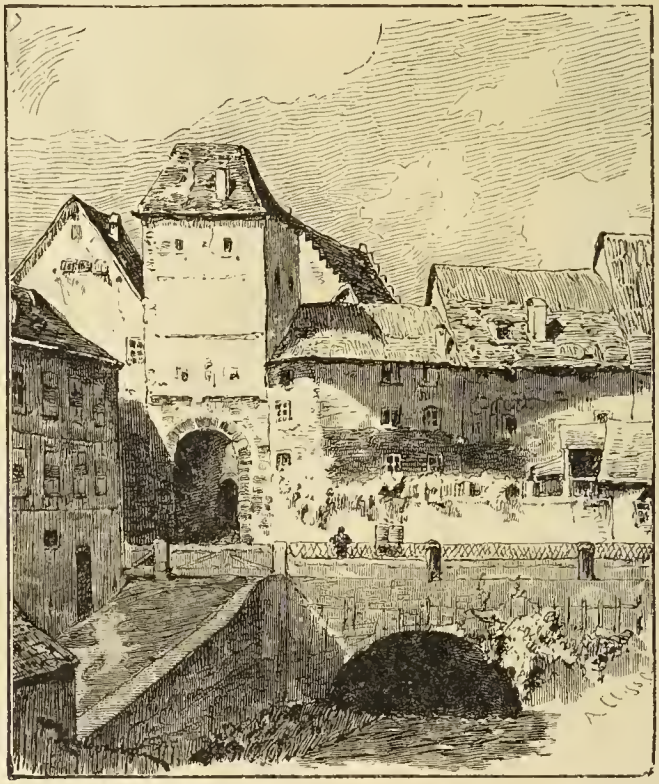
Wimpfen im Thal hat ferner eine schöne gotische Liebfrauenkapelle und die berühmte, unter hohen Linden stehende Stiftskirche im Thal. Von 1262 bis 1278 baute an zwei älteren Westtürmen ein aus Paris gekommener Baumeister in französischem, das ist gotischem Stile das heute noch stehende herrliche Münster, das ein Kenner wie Professor Eduard Paulus in Stuttgart für eines der schönsten und reinsten gotischen Bauwerke weit und breit erklärt hat.

Man kann nach seiner Versicherung an dieser Stiftskirche die gotische Baukunst studieren, wie kaum anderwärts. „Außen ist, wie so oft an späteren Werken, der Mauerkörper noch nicht aufgelöst in Stabwerk, Geästel, Blumen, Spitzen, Zacken und Zäckchen; in wenigen großen Massen gliedert sich der Bau, voll Ernst und Kraft. Die wagerechten Bänder sind noch stark in den tiefschattigen Hohlkehlen mit Reihen prachtvoller steinerner Blätter besetzt, und gürten den ganzen Bau fest zusammen. Die Strebepfeiler endigen in einem großen, von vier Säulen getragenen Baldachin, darin Steinbilder von Heiligen stehen. Auch die herrlich schlanken Spitzbogenfenster haben noch kräftiges Maßwerk; zierliche, schön kapitellierte Säulchen stehen vor den Fensterpfosten und bringen, in den Spitzbogenfeldern als Rundstäbe umhergehend, die beste Ueber- und Unterordnung in die Maßwerke.

Fast allzu reich als Schaustück behandelt ist die Schauseite, die sich an der südlichen Giebelseite des Querschiffes befindet und auf das reichste mit Figurenschmuck ausgestattet ist. Die Baldachine über den Heiligen, niedrige, abenteuerliche, festungsartige Aufbauten, Städte im

Wimpfen am Berg.

kleinen, stehen eigentümlich befangen zwischen den anderen, meist hochentwickelten Formen. Die Heiligenfiguren zeigen noch Spuren von Bemalung, ihre Gewandung ist einfach, groß und trefflich, ihre Gesichter sind von herbem



Das Thor von Wimpfen am Berg.

Ausdruck, sind wie geschnitzelt und haben lächelnd hinaufgezogene Mundwinkel.

Der wahrhaft entzückende Eindruck des Inneren beruht neben den schönen Verhältnissen auf der ganz gesetzmäßigen Durchführung des Grundgedankens der vollkommenen Ueber- und Unterordnung der einzelnen Teile. Gleich hoch, und noch einmal so hoch als die Seitenschiffe, ziehen Oberschiff, Querschiff und Chorbau hin; aus starken, vielgegliederten Pfeilern schießen die Gewölberippen auf, die in Schluß-

steinen mit Blattkränzen von wundervoller Schönheit zusammenstrahlen. Zum Allerschönsten gehören die zwei Seitenkapellen oder Nebenchöre; der südliche hat noch die

Das „Nürnberger Türmle“ in Wimpfen.

alten gemalten Fenster. Wie vollendet schön ist doch diese Bauweise, wie keusch und edel, innig und fromm! Im Hauptchor stehen ernste große Heiligengestalten auf Konsolen umher. Darunter sind prächtige in Holz geschnitzte Chorstühle; die Rücklehnen mit Teppichmustern, an den

Seitenlehnen hocken merkwürdige Ungetüme: Affen, Vögel, Drachen, Hunde.“ Nicht minder schön und kunstgeschichtlich hervorragend ist der aus der gleichen Zeit stammende Kreuzgang neben dem Münster.

Zwischen Wimpfen im Thal und Wimpfen am Berg liegen die ansehnlichen Gebäude der ergiebigen Saline Ludwigshall.

Wimpfen am Berg, die alte deutsche Kaiser- und Reichsstadt, bietet dem Natur- und Altertumsfreunde so viel des Schönen und Interessanten, daß sich ein längeres Verweilen in hohem Grade lohnt. Die Stadt gehört zur hessischen Provinz Starkenburg, zum Kreise Heppenheim, und liegt, vom Hauptteile des Landes getrennt, zwischen württembergischem und badischem Gebiet — wie schon bemerkt — auf einer Anhöhe am Neckar, schräg der Einmündung der Jagst gegenüber.

Der Ursprung des Ortes wird auf die Römerzeit zurückgeführt; damals soll er Cornelia geheißen haben. Man hat drei römische Denksteine bei Wimpfen gefunden, desgleichen Münzen, die von den ersten Kaisern bis auf Gratianus (375 bis 383) gehen. In der ganzen Umgegend stößt man bei tieferem Graben auf die Grundmauern römischer Gehöfte und Villen. In der fränkischen Zeit gehörte der Ort dem Bischof von Worms; als die Hunnen in Deutschland einbrachen, wurde auch Wimpfen trotz tapferer Gegenwehr von ihnen erstürmt und völlig verwüstet. Alle Nachbarn hatten sich in den Schutz der städtischen Umwallung geflüchtet und verbanden sich mit den Bürgern zur Verteidigung. Die Hunnen aber setzten der Stadt gewaltig zu; sie lagerten sich, wie der Chronist vermeldet, dicht vor der Stadtmauer, die sie mit Sturmböcken und anderen Kriegsgeräten berannten, während sie sich selber gegen die Geschosse der Belagerten unter ihren Schilden und Sturmdächern schützten. „Doch leisteten ihnen

die Armbrustschützen und Schleuderer männlichen Widerstand. Nachdem nun die Hunnen verschiedene Geschwader in Schlachtordnung gestellt, fielen sie gegen die Thore aus, griffen zugleich die schwachen Teile der Befestigung an,

Straße in Wimpfen mit der Stadtkirche.

zerschmetterten die Thore und drangen unter schrecklichem, hellem Geschrei, doch mit großem Verluste in die Stadt, trotz der heldenmütigsten Gegenwehr der Christen, die lieber sterben, als in der Heiden Dienstbarkeit geraten wollten. So wurden sie alle entleibt und erschlagen. —

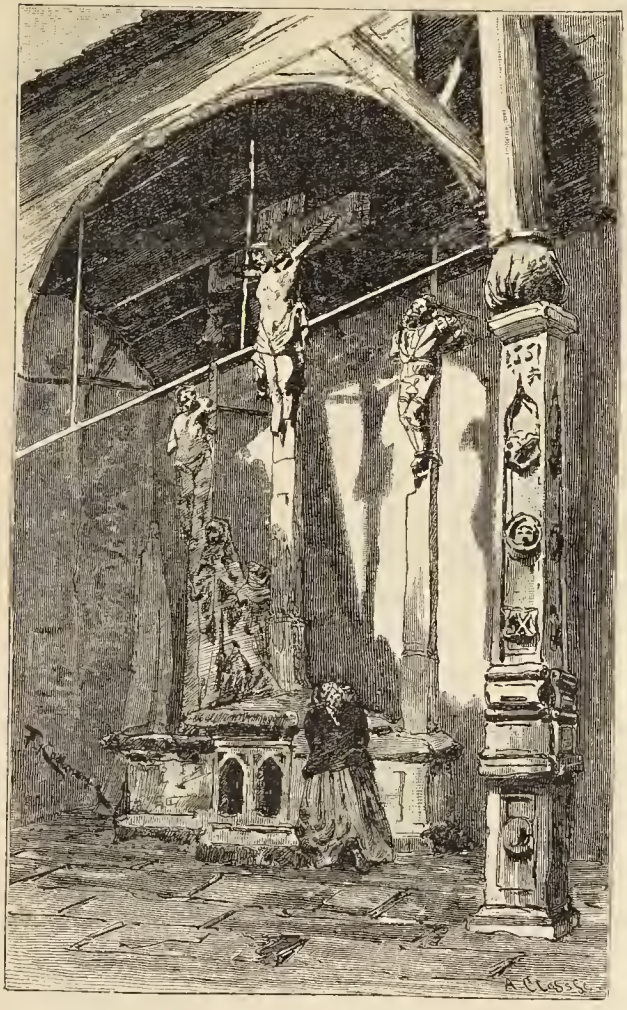
Danach zündeten die Hunnen die herrliche Stadt an, schleiften Schloß und Stadtmauer und zerstörten sie von Grund aus, wie einst Jerusalem geschah, da kein Stein auf dem anderen blieb."

Nur langsam erholte sich die Stadt wieder, und erst gegen das Ende der Hohenstaufenzeit ist eine selbständige Entwickelung des städtischen Lebens nachweisbar. Sehr oft weilten Kaiser Friedrich II. und sein Sohn, König Heinrich, in Wimpfen, das im 13. Jahrhundert die Vogtei als Reichslehen erwarb und im 14. Jahrhundert Reichsstadt wurde. 1331 trat es dem Schwäbischen Städtebunde bei; im 14. Jahrhundert erreichte es auch die größte Ausdehnung und Bevölkerungszahl.

Diese Blüte der stattlichen Neckarstadt wurde, gleich der fast aller deutschen Städte, in dem unseligen Dreißigjährigen Kriege vernichtet. Vor dem Kriege hatte man in der oberen Stadt 300 Bürger gezählt, nachher waren es nur noch 37, die sich kümmerlich in dem verarmten und nicht mehr wieder zu erkennenden Orte nährten. Vorher hatten die jährlichen Einnahmen der Stadt sich auf 16 000 bis 18 000 Gulden belaufen, während sie 1648 noch 4463 und 1661 gar nur 3827 Gulden ausmachten; Disteln und Dornen wuchsen nach Aussage der Chronik in allen Gassen.

Das Hauptereignis aus jener verhängnisvollen Periode war die Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622, in welcher der mit dem Mansfelder verbündete Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach durch Tilly, der sich mit den Spaniern unter Cordova vereinigt hatte, eine furchtbare Niederlage erlitt. Magnus von Württemberg, der Bruder des regierenden Herzogs Johann Friedrich, verlor in jenem Treffen das Leben, in dem sich der junge Bernhard von Weimar die ersten Sporen verdiente. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dauerte das heiße

Ringen, und auf beiden Seiten rissen die Geschütze ganze Reihen nieder. Da flogen gegen Abend im markgräflichen Lager fünf Pulverwagen in die Luft und richteten eine entsetzliche Verheerung an, da einige hundert Pferde und Menschen durch die furchtbare Explosion getötet wurden. Das brachte die Entscheidung: Schreck und Verwirrung bemächtigte sich jetzt des badischen Heeres, und als Tilly nun die Wagenburg angriff, in welcher es wie in einem Pferch eingeschlossen stand, gewannen die Bayern den Sieg. Wohl leistete namentlich das badische „weiße Regiment" unter Oberst v. Helmstädt rühmlichen Widerstand, aber der Tag war verloren, und nur mit Mühe und Not entgingen der Markgraf Georg Friedrich und seine beiden Söhne der Gefangenschaft.



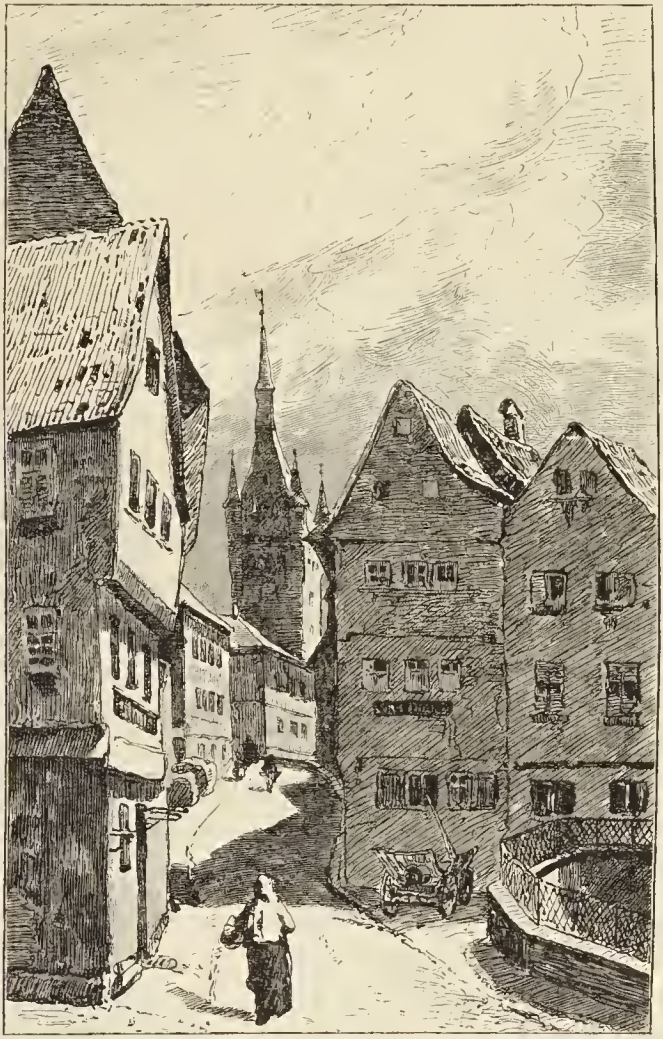
Kreuzigung auf dem Oelberg vor der Stadtkirche in Wimpfen.

Eine Ueberlieferung berichtet, die Leibwache des Markgrafen, vierhundert Pforzheimer Bürger unter ihrem Bürgermeister Berthold Deimling, hätten sich für ihn geopfert und den Flußübergang so lange verteidigt, bis er weit genug geflohen sei, wobei sie bis auf den letzten Mann den Heldentod gefunden hätten. Dies ist jedoch eine Sage, die nachweislich erst im 18. Jahrhundert entstanden ist und in vielen Punkten den beglaubigten Thatsachen widerspricht. So hat es zum Beispiel einen Bürgermeister Deimling von Pforzheim nie gegeben. Vielleicht ist die Erzählung dadurch entstanden, daß viele Pforzheimer in dem erwähnten „weißen Regimente" dienten, das sich so hervorthat.

Der Kern des markgräflichen Heeres blieb auf der Wahlstatt liegen, alles Geschütz und Gepäck fiel dem Feinde in die Hände. Georg Friedrich selbst sprengte nach der verlorenen Schlacht auf flüchtigem Roß bis zu dem Heilbronner Landturm, wo er erschöpft dem Zöllner zurief: „Gebt mir einen Trunk, ich bin der alte Markgraf!" Der Thorwart hatte aber keinen Wein und konnte ihm nur Wasser reichen. — Das Gebiet von Wimpfen beschränkte sich nur auf drei benachbarte Orte; doch behielt es seine Reichsfreiheit bis 1802, wo es an Baden fiel, welches es 1803 an Hessen vertauschte.

Betreten wir nun die Stadt durch das gewölbte Thor, an dem „Nürnberger Türmle" vorüber, so trifft das Auge überall auf Erinnerungen an die bewegte Vergangenheit des Ortes und auf malerische Holzgiebelhäuser, Türme und Mauern und verlassene Klosterhöfe. Besonders erwähnenswert ist unter den baulichen Sehenswürdigkeiten die schöne zweitürmige gotische Stadtkirche von 1492 mit neuerdings wiederhergestellten guten alten Wandgemälden und mit dem aus dem Jahre 1552 stammenden Oelberg vor ihrer Westseite.

Mitten in der Stadt ragt der blaue Turm mit seiner schlanken, von vier Erkertürmchen flankierten Spitze empor. Das Gegenstück zu ihm bildet der rote Turm beim Auf-



Straße in Wimpfen mit dem blauen Turm.

gange in die Stadt, dessen Unterbau wahrscheinlich noch römisch ist. Von der ehemaligen Pfalz der Hohenstaufenkaiser haben sich verschiedene ehrwürdige und schöne Reste erhalten. Sie erheben sich auf einem schattigen Abhange

gegen den Neckar hin auf der Stadtmauer: Doppelsäulen, die sich stark verjüngen, tragen in langer Reihe auf ihren Würfelknäufen steinerne, weit ausladende Aufsätze, auf denen die Rundbogen der schweren Quadermauern ruhen. Leider sind andere Reste in profanster Weise mit Scheunen und Viehställen vermauert. Auch die halb zertrümmerte Nikolauskapelle mit ihren Rundbogenfriesen hat einst zu der Kaiserpfalz gehört. Endlich muß auch noch die lange gotische Dominikanerkirche mit ihrem großen Kreuzgang erwähnt werden.

Wohin man auch den Fuß setzen mag in dieser alten Reichsstadt, die dem Wanderer so lebhaft die früheren Zeiten in das Gedächtnis zurückruft, überall ist sie, wozu auch viel ihre bergige Lage beiträgt, malerisch und anziehend — für den Kunstfreund nicht am wenigsten dadurch, daß man in den beiden Wimpfen am Berg und im Thal — nach dem Ausdrucke des obengenannten Forschers — die ganze Entwickelung der mittelalterlichen deutschen Baukunst durchleben kann. „Den herben, sogenannten frühromanischen Stil des 11. Jahrhunderts hat man an den Westtürmen der Thalkirche, die reiche kraftvolle Entfaltung des romanischen Stiles des 12. Jahrhunderts an den Trümmern des hohenstaufischen Kaiserpalastes.

Dann, fast wie durch ein Wunder hervorgerufen, steigt vor uns auf der von der rascher vorangeschrittenen französischen Kunst abhängige frühgotische Bau der Thalkirche. Wir sehen dann, wie dieser Stil mehr und mehr sich verdünnt und verflacht, wie Gliederungen und Ornamente sich ernüchtern, oder wie, namentlich gegen das Ende der gotischen Zeit, das Ornament auf eigene Faust überreich sich ausbreitet und die ernsten, großen Massen, jene Vertreter der Verhältnisse, der heiligen Maße der Baukunst, spielend umwebt und teilweise erdrückt. Ersteres können wir an den Kreuzgängen, letzteres an der Stadtkirche beob-

achten. Aber auch die deutsche Renaissance stellt in den malerisch aufsteigenden Gassen zierlich behagliche Wohn-

Die Dominikanerkirche in Wimpfen.

häuser uns vor Augen." Deutlich geht aber auch dem aufmerksamen Vergleicher die Erkenntnis auf, daß der

altromanische Rundbogenstil die eigentliche, volkstümliche deutsche Bauweise gewesen ist, in dessen markigen und klaren Formen sich der Volksgeist vollkommener aussprach, als in der luftigen, feingliederigen, sogenannten gotischen

Die Reste der Kaiserpfalz in Wimpfen.

Bauweise, die ursprünglich eine französische war. Der langjährige Uebergangsstil in Deutschland spricht am besten dafür, wie langsam nur die neue Bauweise Eingang zu finden vermochte.

Von Wimpfen am Berg flußabwärts ist das wunderschöne Neckarthal überreich an landschaftlichen Schönheiten, sowie an Burgen und altertümlichen Städtchen; leider

verläßt die Bahn von Heilbronn es schon bald hinter Wimpfen, um dann auf badischem Gebiet über Rappenau, Hoffenheim, Meckesheim und Neckargemünd Heidelberg zu erreichen.

Wer das Neckarthal ganz kennen lernen will, muß daher, da die Neckar-Dampfschiffahrt seit dem Jahre 1870 aufgehört hat, sich ein Segelboot oder ein eigenes Fuhrwerk mieten, falls er es nicht vorzieht, zu Fuße diese liebliche Gegend zu durchwandern, was sehr zu empfehlen ist. Die ganze Strecke beträgt etwa 90 Kilometer, und je näher man Heidelberg kommt, desto großartiger entfaltet sich die Natur. Der Fluß wird, etwa von Eberbach an, immer mächtiger, die Berge auf beiden Seiten höher und die landschaftlichen Bilder mannigfaltiger, bis wir endlich dort angelangt sind, wo der grüne Neckar aus den Bergen in die Ebene tritt, und die schönste Ruine Deutschlands, das Heidelberger Schloß, uns vom Berge herab grüßt.

Wie die Tiere ihre Jungen erziehen.

Naturgeschichtliche Skizze von **Th. Seelmann.**

(Nachdruck verboten.)

Wie den Menschen, so sind auch den Tieren gewisse Fähigkeiten angeboren, die sie sogleich zu verwerten wissen. Das Kind schreit, es spitzt die Lippen zum Saugen und es spreizt die Finger, wenn es einen Gegenstand ergreifen will. Aehnliche Vorkenntnisse besitzen die jungen Tiere. Dagegen müssen wir uns andere Kenntnisse erst durch Uebung erwerben, wobei die Erziehung in hervorragender Weise beteiligt ist. Auch im Tierreich ist die Pflege der Nachkommen mit der Ernährung allein nicht abgethan, sondern auch hier befleißigen sich die Eltern, durch Beispiel und Zwang die schlummernden Fähigkeiten ihrer Jungen zu wecken, damit sie schnell ihre Selbständigkeit erlangen und den Anforderungen des Lebens rechtzeitig gewachsen werden. Bei einzelnen Tierarten erstreckt sich die Erziehung nur über die allererste Jugendzeit, während bei anderen hinwieder die Unterrichtung des Nachwuchses anhaltend und sorgfältig geübt wird.

Im allgemeinen gilt der Sperling als ein gemütloser Geselle, der alles von der leichten Seite nimmt. Aber bedacht auf die Erziehung ihrer Nachkommen sind die Sperlingsmütter trotzdem. Hinter einem Schornstein

befindet sich das kunstlose Sperlingsnest. Die Jungen sind flügge geworden und sollen nun den ersten Ausflug in die Welt unternehmen. Aber noch sind sie zaghaft und wagen nicht, ihre Flügel zu gebrauchen. Die Alte sitzt vor dem Nest, schilpt und lockt und hüpft einige Schritte davon. Mit den Flügeln schlagend und ängstlich piepend verfolgen die Jungen das Treiben der Mutter. Als sie ihrem Ruf nicht folgen, kehrt sie nochmals zu dem Nest zurück. Wieder lockt und schilpt sie, dann fliegt sie plötzlich eine Strecke davon. Durch die Macht des Beispiels verführt, sind ihr die Jungen gefolgt. Nun sitzt die kleine Gesellschaft eifrig zwitschernd, als bespreche sie das große Wagnis, beisammen. Nach einer kleinen Ruhepause setzt die Mutter ihre Erziehungskünste fort. Sie hüpft einigemal hin und her und fliegt auf den Schornstein. Verwundert und neugierig zugleich betrachten die Jungen die Mutter auf ihrem erhabenen Standpunkt. Die Alte dreht und reckt das Köpfchen, stößt ein paar Locktöne aus — und das kräftigste und kühnste ihrer Kinder schwingt sich flatternd zu ihr auf. Lautes Gepiepse drückt die allgemeine Aufregung über den unerhörten Wagemut aus. Von neuem läßt die Mutter ihre mahnende Stimme vernehmen, und ein zweites und kurz darauf ein drittes Junges vollführt den Aufflug. Nur das Nesthäkchen ist noch zurückgeblieben. Aber endlich ermannt es sich auch, breitet die Flügel aus, erreicht jedoch nur die halbe Höhe des Schornsteins und fällt auf das Dach zurück. Im nächsten Augenblick sitzt die besorgte Mutter neben ihm. Mit tröstendem Gezwitscher beruhigt sie den kleinen Schwächling. Dann stößt sie einige schrille, ermunternde Töne aus und fliegt zum Schornstein auf. Der freundliche Zuspruch hat geholfen, auch das Nesthäkchen hat sich zum Schornstein aufgeschwungen. Das Hinabfliegen geht schon leichter von statten. Eins, zwei, drei Jungen flattern nach dem Bei-

spiel der Alten auf das Dach herab, und schließlich unternimmt auch das Sorgenkind den Abflug.

In gleicher Weise ermutigt die Sperlingsmutter ihre Jungen, ihr auf den Hof hinab zu folgen. Dort hüpft sie suchend herum und kehrt bald mit einem Stück Brot im Schnabel zurück. Piepend eilt die stets hungrige Schar auf den Leckerbissen zu, um ihn zu verschlingen. Doch damit ist die Mutter nicht einverstanden, sondern fliegt leichtbeschwingt zu dem Dach hinauf. Wollen die Jungen sich doch noch an der Brotrinde laben, so müssen sie notgedrungen der Alten folgen. Noch zaudern sie einen Augenblick, aber das Verlangen nach dem Leckerbissen ist zu groß, und, von der Freßlust getrieben, schwingen sich drei von ihnen schwirrend auf das Dach hinauf. Nur dem schwächlichen Nesthäkchen fehlt es noch an Mut. Um es anzuspornen, fliegt die Mutter wieder vom Dach herab. Sie läßt das Brotstück fallen, von dem das Sperlingskind sofort einige Krumen abpickt. Jetzt erfaßt die Alte wieder die Brotrinde, lockt in einigen langgezogenen Tönen und steigt in langsamem Flug zu dem Dach auf. Dieses Mal hat auch das Nesthäkchen alle seine Kräfte zusammengenommen und ist der Mutter gefolgt. Zur Belohnung erhält jetzt die lüsterne Schar den ersehnten Brotbissen. So setzt die Alte mehrere Tage hindurch ihre Erziehungskünste fort, bis endlich die Jungen flugsicher geworden sind und sich nun allein durchs Leben zu schlagen vermögen.

Nicht weniger Sorgfalt verwenden die Raubvögel auf die Erziehung ihrer Nachkommenschaft. Eine interessante Beobachtung hierüber konnte der unlängst verstorbene Vogelkenner Liebe an einem Wanderfalkenpaar, das sich in einem Feldgehölze des Elsterthales festgesetzt hatte, machen.

„Das Paar," schreibt er, „wurde bald der Schrecken für die im Gebiete heimischen Krähen. Ich besuchte fast

täglich die Gegend und sah nach acht Tagen, daß der eine Falke allabendlich in jenes Gehölz kam, eine Viertelstunde aufbäumte und dann von Zeit zu Zeit suchend über dem Thale auf und ab strich. Nach einiger Zeit kam auch das Weibchen ins Gehölz, und zwar in Begleitung zweier Jungen, welche noch so unbeholfen waren, daß sie beim Aufbäumen nicht immer rasch das Gleichgewicht fanden. Nach kurzer Zeit strichen die beiden Alten ab, um spielend gegen den Wind zu kreuzen: ein wunderbares Schauspiel. Das Männchen zog bald davon, während das Weibchen seine prachtvollen Schwingungen weiter ausführte, dabei den Jungen immer näher kam, bis es endlich in schrägem Stoße das eine vom Aste abstreifte, ob mit dem Flügel oder mit der Brust, konnte ich nicht sehen, da mein Versteck zu entlegen und mein Fernglas doch nicht scharf genug war. Das Junge mußte, wollend oder nicht wollend, fliegen und ahmte die Bewegungen der Alten unbeholfen genug nach, bäumte aber bald wieder auf. Darauf warf die Mutter das andere Junge vom Hochsitze herab und ließ es ebenso wie das erste fliegen. Nach kurzer Ruhe brachte sie beide Junge auf einmal zum Arbeiten, flog dabei schräg gegen den Wind empor, ließ sich eine Strecke weit kreuzend treiben, schoß in prachtvollem Bogen senkrecht nieder und wieder schräg empor und übte alle jene Künste, welche zum Spiele gehören. Indem die Jungen die Mutter zu begleiten suchten, ahmten sie täppisch genug deren Gebaren nach."

Wie die Flieger ihre Flugkünste, so lehren die Schwimmvögel ihre Jungen das ihnen anfänglich unheimliche Schwimmen. Allerdings erwerben sich die jungen Schwimmvögel diese Fertigkeit auch ohne elterliche Unterstützung, aber ihre Geschicklichkeit im Schwimmen wird durch die Einwirkung der Eltern doch wesentlich gefördert. Den Beweis, daß die Schwimmvögel einen angeborenen

Schwimmtrieb besitzen, liefern die jungen Enten, die von einer Henne ausgebrütet worden sind. Sie erlernen auch ohne das Zuthun ihrer Eltern das Schwimmen, aber doch, wie vergleichende Beobachtungen gezeigt haben, beträchtlich schwerer und später, als die von ihren Eltern aufgezogenen Entlein. Gewöhnlich veranlassen die Alten ihre Jungen dadurch zum Schwimmen, daß sie sie auf den Rücken nehmen und mitten auf das Wasser hinausrudern. Hier werden die Jungen abgeworfen, und nun heißt es schwimmen. Und die kleinen Wildenten, Taucher und Schwäne schwimmen dann auch.

Die Gänse haben eine andere Methode des Schwimmunterrichts. Die jungen Gänschen fürchten sich anfänglich vor dem Wasser und gewöhnen sich an dasselbe nur allmählich, wobei sie von den Alten gewissermaßen überlistet werden. Haben die Tierchen ein bestimmtes Alter erreicht, so führen die Eltern sie an das Ufer. Der Gänserich geht unter fortwährendem Schnattern voran, während die Mutter unter gleichem Schnattern von hinten nachschiebt, so daß die zögernden Jungen förmlich in das Wasser hineingestoßen werden. In der ersten Zeit währt der Schwimmversuch nur einige Minuten. Von Tag zu Tag werden die Schwimmproben wiederholt und ihre Dauer verlängert, bis sich endlich die Nachkommen mit den kühlen Fluten befreundet haben und sie ohne Nachhilfe aufsuchen.

Zuweilen werden die Eltern bei dem Erziehungswerk von den bereits herangewachsenen Sprößlingen unterstützt. Von den Teichhühnern berichtet der berühmte Vogelkundige Naumann, daß, wenn die Jungen der zweiten Brut anfangen, auf dem Wasserspiegel zu erscheinen, die nunmehr halbwüchsigen Nachkommen der ersten Brut herbeischwimmen, sich freundlich und zuvorkommend gegen die jüngeren Geschwister zeigen und den Eltern bei der Führung helfen.

Selbst so notwendige Fertigkeiten wie das Gehen müssen die Tiere gleich den Menschen erst erlernen. Die ersten Gehversuche der Vögel geschehen nicht, wie später, auf den Zehen, sondern auf den Hacken. Haben es die jungen Vögel eilig, so fallen sie nach vorn über und stützen und fördern sich mit den Flügeln. Wie sehr die Entwickelung der jungen Vögel durch die Anleitung der Mutter beschleunigt wird, zeigen die Beobachtungen des Deutsch-Amerikaners Stiebeling an jungen Hühnchen. Das Hühnchen fängt ungefähr zwei Stunden, nachdem es aus der Schale gekrochen ist, an, schwache Gehversuche zu machen, wobei es sich der Flügel gleichsam als Krücken bedient. Es erhebt sich, sinkt wieder um, fällt hin und erhebt sich wieder, so daß seine ganze Vorwärtsbewegung mehr als ein Rutschen, denn als ein Laufen erscheint. In ungefähr fünf bis acht Stunden hat es die Fertigkeit erlernt, wenn es dabei von der Mutter angeleitet wird. Dagegen braucht es acht bis sechzehn Stunden, wenn man das Küchlein sogleich nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei von der Mutter getrennt hat.

Auch das eigentümliche Benehmen, das die Hühner beim Trinken auszeichnet, müssen die Küchlein erst ihren Müttern absehen. Darwin sagt darüber in seinen nachgelassenen Manuskripten: „Man könnte denken, daß die Art und Weise, wie Hühner trinken, indem sie ihren Schnabel füllen, den Kopf in die Höhe halten und das Wasser dann vermöge der Schwere hinuntergleiten lassen, ihnen ganz besonders durch den Instinkt beigebracht worden wäre. Dies ist jedoch nicht der Fall, denn ich überzeugte mich davon, daß man bei einem Hühnchen einer von selbst ausgekommenen Brut gewöhnlich den Schnabel in eine Mulde drücken muß, während in Gegenwart von älteren Hühnern, die trinken gelernt haben, die jüngeren deren Bewegungen nachahmen und so die Kunst sich aneignen."

Einen stets lächerlichen Eindruck rufen die Sprünge der Ziegenböcke hervor, wenn sie mit allen vier Füßen gleichzeitig in die Höhe schnellen. Wenn man eine Ziegenfamilie beobachtet, so wird man die Alte gerade diese Sprungart häufig üben sehen, die dann von den kleinen Hippelchen eifrig nachgeahmt wird. Die sonderbare Springübung, die auf ebenem Boden gar keinen Zweck hat, erklärt sich daraus, daß die Ziegen ursprünglich Gebirgsbewohner sind. Hier ist ihnen diese Sprungart zur Ueberwindung von Hindernissen von wesentlichem Nutzen. Sie muß daher als eine wertvolle Vorübung für das Leben angesehen werden, die den Jungen im Gebirge von bedeutendem Nutzen sein würde, wenn sie auch als Haustiere den eigentlichen Gebrauch davon nicht mehr machen können. Aus dem gleichen Grunde erklettert die Ziegenmutter mit den Jungen Mauern, Holzhaufen, Abhänge und Treppen, da auch hier noch der Trieb in ihr herrscht, ihre Nachkommenschaft den Eigenheiten des Gebirges anzupassen.

Ganz anders verhalten sich Antilopen und Gazellen, die in unseren zoologischen Gärten gehalten werden. Für sie, die in den Ebenen heimisch sind, ist nicht der Hochsprung, sondern der Weitsprung von besonderer Wichtigkeit. Die Gazellenmütter gehen deshalb auch in der Gefangenschaft ihren Jungen in dieser Beziehung mit gutem Beispiel voran und suchen die Geschicklichkeit derselben in der Ueberspringung von niedrigen Hindernissen immer aufs neue zu üben.

Eine der besten Erzieherinnen unter unseren Haustieren ist die Katze. Sie geht ganz in ihrem Erziehungsberuf auf. Mit scheinbarem Ernst sitzt sie mitten unter den Kätzchen, bewegt aber bedeutsam den Schwanz, der sichtbar ihre Gemütsstimmung ausdrückt. Die Kleinen verstehen zwar diese Sprache ohne Worte noch nicht, werden

aber durch die Bewegung gereizt. Ihre Augen vergrößern sich, und ihre Ohren strecken sich. Plump und täppisch häkelt das eine und andere nach der sich bewegenden Schwanzspitze; dieses kommt von vorn, jenes von hinten herbei, eines versucht über den Rücken hinweg zu klettern und schlägt einen Purzelbaum, und ein anderes hat eine Bewegung der Ohren der Mutter erspäht und macht sich damit zu schaffen. Auf jede Weise bemüht sich die Alte, die Jagdlust ihrer Kinder zu wecken. Und nun erst, wenn sie ein Mäuslein gefangen hat! Während sie es sonst tötet, läßt sie es jetzt leben und trägt es vorsichtig zwischen den Zähnen den Jungen zu. Aufmerksam spitzen die Kleinen die Ohren und betrachten das graue Wundertier. Nun giebt die Alte die Maus frei, die angsterfüllt davoneilt. Aber in einem weiten Sprung hat sie die Katze erreicht. Jetzt ist das Interesse der Jungen vollends entfacht. Wieder läßt die Mutter die Maus entwischen, und dieses Mal stürzt schon das stärkste der Kinder hinter ihr her. Aber noch ist es ungeschickt, und ehe es dies ahnt, ist ihm das Mäuschen entschlüpft. Doch die Alte hat sorgsam Obacht gegeben. In der nächsten Sekunde befindet sich das Mäuschen wieder in ihren Krallen. Dann läßt sie es abermals entfliehen, und jetzt springt das ganze Rudel Kätzchen auf das scheue Wild zu. Eine tolle Balgerei entspinnt sich, bis sich endlich die Mutter in den Streit mischt und der fauchenden Schar das Beutestück entreißt, das immer wieder dazu verwandt wird, die Fanglust der Jungen anzuregen und zu üben.

Noch mehr wie für die Katzen ist es für die in der Freiheit lebenden *Raubtiere* wichtig, sich so schnell als möglich die nötige Gewandtheit und Umsicht zur Erlegung der von ihnen verfolgten Tiere zu erwerben. Darum wird denn auch die Erziehung der jungen Raubtiere durch die Alten sehr sorgfältig gehandhabt. Von einer Stein-

marderfamilie entwirft Karl Müller eine anschauliche Schilderung. „Die Mutter," schreibt er, „ist auf das angelegentlichste bemüht, den Jungen vorzuturnen. Ich habe Gelegenheit gehabt, dies einigemal zu sehen. In einem Parke stand eine fünf Meter hohe Mauer in Verbindung mit einer Scheune, in der ein Marderpaar mit vier Jungen hauste. Zur Zeit der einbrechenden Dämmerung kam zuerst die Alte vorsichtig hervor, sah sich scharf um und lauschte, schritt sodann langsam nach Art der Katzen einige Schritte weit auf der Mauer dahin und blieb dort ruhig sitzen. Es verging eine Minute, ehe das erste Junge erschien und sich neben sie drückte; ihm folgte rasch das zweite, das dritte und vierte. Nach einer kurzen Pause völliger Regungslosigkeit erhob die Alte sich bedächtig und durchmaß in fünf bis sechs Sätzen eine lange Strecke der Mauer. Mit eiligen Sprüngen folgte das kleine Volk. Plötzlich war die Alte verschwunden, und kaum meinem Ohre vernehmlich hörte ich einen Sprung in den Garten. Nun machten die Kleinen lange Hälse; unentschlossen, was sie thun sollten. Endlich entschieden sie sich, einen an der Mauer stehenden Pappelbaum benutzend, hinabzuklettern. Kaum waren sie unten angelangt, als ihre Führerin an einer Holunderstaude wieder auf die Mauer sprang. Diesmal wurde das Kunststück ohne Zögern von den Jungen nachgeahmt, und erstaunlich war es, wie sie den leichteren Weg in raschem Ueberblick zu finden wußten. Nunmehr aber begann das Rennen und Springen mit solchem Eifer und in so halsbrechender Weise, daß das Spielen der Katzen und Füchse mir dagegen wie ein Kinderspiel vorkam. Mit jeder Minute schienen die Zöglinge gelenker, gewandter und entschlossener zu werden. An Bäumen auf und nieder, über Dach und Mauer hin und zurück, immer der Mutter nach, zeigten diese Tiere eine Fertigkeit, die zur Genüge andeutete, wie sehr die Vögel

des Gartens künftig vor ihnen auf der Hut würden sein müssen."

Auch die größeren Raubtiere, wie die Löwen, Jaguare und Tiger, befleißigen sich einer zweckmäßigen Erziehung ihrer Jungen. Der englische Reisende Yorrik konnte einst durch Zufall eine Familie von Pumas, dieser größten Katzenraubtiere Südamerikas, in den Pampas während einer Unterrichtsstunde beobachten. Die Familie bestand aus den beiden Alten und zwei Jungen. Die Alten gaben den Jungen zuerst eine förmliche Vorstellung. Zunächst fiel die Mutter den vorbeitrabenden Vater an. Dann versteckte er sich im Grase, und die Alte beschlich ihn. Schließlich stellte er sich tot, sprang, als die Mutter sich ihm genähert hatte, plötzlich auf und focht mit ihr einen heftigen Scheinkampf aus. Alle diese verschiedenen Künste wurden darauf mehreremal von der Alten im Verein mit den Jungen wiederholt, bis diese endlich allein ihre Angriffe auf den Vater unternahmen, während die Mutter gespannt ihr Gebaren beaufsichtigte.

Nicht nur der Instinkt, der unbewußte Trieb, ist es, der die Tiere lenkt und leitet, sondern auch die Schärfung des Verstandes und die Ausbildung ihrer körperlichen Fertigkeiten müssen hinzutreten, um sie zur Erhaltung ihrer Existenz im Kampf ums Dasein zu befähigen. Nicht wenige Eigenschaften, die früher als ein Produkt des Instinktes angesehen wurden, werden heute auf eine allmähliche Erwerbung von Kenntnissen durch anständige und bewußte Anleitung zurückgeführt, und es ist wahrscheinlich, daß das Bereich des Instinktes auch in Zukunft mit der Zunahme der Beobachtungen noch beträchtlich eingeschränkt werden wird.

Seltsame Erfindungen.

Aus dem Reiche der menschlichen Narrheit. Von **H. Liebig.**

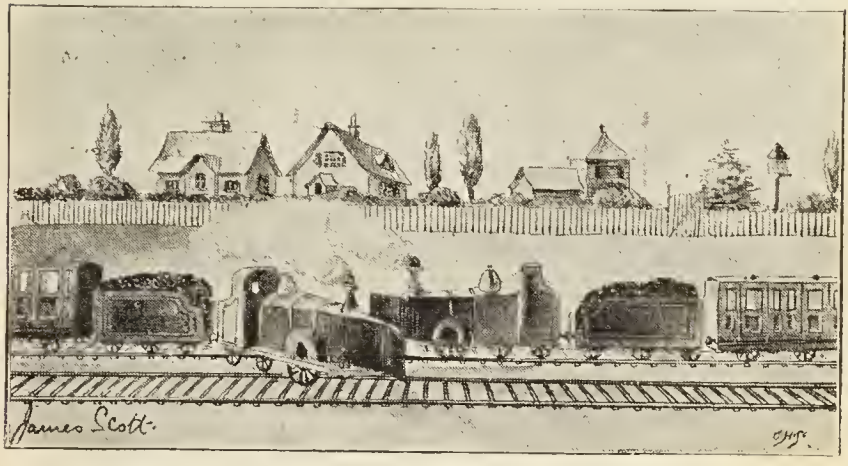
Mit 11 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Das Erfinden hat etwas sehr Verlockendes, es macht, wenn die Erfindung in größerem Umfange anwendbar und nützlich ist, den Erfinder manchmal mit einem Schlage reich und berühmt; selbst ganz unbedeutende Neuerungen im praktischen Leben haben denen, die sie aufbrachten, Vermögen eingetragen. Der Erfinder eines federnden Lampencylinders nahm eine Reihe von Jahren hindurch jährlich zweimalhunderttausend Mark ein. Eine Pfeife für Fahrräder nach dem System der Sirenen, die kürzlich jemand herstellte und ein Patent darauf nahm, wirft dem Betreffenden monatlich zwanzigtausend Mark ab; der Erfinder des Spielzeugs „Fangbecher", ein Holzbecher mit Stiel, daran eine Kugel mit Gummischnur, hat sein Patent für zweimalhunderttausend Mark verkaufen können. Allerdings stehen diesen Glücklichen Tausende von Erfindern gegenüber, die trotz jahrelanger Bemühungen und aufgewandter Kapitalien in Armut und Elend verkommen, Erfinder von Beruf, tüchtige Fachleute und solche, die ein Zufall auf diese Bahn lenkte — wie manche von diesen endeten im Irrenhause.

Aber dennoch lockt das Glück einzelner immer wieder

von neuem phantasie- und hoffnungsvolle Leute in diesen Irrgarten. Ehrgeiz und das Streben, schnell und mühelos Reichtümer zu erwerben, macht das Erfinden oft zu einer Leidenschaft, die jedes ruhige, nüchterne Denken tötet und die Existenz der von diesem Dämon Ergriffenen vernichtet. Was für Erfindungen gemacht und angewendet werden, davon wissen die Patentämter etwas zu sagen, wo die seltsamsten, erstaunlichsten, unglaublichsten Dinge,



Erfindung zur Gefahrlosmachung von Eisenbahnzusammenstößen.

Geniales und Unsinniges, lächerliche Ausgeburten phantastischer Grübler, auf den ersten Blick schon völlig Unausführbares, die abenteuerlichsten Einfälle den Beamten zur Prüfung eingereicht werden. Vieles hiervon ist ungemein komisch, jedoch das Traurige auch hierbei ist die Fülle nutzloser Arbeit, die Verschwendung von Zeit, Kräften und Geld, welche diese Erfindungen den Erfinder gekostet haben, und dazu all die getäuschten Hoffnungen, welche dies Thun zur Folge hat.

Es ist in hohem Grade interessant, sozusagen einen Blick hinter die Kulissen eines Patentamtes zu werfen, und wir wollen in folgendem durch die Auswahl einiger

närrischen und seltsamen Erfindungen aus der großen Zahl derer, die besonders in Amerika zur Patentierung einlaufen, den Lesern einige vorführen, damit er eine Ahnung davon bekommt, was alles erfunden wird.

Da erbittet die ernsthafte Prüfung seiner Idee ein Mann, dem es geglückt ist, ein Mittel zu finden, durch welches Zusammenstöße von Eisenbahnzügen völlig un-

Unschädlichmachung des Aufrennens eines Zuges auf den anderen von hinten her.

schädlich gemacht werden können. Die Zeichnung befindet sich bei dem Projekt und zeigt auf den ersten Blick die geniale Narrheit seines Urhebers. Dieser brave Mann wünscht, daß man Lokomotiven baue, die vorn wie ein Schiffsbug scharf zulaufen; die scharfe Kante ist etwas nach rechts ausgebogen. Treffen Züge mit solchen Lokomotiven zusammen, so schieben sie sich gegenseitig aus dem Wege und rennen gefahrlos aneinander vorüber. Probatum est! Auf welchen Geleisen dann die Züge weiter laufen, hat der Einsender nicht gesagt, ist ja auch offenbar Nebensache, wie alle die sonstigen Fragen, die sich bei dieser verblüffend-einfachen Lösung des Problems erheben.

Ein zweiter Erfinder auf diesem Gebiete will die zerstörende Gewalt eines Zuges, der von hinten gegen einen anderen anläuft, dadurch aufheben, daß er jeden Zug von einem Wagen schließen läßt, der eine bis nahe zum Boden geneigte, schiefe Ebene bildet. Auf diesem Wagen sowohl wie auf den übrigen Wagen ist oben ein Schienengeleise befestigt. Nach der Ansicht dieses Erfinders läuft der von

Moderne Straßenanlage für Rollschuhe.

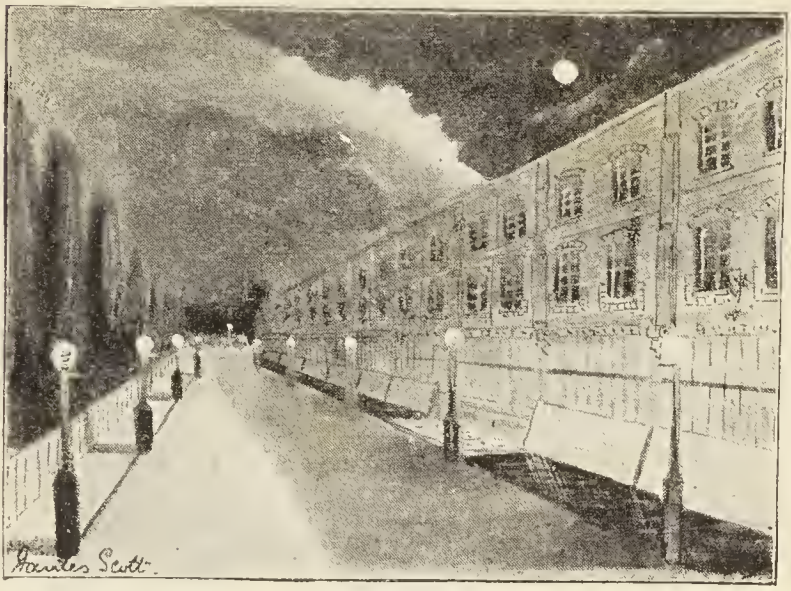
hinten kommende Zug auf den vorderen hinauf und bleibt oben stehen, wie unser Bild dies zeigt. Bei dieser seltsamen Idee setzt der Erfinder voraus, daß der vordere Zug beim Zusammenstoß still steht, und der andere das Hinaufsteigen so bequem hat, wie nur möglich. Zweitens, daß keine Tunnels auf der Bahnlinie sind, weil sonst das Hinaufklettern für beide Züge recht unangenehm sich gestalten würde, und schließlich ist nicht angegeben, wie die Wagen gebaut sein müßten, damit der obere Zug den unteren

nicht zusammendrücke. Die Idee ist schön, nur fehlt, wie man sieht, noch einiges, um dieselbe praktisch zu verwerten.

Ein anderer sonderbarer Kauz ist der Meinung, daß bei der Fülle von Geschäften gegenwärtig die Menschheit nicht schnell genug ihre Gänge in den Straßen der Großstädte bewerkstelligen könne. Um hier als Helfer in der Not einzugreifen, will er die Straßenanlagen völlig umändern. Sie sollen aus lauter schiefen Ebenen und Treppen bestehen. Dann beabsichtigt dieser geniale Kopf die Menschheit auf Rollschuhe zu setzen, mittels dieser würden sie windschnell ohne jede Anstrengung die geneigten Straßen herabgleiten und mit dreifacher Geschwindigkeit, als wenn sie führen oder ritten, vorwärts kommen. Dem Anlegen solcher Straßen dürften jedoch einige Schwierigkeiten entgegenstehen; auch wie der eilige Geschäftsmann die Treppen am Ende jeder Bahn mit seinen Rollschuhen wieder hinaufkäme, um von da weiter zu rollen, bekümmert den Erfinder nicht. Er erklärt auch nicht, auf welche Weise die Herabrollenden das Gleichgewicht halten könnten und Zusammenstöße mit anderen Eiligen vermieden würden.

Ebenso originell ist der dem New Yorker Patentamt eingereichte Vorschlag, Häuser vor nächtlichen Einbrechern zu schützen. Der Schöpfer dieser Idee will nachts das Trottoir vor den Häusern so einrichten, daß es am Abend wie eine Mauer aufgerichtet werden kann und hierbei einen tiefen Graben aufdeckt, der mit Wasser gefüllt ist, oder zur Nachtzeit mit diesem gefüllt werden kann. Kommt nun ein Dieb und will in das Haus, so hat er das doppelte Hindernis des Grabens und der steinernen oder eisernen Häuserpanzerung zu überwinden. Durchschwimmt der freche Einbrecher etwa das Grabenwasser, so würde sein nasser Zustand die Aufmerksamkeit der Schutzleute erregen, ebenso würde dies stattfinden, falls Leute nachts mit Brettern zum Ueberbrücken des Grabens umherschlichen.

Der Erfinder hält seine Idee für besonders nützlich bei nachts leerstehenden Fabriken in Vorstädten. In seiner Darlegung hat er aber unterlassen zu erklären, wie und durch welche Kräfte das Straßenpflaster aufgerichtet werden könnte, auch vergessen daran zu denken, daß das Wasser der Gräben die Fundamente der Häuser schwer schädigen würde. Wie im Winter, wenn das Wasser gefriert, sein



Unfehlbarer Schutz vor Einbrechern.

Graben die Diebe abhalten würde — um solche Kleinigkeiten bekümmert sich dieser Wohlthäter der Menschheit nicht. Die Idee ist jedenfalls großartig; ob der geniale Mann aber sein Patent erhalten hat, das wissen wir nicht.

Ein anderer hoffte ungeheure Reichtümer zu gewinnen durch einen Wagen, der seine Schienenbahn selbst mit sich führt. Die Räder sind von einem fünfeckigen Bretterrahmen umgeben, dessen bewegliche Teile in Scharnieren laufen. Wird der Wagen gezogen, so legen die sich um-

drehenden Räder je eine Holzschiene nach der anderen auf den Boden und der Wagen gleitet leicht und glatt dahin. Der Erfinder versichert, daß man mit solch einem Wagen über Sümpfe, steinige Pfade, schlüpfrige Straßen, sandige Strecken vortrefflich fahren könne, weil durch die Holz-

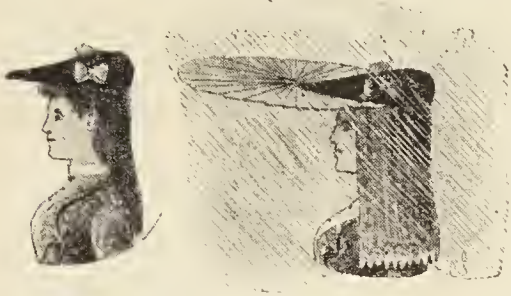
Wagen mit beweglicher Schienenbahn.

schienen ja alle Bodenunterschiede aufgehoben würden und er einen glatten Steg stets mit sich führe. Ob dem Kutscher, der auf diesem Wagen gemütlich das Pferd lenkt, bei der jedenfalls nicht sanften Fahrt auf den Fünfecken die Pfeife im Munde bliebe, ist nicht ganz sicher; ferner darf man bei dieser Erfindung stark daran zweifeln, daß die Fünfecke auch so gefällig sein würden, so zu folgen,

daß eine Schiene nach der anderen sich als glatter Weg hin legte, es scheint im Gegenteil ziemlich sicher, daß das Fahren mit einem solch abenteuerlichen Vehikel nicht lange dauern würde. Es hat sich auch bisher niemand gefunden, der diese Idee ausbeuten und dem Erfinder, der mittellos ist, das nötige Kapital hierzu vorstrecken will.

Sicherheitshut gegen Steinschlag.

Die Gefahr, welche wackelige Schornsteine, Ziegeldächer bei Sturm, auf die Straße herabfallende Blumentöpfe für Vorübergehende mit sich bringen, will ein sehr feiner Kopf durch seinen ganz neuen Sicherheitshut abwenden. Dieser Sicherheitshut ist ein hoher Cylinder und inwendig mit doppeltem Boden aus einem starken Federwerk versehen, welches bei der Berührung durch einen auf den Hutdeckel fallenden Gegenstand einen zweiten im Hute befindlichen Cylinder in die Höhe schnellt und dadurch die Gewalt des Schlages aufhebt.



Damenfächerhut für Sonne und Regen.

Das Gewicht dieses Hutes dürfte freilich sehr beträchtlich sein, ebenso seine Größe stark auffällig; ob die Feder auch sofort mit dem erforderlichen Eifer ihre Pflicht thäte, weiß man keineswegs sicher. Dann ist zu fürchten, daß

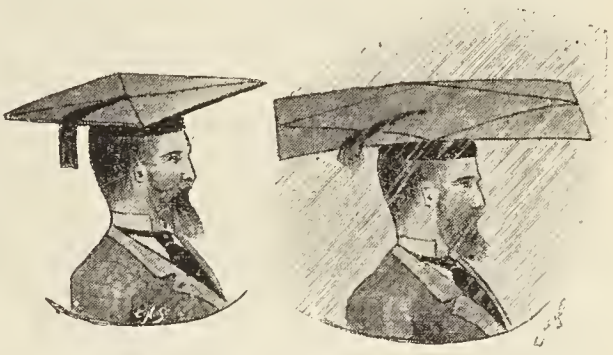
der Gegenstoß des arbeitenden Federwerkes, der ja auf dem Kopf des Hutträgers vor sich ginge, nicht viel sanfter wäre, als das Gewicht des fallenden Gegenstandes. Das Modell des schönen Sicherheitshutes ruht demnach auch noch unbenützt im Archiv des Patentamtes.

Mit großer Zuversicht auf Erfolg hat der Erfinder des Damenfächerhutes seine Erfindung dem Patentamte vorgelegt. Der Mann geht von dem Gedanken aus, daß die Verwendung des Fächers zur Kühlung der erhitzten Wangen dessen Nützlichkeit keineswegs erschöpfe. Er schlägt vor, den Fächer unter den Damenhüten so anzubringen, daß durch das Ziehen an einem Schnürchen der Fächer sich kreisförmig auseinanderfaltet und einen Sonnen- oder Regenschirm bildet. Man braucht keinen Schirm mehr in der Hand zu halten. Gleichzeitig hat dieser Hut auch eine Vorrichtung, das Haar der Damen bei plötzlich eintretendem Regenwetter vor dem Naßwerden zu bewahren, indem er hinten einen bis über die Schultern fallenden Nackenschützer trägt, der ebenfalls durch Zug an einem zweiten Schnürchen in Thätigkeit tritt. Bisher ist man diesem Damenfächerhut noch nicht begegnet. Wir zweifeln, daß dies überhaupt je der Fall sein werde.

Eine ähnliche Erfindung ist die Regenschirmmütze für Herren. Diese viereckige Kopfbedeckung, eine vergrößerte Ulanenschapka, kann man bei eintretendem Regenwetter um das Doppelte ihrer Länge und Breite auseinanderfalten, so daß sie ein schützendes Dach auf dem Kopfe ihres Trägers bildet. Hierbei hat der Erfinder nur die Frage ungelöst gelassen, wie der Wind mit diesem Regendach umspringen wird. Auch diese klug ausgedachte Erfindung scheint in das praktische Leben noch nicht eingedrungen sein. Das ist zu bedauern, denn falls ein Vater mit dem Sicherheitshut, seine Tochter mit dem Damenfächerhut und sein Sohn mit der Regenschirmmütze auf

dem Kopfe zusammen spazieren gingen, so würde der Anblick dieses Kleeblattes ein ausgezeichnetes Heilmittel für alle melancholischen Menschen und Hypochonder abgeben.

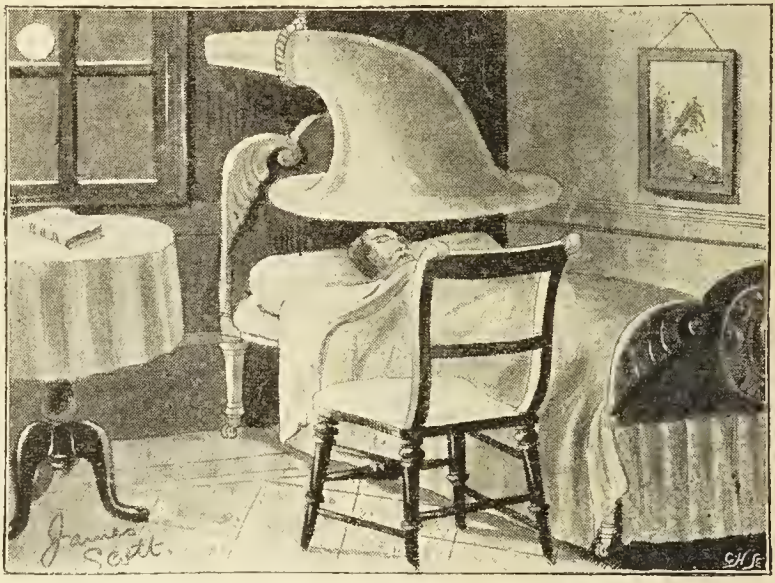
Damit geraten wir auf das Gebiet der Hygiene. Die neue Arzneikunde hat festgestellt, im Gegensatz zu früheren Zeiten, daß man des Nachts während des Schlafes ein Zuströmen von frischer Luft nötig hat, und viele Krankheiten verhindert werden, im Fall man sich stete Lufterneuerung im Schlafzimmer verschafft. Das einfachste, um dieser Vorschrift zu folgen, ist, daß man ein Fenster im Schlafzimmer etwas offen läßt. Das ist jedoch nicht immer ausführbar, namentlich, wenn man im Erdgeschoß wohnt, auch ist ein geöffnetes Fenster gar zu unsicher, einsteigender Diebe wegen. Um diesen Uebelstand zu heben, hat ein geistreicher Erfinder einen Schlafzimmerventilator erdacht, der vortrefflich geeignet ist, auf die sicherste Weise frische Luft dem Schlafenden zuzuführen. Der Erfinder hat ein Rohr hergestellt, das von der Außenwand des Hauses direkt in das Schlafzimmer geht und gerade über dem Haupte des im Bette Liegenden wie eine gewaltige Trompete sich erweitert. Natürlich muß diese Trompete recht gut an der Decke befestigt sein. Jedenfalls die einfachste, billigste und praktischste Art der Ventilation! Nur dürfte es nötig sein, daß der Schläfer unter dem Riesenschallrohre taub ist, sonst würde ihn das hereindringende, durch diese Trompete verstärkte Straßen-



Regenschirmmütze für Herren.

geräusch wohl nicht schlafen lassen. Dieses Luftrohr dürfte auch die unangenehme Eigenschaft haben, ein leichtes Schnarchen oder Husten, überhaupt irgend einen Laut des Schläfers so dröhnend zu verstärken, daß die übrigen Mieter im ganzen Hause es hören könnten. Auch diese Erfindung hat ihren phantasievollen Urheber nicht reich gemacht.

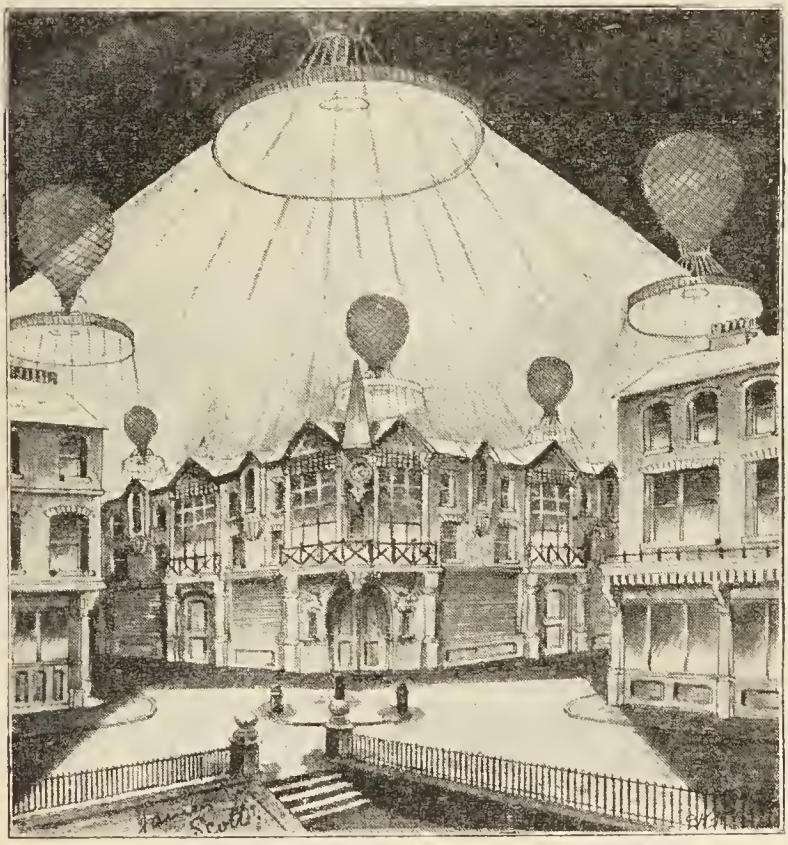
Eine außerordentlich zeitgemäße Erfindung dagegen ist



Der Schlafzimmerventilator.

die folgende. Es handelt sich darum, große Städte vor verdächtigen Personen zu schützen, die bei Nachtzeit lichtscheue Thaten ausführen wollen und deshalb ungesehen umherzuschleichen sich bestreben. Diesen Leuten wird der elektrische Ballonreflektor das Handwerk gänzlich legen. Die herrliche Erfindung ermöglicht eine tageshelle Beleuchtung aller Straßen, Winkel und Häuser der Stadt, auch in der finstersten Nacht, durch eine große Anzahl von Fesselballons, die über den Häusern schweben und von Reflektoren aus, die sie tragen, das hellste elektrische Licht

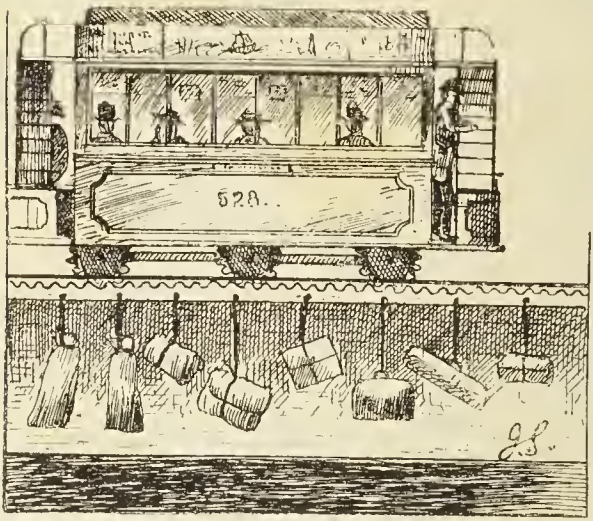
herunterwerfen. Zweitens sollen oben auf dem schirmartigen Dache der Reflektoren Wächter stehen, die in jeden Winkel der Stadt blicken können und durch kleine Handtelegraphen miteinander und mit den unten befindlichen Polizeistationen verkehren, so daß irgend eine ihnen bedenk-



Der elektrische Ballonreflektor.

lich scheinende Person in ihrem ganzen Thun von oben kontrolliert und jeder ihrer Schritte beobachtet und weiterberichtet werden kann. Auf diese Weise wäre nach der Meinung des Erfinders irgend eine nächtliche Unthat in einer derartig beleuchteten und bewachten Stadt unmöglich. Man kann sich gar keine bessere Nachtbewachung

denken. Leider stellen sich der Ausführung dieser glänzenden Idee einige erhebliche Schwierigkeiten entgegen, die in dem Projekt nicht berücksichtigt worden sind. Die Ballons verlieren bekanntermeise das sie tragende Gas nach recht kurzer Zeit schon und müßten beständig nachgefüllt werden; ferner würden Stürme unter den Ballons und ihren Seilen wohl eine nicht unerhebliche Verwirrung anrichten. Drittens fürchtete die Beurteilungskommission des amerikanischen Patentamtes, welchem die Neuerung vorgelegt wurde, daß diese Menge gewaltiger Ballons schließlich die Häuser in die Luft nehmen könne. Die Kommission erteilte demnach dem genialen Erfinder das nachgesuchte Patent auf dies neue „Städtesicherungssystem" nicht.



Unterirdische Straßenbahn-Paketpost.

Auch der folgende und letzte der von uns berücksichtigten Erfinder gelangte weder zu Ruhm noch zu Geld. Er dachte sich die Paketbeförderung innerhalb der großen Städte auf folgende ungemein billige und leichte Weise mit Hilfe der Pferdebahn oder elektrischen Straßenbahn. Alle Straßenbahnwagen sollen hinfort anstatt der gewöhnlichen nur noch Zahnräder bekommen und die Schienen ebenfalls ausgezahnt werden, nach unten aber mit einem alle Straßen durchziehenden Stollen in Verbindung stehen.

Man hängt dann die Kisten und Pakete einfach an Stahldrähten oder Bändern an die Schienen, und sie werden sich, sobald der Straßenbahnwagen in Bewegung gesetzt wird, in entgegengesetzter Richtung mit gleicher Schnelligkeit fortbewegen.

Der Erfinder nimmt nämlich an, daß die Zahnräder die gezahnten Schienen fortschieben würden, was ja offenbar nur dann der Fall sein könnte, wenn die Räder an einer Stelle um eine feststehende Achse sich drehten; sobald sie selbst fortlaufen, bleibt natürlich die Schiene in Ruhe, wie auch der nicht technisch Geschulte sofort einsieht. Aber es giebt nichts noch so Dummes und Ungereimtes, das nicht den Patentämtern eingereicht würde.

Diese bergen ähnliche Erfindungen in ihren Archiven zu vielen Tausenden, es dringt aber selten etwas von der üppigen Fruchtbarkeit der rastlos arbeitenden Phantasie der Erfinder von dort aus in das Publikum. Wir haben in dieser kleinen Auslese hier dem Leser nur ein Pröbchen davon geben wollen, was alles erdacht und ergrübelt wird von Leuten, die eher auf dem Karneval als im praktischen Leben Erfolge zu erringen befähigt sind.

Mannigfaltiges.

Die Wahrung der männlichen Oberhoheit in der Ehe. — Von jeher wurde in Deutschland der Mann als das Oberhaupt der Familie betrachtet. Denn nach dem ältesten deutschen Rechte stand die Frau im „Mundium" des Mannes, welches Wort (latinisiert aus munt, mund) im Altdeutschen Gewalt oder Schutz bedeutet. Dieses Mundium mußte sich der Mann durch das Symbol eines Kaufs von dem Vater oder dem Vormunde der Frau erwerben. Nur unter dieser Bedingung konnte damals das Verhältnis zwischen Mann und Weib ein vollkommen rechtliches, ein eheliches werden. Die Frau erschien hiernach im alten deutschen Rechte gewissermaßen als ein Eigentumsstück des Mannes, und erst später wurde ihr allmählich eine bessere und würdigere Stellung angewiesen. Die bevorzugte, rechtliche Stellung des Mannes in der Ehe wurde durch das im Laufe des 14. Jahrhunderts in Deutschland zur Einführung gelangte römische Recht noch mehr befestigt und ausgebildet.

Mit der ihr zu Grunde liegenden Gesamtauffassung des ehelichen Verhältnisses steht ohne Zweifel die Thatsache in Verbindung, daß man in Deutschland von jeher einen Ehemann, welcher seine Würde als Oberhaupt der Familie so weit vergaß, daß er sich dem Willen einer herrschsüchtigen Frau unterwarf, mit Verachtung strafte und mit der Lauge des Spottes übergoß. Auch in den Volkssitten gewann diese Geringschätzung des Pantoffelhelden einen so deutlichen und häufigen Ausdruck, daß sich daraus an einigen Orten wirkliche Gewohnheitsrechte und selbst

bestimmte gesetzliche Vorschriften entwickelten, welche teilweise eines urwüchsigen Humors nicht entbehrten.

In dem bis zum Jahre 1803 als selbständiger Staat bestandenen Fürstentum Fulda hatte das fürstliche Hofmarschallamt, wenn ein Ehemann beschuldigt wurde, von seiner Frau Schläge erhalten zu haben, die Befugnis, diese Beschuldigung auf ihre Berechtigung zu prüfen. Wenn es sich dabei herausstellte, daß der Mann wirklich Schläge von seiner Frau geduldig hingenommen hatte, so wurde nicht etwa die Frau wegen thätlicher Beleidigung und Mißhandlung ihres Mannes zur Rechenschaft gezogen, sondern es wurde zu einer Exekution geschritten, welche wohlgeeignet war, das Ehepaar dem Gespötte und Gelächter des Publikums preiszugeben. Es wurde nämlich dem Ehepaar durch die gesamte fürstliche Dienerschaft das Dach des Wohnhauses abgedeckt. Der diesem Verfahren zu Grunde liegende Gedanke war, daß einem Hause, in welchem der Mann zu schwach sei, die ihm von Rechts wegen zukommende Autorität zu wahren, auch der durch das Dach gewährte äußere Schutz fehle. Augenscheinlich war diese Strafe, deren Spitze vorwiegend gegen den Mann als gesetzliches Oberhaupt des Hauses gerichtet war, empfindlicher, als eine über ihn oder über seine Xanthippe verhängte Geld- oder Gefängnisstrafe. Die Geldstrafe fehlte übrigens nicht gänzlich, denn der Pantoffelheld war verpflichtet, die fürstliche Dienerschaft während der Abdeckung des Hauses mit Wein zu bewirten, nach dessen Güte und Menge sich der Grad der Rücksicht richtete, die jene dabei zu nehmen pflegte.

„Vor sechzehn bis siebzehn Jahren," so erzählt der seiner Zeit geschätzte Dichter Leopold Friedrich Günter v. Göcking in dem von ihm herausgegebenen „Journal von und für Deutschland", Jahrgang 1784, „war ich in Fulda bei einer solchen Exekution gegenwärtig und erinnere mich noch folgender Umstände: Den Zug führte ein Hoffourier. Nach diesem kam der jüngste Hoflakai mit einer Fahne, auf welcher die Hauptscene des Trauerspiels ersichtlich war. Das Gemälde stellte, wenn ich nicht irre, den Mann in der demütigsten Stellung dar, nämlich im Begriffe, unter den Tisch zu kriechen, die Frau aber in der vollen Arbeit, ihm mit dem Bierkruge, den sie auf dem Kopfe

ihrer lieben Hälfte entzweischlug, den Paß abzuschneiden. Halbwegs kam uns die kriegerische Frau entgegen, in jeder Hand einen Krug mit Wein, um sich damit von der Strafe loszukaufen oder wenigstens solche zu mildern, was auch insoweit Wirkung hatte, als nur einige hundert Ziegel entzweigeschmissen und die übrigen bloß auf den Boden gelegt wurden. Da so viele Hände daran arbeiteten, so wurde das Haus in weniger als fünf Minuten abgedeckt, währenddessen Mann und Frau flehentlich baten und noch allerlei Vorwürfe mitanhören mußten. Der Zug ging sodann in schönster Ordnung nach dem Hoflager zurück."

Uebereinstimmend mit der in dieser Erzählung Göckings enthaltenen Zeitangabe bekundet der seiner Zeit hochangesehene Rechtsgelehrte Eugen Thomas in seinem im Jahre 1789 in Fulda erschienenen „System aller Fuldischen Privatrechte", Bd. II S. 314, daß dieses merkwürdige Gewohnheitsrecht noch bis zum Jahre 1770 in Uebung gewesen sei.

In den Statuten der im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt gelegenen Stadt Blankenburg vom Jahre 1594 befand sich eine dem im vorstehenden geschilderten fuldaischen Gewohnheitsrechte ähnliche Bestimmung, welche jedoch gleichzeitig auch die Androhung von Geld- und Gefängnisstrafen ꝛc. enthält. Dieselbe lautete also: „§ 14. Welch Weib ihren Ehemann räuft oder schlägt, die soll nach Befinden und Umständen der Sachen mit Geld oder Gefängnis gestraft werden, oder da sie des Vermögens, soll sie der Ratsdiener einem zum Kleide Wollengewand geben. § 15. Da aber ein Exempel gefunden werden sollte, daß ein Mann so weibisch, daß er sich von seinem Weibe raufen, schlagen und schelten ließe, und solches gebührlicherweise nicht eifert oder klagt, der soll des Rats beide Stadtknechte mit Wollengewand kleiden, oder da er's nicht vermag, mit Gefängnis oder sonst willkürlich gestraft und ihm hierüber das Dach auf seinem Hause abgehoben werden."

Da nun durch Rechtsgewohnheiten und gesetzliche Vorschriften von der Art der geschilderten die Ehemänner geradezu aufgefordert wurden, ihre Oberhoheit im Hause der Gattin gegenüber nötigen Falls mit Gewalt aufrecht zu erhalten, so kann es uns auch nicht verwundern, daß dieselben in diesem, an sich zulässigen

Bestreben in einzelnen Fällen zu weit gingen und zur Wahrung ihres Rechtes Mittel anwandten, deren Unzulässigkeit und sogar schwere Strafbarkeit keinem Zweifel unterliegen konnte.

Ein Beispiel solcher Ausschreitungen findet sich in dem Werke des berühmten Mineralogen K. C. v. Leonhard: „Lebensbilder. Aus unserer Zeit in meinem Leben", Bd. II, verzeichnet. Leonhard, welcher damals Professor in Heidelberg war, unternahm im Sommer 1826 mit seinem Freunde, dem Medizinalrat Dr. Joseph Schneider von Fulda, eine geologische Wanderung durch das Rhöngebirge. Unterwegs gab Schneider das nachfolgende Erlebnis aus seiner Praxis zum besten.

„Es war sehr früh an einem Sonntage, da stürzte atemlos ein Eilbote in mein Schlafgemach, Hilfe bei mir zu suchen. Kaspar Schmitt in Poppenhausen in der Rhön habe sein Weib festgenagelt, so lautete die grauenvolle Kunde. Als ‚böse Sieben' stehe die Frau zwar in üblem Rufe, aber was zu arg sei, sei dennoch zu arg; ich möchte schleunigst kommen, um die Aermste loszuschneiden. Ich versah mich mit den nötigsten Gerätschaften, und wir machten uns auf den Weg. Noch viele hundert Schritte vom Hause Schmitts, welches in einiger Entfernung vom Orte lag, waren nicht Schmerzenstöne, sondern das furchtbarste Jammergeschrei zu vernehmen. In einiger Weite standen gaffend die Nachbarn mit einer Art Scheu. Der Mann, groß, stark, faustkräftig, ging, die Hände in die Seiten gestemmt, vor der Thüre auf und ab. Er grüßte zwar, sagte jedoch sehr nachdrucksvoll, indem er unverwandt mit mißtrauisch-finsterem Blicke mich maß und dabei die Achseln zuckte: ‚Allen Respekt vor Ihnen, Herr Doktor; nur drei Schritte vom Leib! — Ich weiß, mein Unrecht ist groß, aber seine Strafe muß das Weib aushalten ohne Erbarmen. Oft hab' ich's ihr gedroht, der Starrkopf war jedoch nicht zu bändigen. Dreimal setzte ich an, und dreimal reute es mich; nun, der Krug geht so lang zum Brunnen, bis er bricht. Jetzt ist mein Wort gelöst. Drei Stunden sind verflossen, wenn's sieben Uhr schlägt, machen Sie, was Sie wollen, dann hindere ich Sie nicht, allein früher . . .' Eine drohende Gebärde des Zwingherrn mißkannte ich nicht, hatte mir auch sagen lassen, es sei ihm keineswegs zu trauen. Von nun an blieb sein Zorn

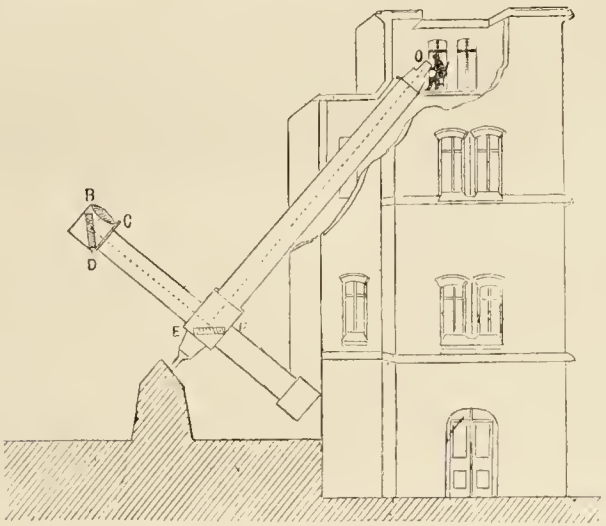
stumm: er ging hin und her, ohne auf meine Worte zu achten. In ängstlicher Spannung mußte ich harren. Endlich war die gesetzte Zeit vorüber. ‚Nun mag's geschehen,' sprach der Mann. — Eingetreten in die Hütte, fand ich die Unglückliche, wie mir der Bote berichtet hatte, mit einem Ohrläppchen an den Tisch angenagelt. Zwischen Schmerz und Beschämung über mein Erscheinen war die im Morgenkleide notdürftig verhüllte Frau anfangs thränenlos, bald aber brach sie in ein lautes Schluchzen aus. In wenigen Minuten war die Operation geschehen, die Leidende von ihrer Qual befreit." Schneider fuhr dann fort: „In euren Augen, liebe Freunde, lese ich die Frage, wie die Kur abgelaufen, wie die Sache geendet? — Vortrefflich! Völlige Heilung trat ein. Ihren schnöden, zänkischen Sinn legte die ‚Schmittin' ganz und gar ab. Sie, sonst stets ergrimmt im Innersten, von der man im ganzen Jahre kaum ein freundliches Wort gehört hatte, wurde in ihrer Art anspruchslos, bescheiden und sanft. Mit einem Wort, die ‚böse Sieben' erwies sich umgewandelt zum Weibe, wie es sein soll."

Ob indessen wegen dieser gewaltsamen Kur Kaspar Schmitt nicht für einige Zeit mit dem damaligen Strafgefängnisse in Fulda Bekanntschaft hat machen müssen, darüber hat uns zwar Schneider nichts mitgeteilt; doch ist es wahrscheinlich, da zu jener Zeit die peinliche Halsgerichtsordnung des Kaisers Karl V. im Rhöngebiete noch in voller Rechtskraft stand.

Die im Vorangegangenen geschilderten Gewohnheitsrechte haben nun zwar schon längst dem vorgeschrittenen Zeitgeiste und der demselben entsprechenden Rechtsentwickelung weichen müssen. Dennoch dürfte die ihnen zu Grunde gelegene Geringschätzung der Pantoffelhelden, welche tief im deutschen Volkscharakter begründet ist, niemals aufhören, ebensowenig, wie leider auch andererseits das Geschlecht der Pantoffelhelden selbst jemals ganz aussterben dürfte. R. v. B.

Neue Erfindungen: Ein neues Himmelsfernrohr. Allgemeines Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt haben die kürzlich in der Pariser Akademie der Wissenschaften gemachten Mitteilungen des Unterdirektors des Pariser Observatoriums, Loewy, über seine gemeinschaftlich mit Puiseux gemachten Untersuchungen

der Mondoberfläche erregt. Dank der Vorzüglichkeit des großen, rechtwinkelig gebogenen Aequatorials, das unter Loewys Leitung und nach seinen Angaben für das Pariser Observatorium hergestellt ist, und das unsere Abbildung veranschaulicht, hat er von der Oberfläche unseres Trabanten photographische Aufnahmen gemacht von einer Genauigkeit und Schärfe, die alles bisher



Loewys neues, rechtwinkelig gebogenes Aequatorial.

OE Rohr, welches parallel zur Weltachse geht und um sich selbst drehbar ist. BE rechtwinkelig auf dem unteren Ende des ersteren befestigtes Rohr. BCD bronzener Würfel, um die Basis DC drehbar. BC Objektivlinse. BD Spiegel, der das Bild nach dem Spiegel EF sendet. Dieser reflektiert es in dem Okular O, welches unbeweglich bleibt.

auf diesem Gebiete Geleistete weit übertreffen. Der Blick durch dieses Fernrohr bringt uns die Mondoberfläche so nahe, als wenn wir sie aus einer Entfernung von 150 Kilometer mit freien Augen betrachten würden, während wir in Wirklichkeit 380000 Kilometer weit von dem Monde entfernt sind. Unter einem Aequatorial versteht man ein astronomisches oder Himmelsfernrohr zur direkten Aufsuchung und Beobachtung eines Sternes, dessen Stundenwinkel und Deklination gegeben sind. Es wird, um der Bewegung der Sterne am Himmel folgen zu können, unter einem auf Rädern oder Kugeln beweglichen Kuppeldach

aufgestellt, das einen durch Klappen verschließbaren Einschnitt hat. Die Drehung des Aequatorials selbst um seine Stunden- und Polarachse geschieht mittels eines Uhrwerks. Im Prinzip unterscheidet sich ein solches Instrument nicht von einem Erdfernrohr, nur ist es insofern einfacher, als es nicht, wie bei letzterem, nötig ist, die Bilder, die man alle verkehrt erhält, nochmals umzukehren. Nur die Abmessungen sind viel größer, und eine Länge von 10 bis 15 Meter ist nichts Ungewöhnliches. Es bewegt sich, wie eine Kanone, um zwei Drehzapfen und kann in horizontalem Sinne sich gleich der Kuppel drehen. Der vor dem Okular sitzende Beobachter muß, um dem fortwährend seinen Platz verändernden Gestirn folgen zu können, bei einem gewöhnlichen Aequatorial oft die unbequemsten Stellungen einnehmen. Deswegen hat nun Loewy das rechtwinkelig gebogene Instrument konstruiert, vor dessen Okular der Beobachter ganz ruhig auf seinem Stuhl sitzen bleiben und dem Sterne folgen kann, ohne seine Stellung im geringsten zu verändern. Dasjenige Rohr (OE), welches das Okularglas (bei O) trägt und in den Beobachtungsraum mündet, geht parallel mit der Weltachse und ist um seine eigene Achse drehbar. Das Rohr BE steht senkrecht darauf und durchläuft natürlich die Ebene des Aequators, wenn das erste sich drehen läßt. Am oberen Ende des zweiten Rohres befindet sich ein bronzener Würfel (BCD), der sich um seine Basis drehen kann und dessen eine Seite durch die Objektivlinse (BC) gebildet wird. Die Strahlen eines Gestirns, welche sie auffängt, werden sofort durch einen hinter ihr aufgestellten und unter 45 Grad geneigten Spiegel (BD) reflektiert und in einen zweiten Spiegel (EF) geworfen, der dort aufgestellt ist, wo sich die beiden Rohre berühren. Dieser zweite Spiegel ist derartig angebracht, daß er das empfangene Bild dem Okular übermittelt. Die Verlängerung des Rohres BE über diesen zweiten Spiegel hinaus dient nur dazu, das ganze System im Gleichgewicht zu halten. Das Prinzip dieses Instruments ist durchaus nicht neu, sondern findet sich bekanntlich bereits bei den Spiegelteleskopen, die schon sehr bald nach den Linsenfernrohren durch den Pater Zucchi erfunden wurden; berühmt sind namentlich die Riesenteleskope von Herschel und Lord Rosse. Die Konstruktion dieses Loewyschen

rechtwinkelig gebogenen Aequatorials ist im einzelnen natürlich sehr kompliziert. Es gehören ja begreiflicherweise sehr sinnreiche und mit größter Genauigkeit hergestellte mechanische Vorrichtungen dazu, damit der Beobachter, ohne sich von seinem Sitze zu rühren, mittels einiger Hebel, die er bloß mit einer Hand regiert, das gegen 12000 Kilogramm schwere Instrument bewegen kann, und damit dies gleichzeitig, nachdem es einmal eingestellt und das Uhrwerk in Gang gesetzt worden ist, automatisch der Bewegung des betreffenden Gestirnes am Himmelsgewölbe folgt. Die Herstellung des Instrumentes hat gegen 400000 Franken gekostet; mehrere kleinere sind nach seinem Muster bereits für die Provinz und das Ausland bestellt und fertig gestellt worden. Dieses Aequatorial kann nun neben den Beobachtungen der Gestirne auch zu ihrer photographischen Aufnahme benutzt werden; dabei wird eine besonders für diesen Zweck hergestellte Objektivlinse zur Anwendung gebracht und an dem Okularende eine photographische Platte angebracht. Auf diese Weise sind die im Eingange erwähnten Aufnahmen der Mondoberfläche hergestellt worden. Außerdem werden auf dem Pariser Observatorium in derselben Weise die von diesem Institut übernommenen Teile der großen Himmelskarte angefertigt. Der internationale astronomische Kongreß von 1887 hat dieses Riesenwerk beschlossen, zu dem sich alle größeren Sternwarten der Erde vereinigt haben. Es wird im ganzen 22054 Platten von je 169 Quadratcentimeter Größe umfassen, deren jede einen Teil des Himmelsgewölbes mit 250 Sternen erster bis elfter Größe enthalten soll. E. M.

Kannibalismus auf Neuseeland. — Die ursprünglichen Bewohner von Neuseeland, die Maori, gehören der malaiischen Rasse an. Sie sind gut gebaut, von mittlerer Größe, haben meist hellbraune Hautfarbe und schwarzes Haar. An geistiger Begabung und Bildsamkeit überragen sie die Polynesier bei weitem.

Lange Zeit hindurch huldigten auch die Maori der scheußlichen Sitte des Kannibalismus und standen als Menschenfresser den schlimmsten Volksstämmen nicht nach. Das Fleisch jedes gefangenen Feindes wurde verzehrt. Nicht besser erging es Sklaven und Sklavinnen, wenn sich diese gegen ihre Herren

verfehlten. Dann schlug sie ihr Herr mit seiner Streitaxt nieder und sie wurden alsbald gebraten und aufgegessen.

Unter den vielen gut bezeugten Fällen von Kannibalismus sei besonders des folgenden gedacht, der nach mehreren Seiten hin sehr interessant ist. Er muß sich, nach verschiedenen Umständen zu urteilen, im Anfang unseres Jahrhunderts ereignet haben, kurz bevor die Engländer 1814 ihre Missionsthätigkeit begannen.

Eine Gesellschaft von Engländern, welche zu jener Zeit Neuseeland zu wissenschaftlichen Zwecken bereiste, sollte sich bald von dem abscheulichen Gebrauch des Menschenschlachtens überzeugen, obgleich die Eingeborenen, da sie den Abscheu der Europäer vor dem Kannibalismus kannten, alle damit zusammenhängenden Vorkommenheiten möglichst geheim zu halten pflegten. Einer der zahlreichen Häuptlinge der Nordinsel, Atoi mit Namen, stattete besagten Europäern am Abend einen Besuch ab und bemerkte bei dieser Gelegenheit ein Mädchen, das für die Fremden Holz trug. Unter der Erklärung, daß sie seine entlaufene Sklavin sei, bemächtigte er sich sogleich ihrer Person und übergab sie seinen Leuten. Die Fremden dachten nicht mehr an den Vorfall, als am Morgen ein zu der Gesellschaft gehöriger Kapitän erfuhr, in Mar-to-we sei eine Sklavin getötet worden, und im Augenblick werde das Fleisch von ihr gebraten. Entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen, brachen die Engländer alsbald auf einem Umweg nach dem Dorfe auf. Die Nachricht war nur zu begründet; denn sie überraschten die Eingeborenen mitten in der gräßlichen Arbeit. Unmittelbar vor dem Dorf war eine Anhöhe; hier fanden sie einen Mann im Begriff, einen in vier Teile zerstückelten menschlichen Körper zum Mahle zuzubereiten. Die Knochen waren herausgenommen und auf die Seite geworfen, das Fleisch, zusammengepreßt, sollte eben in den Ofen geschoben werden. Der Ofen bestand nur aus einem einfachen Loch, das in den Boden gemacht, mit heißen Steinen belegt und dann zugedeckt worden war. Blutige Matten lagen umher, daneben stand ein Knabe, der halb verlegen, halb höhnisch lachte. Er deutete mit den Fingern nach dem Kopfe und wies nach einem Busch. Eine zweiter von der Gesellschaft, ein Maler, trat hinzu

und erblickte ein menschliches Haupt, an dem er mit Entsetzen die Züge des unglücklichen Mädchens erkannte. Während er dastand, betroffen von dem furchtbaren Anblick, sprang ein großer Hund, der vor dem Feuer lag, auf und lief mit dem Kopf ins Gebüsch. Der Mann verrichtete sein Geschäft mit vollkommener Gemütsruhe und machte dabei gegen die Fremden die Bemerkung, die Mahlzeit werde erst in einigen Stunden fertig sein.

In diesem Falle lag keiner der Gründe vor, die gewöhnlich Naturvölker zum Kannibalismus verleiten. Keine Leidenschaft kam in Frage, die sich entzündet hatte durch den Kampf, keine Beleidigung, welche Rache forderte, nicht die Einbildung, den Triumph noch zu verherrlichen durch Verzehrung des Feindes. Nicht einmal mit Mangel an Nahrung konnte die That entschuldigt werden; denn der Häuptling Atoi hatte erst vorige Nacht vier Schweine um einige Pfund Pulver verkauft. Niemand litt Hunger.

Die Engländer beschlossen daher, zu Atoi zu gehen und ihm seine Barbarei vorzuhalten. Der Häuptling empfing sie in seiner gewöhnlichen Weise, und sein schönes, offenes Gesicht hätte nimmer den wilden Barbaren vermuten lassen, als den er sich eben erst bewiesen hatte. Atoi stellte sich zuerst, als ob er von allem nichts wisse oder als ob das Mahl bloß für seine Sklaven bereitet werde. Endlich aber, durch Fragen in die Enge getrieben, gestand er frei, daß er nur auf die Bestellung der Küche warte, um selbst an dem Bankett teilzunehmen, wozu man bereits seine Sklaven eine ungewöhnliche Menge süßer Patateu (Kumara) zubereiten sah. Menschenfleisch, setzte Atoi hinzu, müsse länger am Feuer bleiben als ein anderes. Nicht hinlänglich gar, sei es zäh, wenn es aber genug gekocht, zart wie Papier. Zur Beleuchtung seines Satzes zerriß er, mit dem Munde schnalzend, ein Stück Papier, das er in Händen hatte, und bedauerte, daß das Fleisch vor dem nächsten Morgen schwerlich fertig würde. Während er so klagte, lispelte eine seiner Schwestern dem Maler ins Ohr, ihr Bruder wolle sie täuschen, der Schmaus solle schon um Sonnenuntergang angehen. Die Engländer fragten Atoi ferner, warum und wo er das arme Mädchen getötet habe. Er gestand, ihr einziges Verbrechen bestehe darin, daß sie zu ihren Verwandten

weggelaufen sei. „Ich führte sie vor das Dorf hinaus und zeigte ihr den Pfahl, an den ich sie darauf anband," und lachend über den Gedanken, wie er die Gefangene angeführt habe, sagte er noch: „Ich hatte sie glauben gemacht, sie werde bloß gepeitscht werden, aber ich feuerte und schoß sie durchs Herz." Dieser Wilde, der so sprach, war ein schöner junger Mann von mildem und freundlichem Wesen, und das Opfer, das er sich erkoren hatte, ein bildhübsches, gutgeartetes Mädchen von 16 Jahren.

Als die Engländer Atoi verlassen hatten, begaben sie sich noch einmal an den Ort, wo das ekelhafte Mahl bereitet wurde. Kein Eingeborener befand sich jetzt in der Nähe; ein heißer, stinkender Schmerdampf qualmte aus der Oeffnung, der Hund, der sich vorhin mit dem abgeschnittenen Kopf des Mädchens hinter das Gebüsch verkrochen hatte, schnüffelte dem Dorfe zu, und ein großer Geier stieg, als ob er die düsteren Umrisse des Gemäldes vollenden wolle, von der Schlachtstätte langsam in die Wolken empor. Unter diesen Betrachtungen kam den Fremden der Gedanke, das scheußliche Kannibalenfest, wenn irgend möglich, zu vereiteln. Der Maler ging, während der Kapitän als Wächter zurückblieb, an den Strand hinab, versammelte einige Landsleute und fragte sie, ob sie ihnen beistehen wollten, den Ofen zu zerstören und den Rest des Mädchens zu begraben. Die Leute waren mit dem Vorschlag einverstanden; jeder versah sich mit einer Schaufel oder Pike, und so zogen sie nach der Stelle. Inzwischen hatten aber auch Atoi und dessen Freunde einen Wink erhalten und kamen jetzt, der Engländer Vorhaben zu verhindern. Atoi suchte sie durch allerlei Drohungen abzuschrecken und äußerte seine höchliche Entrüstung; da jedoch niemand von seinen Leuten Lust zu haben schien, Thätlichkeiten anzufangen, sie sich vielmehr schämen mochten, daß sie sich von den Weißen hatten ertappen lassen, so ließen sie diese gewähren. Die Kolonisten gruben also ein ziemlich tiefes Grab und griffen dann entschlossen den Ofen an. Als sie Erde und Laub weggeräumt hatten, bot sich ihnen, mitten durch Wolken und Dampf, das gräßliche Schauspiel der vier Viertel eines halbgerösteten menschlichen Körpers dar. Das Herz, wahrscheinlich ein Leckerbissen für den Häuptling, lag besonders. Sie sammelten alle Teile, die sie erkennen

konnten, legten sie in das Grab und deckten es sorgfältig zu. Den Ofen aber mit seiner Zubehör zerbrachen und zerstörten sie.

Während dies geschah, hatten sich die Einwohner von Marto-we und noch eines Dorfes versammelt und waren Zeugen einer Scene, wie sie gewiß noch nie zuvor auf Neuseeland gesehen worden war. Sechs unbewaffnete Männer hatten alle Zubereitungen der Eingeborenen zu etwas, das diese als ein Nationalfest betrachteten, zerstört; sie hatten es in Gegenwart einer großen Zahl bewaffneter Häuptlinge gethan, die gekommen waren, daran teilzunehmen. Daß das Unternehmen gelang, ist nur auf den starken Einfluß zurückzuführen, den jederzeit weiße Männer auf rohe Naturvölker üben.

Am folgenden Tage besuchte der Oberhäuptling die englische Gesellschaft, und es wurde lange über die Angelegenheit gesprochen. Aber König Georg, wie er genannt wurde — und das ist das Charakteristische für die Beurteilung des scheußlichen Vorfalls — mißbilligte das Benehmen der Engländer sehr. „Erstens," sprach er, „thatet ihr ein närrisch Ding, das euch das Leben kosten konnte, und dann erreichtet ihr nicht einmal euren Zweck. Ihr vergrubt das Fleisch; als ihr aber fort waret, nahmen sie es wieder heraus, und jeder Bissen wurde gegessen." Als der Maler, um sich dessen zu vergewissern, zu dem Grabe ging, fand er es wirklich leer. Ferner sprach König Georg: „Es ist ein alter Brauch, den unsere Väter vor uns geübt haben, und ihr habt kein Recht, euch in unsere Bräuche zu mischen. Ich selbst habe dem Essen von Menschenfleisch entsagt; aber ihr dürft nicht von allen Häuptlingen die gleiche Selbstüberwindung erwarten. Welche Strafe habt ihr in England für Diebe und Ausreißer?"

„Nach gehaltenem Gericht peitschen oder hängen wir sie."

„Gut, der einzige Unterschied in euren und unseren Gesetzen ist, ihr peitscht und hängt; wir erschießen und essen!"

Nachdem er den Engländern diese Ansichten entwickelt, wurde der Oberhäuptling sehr mitteilsam über den Kannibalismus. Er erzählte ausführlich, wie er sich wohl der Zeit vor der Einführung der Kartoffeln und Schweine noch erinnere, wie er im Binnenlande geboren und aufgewachsen, und wie ihre einzige Nahrung aus Farnwurzeln und Kumaras bestanden, wie sie

Fische nie gesehen, und wenn sie Fleisch genossen, so sei es Menschenfleisch gewesen. Gewiß wäre das beste Mittel, ihnen diesen furchtbaren Hang abzugewöhnen, wenn man verschiedene Arten von wilden und zahmen Tieren nach den Inseln verpflanzte, die unter dem milden und schönen Himmel gut fortkommen müßten. Wüßten sie sich durch Jagd oder Viehzucht hinlänglich Fleisch zu verschaffen, so würden sie sich bald den Kannibalismus abgewöhnen. — So endete König Georg seine Rede.

Die Klagen, die König Georg anstellte, waren für seine Zeit nicht ganz unberechtigt. Als Neuseeland entdeckt wurde, fand man von Vierfüßlern nur eine Hundeart, die nicht bellte, und eine kleine Ratte. Fische, die Lieblingsspeise der Neuseeländer, fehlten im Inneren des Landes selbstverständlich vollständig. Der Moa, jener straußartige Riesenvogel, der vorher das Hauptjagdwild gebildet hatte und dessen Schwinden die Maori überhaupt erst im „Kampfe ums Dasein" zum Kannibalismus getrieben haben soll, war längst ausgestorben. Abgesehen von kleineren Vögeln, bot sich also wirklich dem Volke im Inneren keine passende Fleischnahrung. Die süßen Patateu und die Wurzeln des Farnkrautes lieferten so ziemlich die einzigen Lebensmittel. Seit Einführung der europäischen Haustiere ist in allen diesen Beziehungen gründlich Wandel geschehen. Jetzt besitzt Neuseeland einen blühenden Viehstand; die Pferde-, Rinder- und vor allem die Schafzucht gedeihen vortrefflich. Nur das Fleisch des Schweines, das Cook zuerst unter allen Haustieren einführte, hat bei der eingeborenen Bevölkerung niemals Beliebtheit erlangt. Den Maoris selbst ist der Kannibalismus nachgerade physisch abstoßend geworden. Schon aus dem Jahre 1843 wird der letzte, vereinzelte Fall gemeldet. Ursprünglich sicher in der beträchtlichen Zahl von 300 000 Mann eingewandert, 1860 noch etwa 70 000, sind sie jetzt auf 41 000 gesunken, darunter nur 17 000 weiblichen Geschlechts. Durch Trunksucht, Krankheit, schlechte Kleidung und Wohnung nehmen sie fortwährend ab und gehen trotz ihrer Bekehrung zum Christentum, wie alle Naturvölker, die sich nicht auf die ganze Höhe der Kultur emporschwingen können, dem Aussterben entgegen. D—l.

Ein naives Verlangen. — Im Jahre 1848 hatte Freiligrath ein feuriges Freiheitslied, „Die Toten an die Lebendigen", gedichtet. Er war deswegen unter Anklage wegen Majestätsbeleidigung gestellt, aber freigesprochen worden. Sein Gedicht wurde infolgedessen aller Orten gelesen, und sein Bild fand man in allen Schaufenstern. Kurz darauf wurden ihm in seiner Wohnung in Düsseldorf ein Mann und eine Frau gemeldet, die ihn zu sprechen wünschten. Freiligrath ließ sie vor sich führen, es waren ein verlegener hagerer Mann in unscheinbarer Kleidung und seine wohlbeleibte, ältliche Ehehälfte. Halb geschoben und durch allerlei Gebärden von der Frau ermuntert, begann der Mann stotternd: „Entschuldigen Sie, Herr Freiligrath — nehmen Sie es uns nur nicht übel —"

„Ach, wo wird denn der Herr das übelnehmen," fiel ihm die Frau ungeduldig ins Wort. „Er bildet sich nämlich ein, Herr Freiligrath, Sie möchten zu stolz gegen uns sein, weil wir arme Leute sind. Wir ziehen mit dem Leierkasten umher und hörten von Ihrem Liede: ‚Die Toten an die Lebendigen' und von Ihrer Freisprechung. Da sagte ich zu meinem Manne, du, unsere Lieder ziehen nicht mehr recht, wie wäre es, wenn wir uns eins von Herrn Freiligrath machen ließen? Und nun sind wir hergekommen, um Sie recht schön darum zu bitten."

Diese Worte setzten den Dichter natürlich in nicht geringe Verwunderung, doch die Frau fuhr fort: „Wir haben ja freilich Leute an der Hand, die uns Lieder machen, und wir bezahlen sie anständig, für jedes Stück einen Thaler. Aber Ihre Lieder gefallen uns besser, Ihnen würden wir gern fürs Stück zwei Thaler geben. Unsere Drehorgel steht draußen, sie spielt sechs Stückchen, da könnten Sie sich gleich zu Ihrem Liede eine Melodie aussuchen."

Freiligrath vermochte sich jetzt des Lachens nicht mehr zu enthalten, er entschuldigte sich damit, daß er augenblicklich keine Zeit habe.

Die Frau ließ sich jedoch nicht so leicht abfertigen, sie erwiderte: „Na, wenn's heute nicht mehr geht, so macht sich's vielleicht morgen oder übermorgen — wie gesagt, auf zwei Thaler soll es nicht ankommen."

Freiligrath mochte die biederen Drehorgelspieler nicht kränken, er brachte so viel Entschuldigungen vor und verwies sie so eindringlich auf andere Dichter, die noch weit schönere Lieder machten als er, besonders für zwei Thaler, daß sie endlich fortgingen. —dn—

Der Elefant auf dem Theater. — Auf dem Theater zu Marseille produzierte sich im Jahre 1833 der Elefant Kiouny, welcher auch in Paris und Lyon große Sensation gemacht hat. Dieses Riesentier war Eigentum der Gebrüder Massey. Wie sie es angefangen, ihn für das Theater auszubilden, haben sie in einem Buche beschrieben.

Das Stück, worin Kiouny auftrat, führte den Titel: „Kiouny oder der Elefant und der Page", und es hatte nur insofern Wert, als es die wunderbare Gelehrigkeit des gewaltigen Tieres darthat.

Die schwersten und schönsten Leistungen Kiounys waren erstlich die Befreiung seines Herrn aus dem Turme, wobei er ihm eine Feile hinaufreicht und dem schlafenden Wächter auf sehr listige Weise die Schlüssel stiehlt; sodann war der Tanz des schwerfälligen Tieres in dem Hochzeitsreigen, sein Kampf mit der Schlange und sein Niederfallen unter dem Gewehrfeuer der Verfolger besonders bewunderungswürdig. Die schönste und rührendste Scene aber war unstreitig die des letzten Aktes, wo seine Herrin jammernd ihr kleines Kind sucht, das sie im Walde verloren. Da erscheint im Hintergrunde der treue Kiouny. Mit seinem Rüssel trägt er das Mädchen, das nach der Mutter ruft. Ein Bach hemmt des Elefanten Schritt; er reißt einen Baum aus der Erde, legt ihn als Brücke über das Wasser, schreitet auf dem schwache Stege hinüber und legt das Kind in die Arme seiner Mutter. Ein langer, rauschender Beifall folgte diesem Kapitalstück. Das Riesentier trat einige Schritte vor und schaute das Publikum mit seinen klugen Augen an. Es schien gar wohl eine Ahnung zu haben, daß der stürmische Applaus der Menge ihm gelte.

Kiounys ganze Darstellung war trefflich; immer erschien er zu rechter Zeit auf der Bühne und trat allein auf und ab, ohne Führer, bloß dem Zuge seines getreuen Gedächtnisses folgend.

Nur einmal erlaubte sich das treue Tier zum Scherz ein wenig zu extemporisieren. Es näherte sich dem Musikdirektor, der auf seinem erhabenen Standpunkte gravitätisch den Takt schlug, guckte in sein Notenbuch und schien nähere Bekanntschaft mit ihm machen zu wollen. Der Musikdirektor, über den unerwarteten Besuch ein wenig verblüfft, versetzte dem neugierigen, großnasigen Herrn mit dem Fiedelbogen einen Klaps auf den Rüssel. Zum Glück nahm der Elefant diese Zurechtweisung mit guter Art auf und ließ den unhöflichen Musikus ferner ungeschoren. C. T.

Papiergeldfälschungen Napoleons I. — Aus den Denkwürdigkeiten des Barons Eugen v. Vitrolles hat die Welt Thatsachen erfahren, welche selbst denen ganz unerwartet kamen, welche keine Achtung vor dem Charakter des ersten Napoleon besaßen. Es ist allgemein bekannt, daß Bonaparte in seinen Mitteln, dem Gegner zu schaden, nicht wählerisch war, daß er aber vor Ausbruch eines Krieges falsches Geld des feindlichen Staates herstellen ließ, um dasselbe im Falle des Erfolges im eroberten Lande zu verausgaben, übersteigt doch selbst die bösesten Vermutungen. Vitrolles erzählt aus dem Jahre 1814, als er soeben, nach der Restauration, sein Portefeuille übernommen, folgendes: „Eines Tages erschien bei mir der Baron v. Mounier, ein Mann, der zu nahe bei Bonaparte gestanden hatte, um ihn zu lieben, der zu viel Geradheit besaß, um ihn zu schätzen, und zu viel Geist, um ihn nicht durchschaut zu haben. Er hatte, als der kaiserliche Schatzmeister von La Bouillerie nach Blois abgegangen war, eine Liste im Kronschatze Napoleons aufgenommen, die er mir jetzt brachte. Es war ein Verzeichnis der im Schatze befindlichen Beträge von falschen ausländischen Dukaten, preußischen Friedrichsdors mit Angabe ihres Nenn- und ihres wirklichen Wertes, zwischen denen ein großer Abstand war. Man unterbreitete mir die Einzelheiten dieser schändlichen Geldmacherei: Scheine der Wiener Bank, preußische Staatsnoten, russische Papierrubel, alle falsch. Mit diesen überschwemmte man in den Feldzügen die Länder, soweit sie von den französischen Heeren besetzt wurden. Man wußte im Kronschatzamt, wie und wo die falschen Wertpapiere hergestellt worden waren. Polizeibeamte waren damit beauftragt, dem falschen Papiergelde das Aussehen

des schon längere Zeit im Umlauf gewesenen zu geben. Hierzu lieferte man ihnen Handschuhe, und sie rieben nach und nach beide Seiten jedes Scheines mit dem von den Striegeln entnommenen Pferdeschmutz. Der fette Staub benahm den Papieren völlig das Aussehen frischer Herstellung.

Die letztere Einzelheit wurde mir im nächsten Jahre (1815) während der ‚Hundert Tage' bestätigt. Als ich nämlich (nach Napoleons Rückkunft verhaftet) in das Militärgefängnis der Abtei gebracht worden war, gab man mir einen Polizeiagenten Namens Pingrenon zum ständigen Aufseher. Dieser erzählte mir von der schönen Zeit, als er täglich sechs Franken für das Schmutzigmachen von Banknoten bekam." E. K.

Wie Beethoven Studien machte. — Auf einem Spaziergange in der Umgegend von Wien traf Beethoven eines Tages eine Rinderherde an. Sofort hob er Steine auf und warf damit nach dem Leitstier, um denselben zum Brüllen zu bringen — aber ohne Erfolg. Aergerlich fing der Meister selbst an, aus Leibeskräften wie ein Stier zu brüllen, und siehe da — das Mittel half. Das Tier horchte hoch auf, ließ ebenfalls seine Stimme mächtig ertönen und machte schon Miene, die Umzäunung zu durchbrechen und sich auf Beethoven zu stürzen, als glücklicherweise die Hirten hinzukamen und Frieden stifteten. Beethovens Zweck war erreicht: er hatte, wie er mitteilte, das Dröhnen des tiefsten Basses vernommen. — Welchen Zweck dagegen eine andere eigentümliche Handlungsweise des Meisters gehabt, ist nie an den Tag gekommen. Schuppanzigh trat einst in das Vorzimmer zu Beethovens Wohnung und erstaunte höchlichst, als er einen ganz sonderbaren Lärm hörte: kurze, dumpfe Schläge, in kleinen Zwischenräumen sich wiederholend. Besorgt öffnete er die Thür und — wäre beinahe in Lachen ausgebrochen, denn Beethoven schlug mit einem Stiefelknecht gegen die Wand und hielt das Ohr an die betreffende Stelle, als wäre da ein Nachklang zu hören. Als er den Freund erblickte, hielt Beethoven sichtlich verlegen inne, und Schuppanzigh zog es vor, zu thun, als ob er nichts bemerkt hätte, da Beethoven das Forschen nach dem Grunde dieser Eigentümlichkeiten nicht selten übelnahm. E. K.

Kleine Ursachen — große Wirkungen. — Don Pedro der Grausame, König von Kastilien, wurde bekanntlich auch „der Gerechte" genannt, weil er ein besonderer Freund schneller Urteile in verwickelten Fällen war, und es sogar liebte, öffentlich vor allem Volke selber Recht zu sprechen, das heißt gefällte Urteile zu bestätigen oder aufzuheben. Als es sich einst um die Wahl eines Richters handelte, dem er eine schwierige, besonders verwickelte Sache anvertrauen wollte, ließ er die betreffenden Bewerber — einen nach dem anderen — in den Garten des Alkazar, des königlichen Schlosses von Sevilla, rufen, wo sie den König am Rande eines Bassins sitzend fanden, in das er eine Orange geworfen hatte, die in zwei Hälften geschnitten war. „Was ist das?" fragte er jeden, auf die Orange hinzeigend, und alle antworteten sie: „Das ist eine Orange!" Ein einziger nur nahm, bevor er antwortete, einen Stecken, fischte nach den fraglichen Gegenständen, untersuchte sie und erwiderte alsdann: „Das sind zwei Hälften einer Orange!"

Dieser Beweis von Gründlichkeit und Bestimmtheit gewann das Vertrauen des Königs, und der betreffende Kandidat erhielt infolgedessen das wichtige Richteramt, um dessen Besetzung es sich handelte. K. R.

Die Bürgermeisterstadt. — Das etwa 5000 Einwohner zählende Städtchen Lauenburg führte lange den Spitznamen „Stadt der Bürgermeister", da sich ehedem die Stadt den Luxus gestattete, für jeden der vier Teile, aus denen sie zusammengesetzt ist, einen eigenen Bürgermeister zu stellen. Den Anlaß aber, daß diese Thatsache in weiteren Kreisen bekannt und besprochen wurde, bot die nachfolgende Begebenheit: Ein Reisender kam von Schwarzenbeck und traf abends in dem seinem Wege zunächst liegenden Teile Lauenburgs, nämlich in der Oberbrücker Vorstadt, ein, wo er auf seine Frage nach einem guten Gasthofe zum „Herrn Bürgermeister" gewiesen wurde. Anderen Morgens stieg er durch den Hohlweg abwärts, und da ihm ein Riemen an seiner Reisetasche riß, so sah er sich veranlaßt, zum vorläufigen Ersatz Bindfaden zu kaufen. Zu seiner Ueberraschung hatte der „Herr Bürgermeister", das heißt der Bürgermeister der Hohlenweger Vorstadt, solchen zu verkaufen. Als der Fremde weiterhin in der

Elbstraße nach einem Tabaksladen fragte, wurde er wieder zum „Herrn Bürgermeister" (dem der Altstadt) gewiesen, und im Begriff, die Fähre zu benutzen, mußte er zu seinem Staunen erfahren, daß der „Herr Bürgermeister" (der Elbstadt) Pächter derselben sei. Der Fremde erzählte alsbald anderwärts die Wundermär, in Lauenburg gäbe es lauter Bürgermeister. — Im Jahre 1872 erst erfolgte die Vereinigung der vier Stadtteile, und nunmehr nahmen die Witzeleien über die vielen Bürgermeister ein Ende. E. K.

Seltsame Laternenanzünder. — Der Naturforscher d'Arsouval in Paris hat die elektrische Kraft des Zitterrochens gemessen. Er benutzte Exemplare von 35 Centimeter Länge und 25 Centimeter Breite und fand, daß die Dauer der Schläge, die solche Fische austeilen, eine bis anderthalb Zehntelsekunden betrug. Die Ströme lassen sich sehr gut sichtbar machen, indem man sie durch eine Glühlampe oder eine Geißlersche Röhre schickt. d'Arsouval nahm eine Glühlampe und verband sie durch Drähte mit dem elektrischen Organ des Fisches. Sobald er nun den Fisch durch Kneifen in den Flossenrand reizte, leuchtete die Lampe einen Augenblick in blendender Weißglut auf. Zwickte er sehr stark, so daß der Rochen auch seinerseits mit vollster Kraft schlug, so verbrannte die Lampe, das heißt der Kohlenbügel zerstäubte. Leider dürfte der Zitterrochen sich wohl nicht dazu bequemen, seine elektrische Kraft in regelmäßiger Weise abzugeben; sonst könnte er gezüchtet und im Beleuchtungswesen verwendet werden. E. K.

Sonderbare Ansicht. — Iwan IV., Zar von Rußland, genannt der Schreckliche, erhielt im Jahre 1542 vom König Christian III. von Dänemark, welcher sich dadurch bei ihm beliebt zu machen wünschte, als Geschenk eine Schlaguhr zugeschickt, sandte dieselbe aber sofort wieder mit einem Schreiben zurück, in welchem es hieß: „Ich bin kein Heide, sondern glaube an Gott und will mit solchem Teufelswerk nichts zu schaffen haben." E. K.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein gediegenes Haus- und Familienbuch ist:

Illustrierte
Musikgeschichte.

Die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart

von

Emil Naumann,
weil. königl. Professor und Hofkirchenmusikdirektor.

Zwei Bände in Großoktav.
Preis brosch. M. 18.—, eleg. in Ganzleinwand geb. M. 20.—

Eine Geschichte der Musik von ihren frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart, von den ersten unvollkommenen, unharmonischen Tönen bis hin zu den vollendeten, wunderbaren Schöpfungen der großen Meister — wirklich ein umfassendes Gebiet. Es war eine berufene Kraft, die diesen ungeheuren Stoff klar und übersichtlich geordnet und ihn zu einem harmonischen Ganzen vereinigt hat. Die Liebe und Begeisterung für die edle Kunst der Musik bringt der Verfasser in jeder Zeile zum Ausdruck, so daß es auch dem der Musik weniger Nahestehenden hohe Befriedigung gewähren muß, sich mit dem Inhalte des Buches bekannt zu machen und den Gang der Entwicklung in dem Reiche der Töne von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart kennen zu lernen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Brehms Vorträge.

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge
von
Dr. A. E. Brehm.

Hyänenhunde eine Säbelantilope verfolgend.

Mit Illustrationen von **R. Friese, G. Mützel, Fr. Specht** u. a.

Preis elegant gebunden M. 12.—, brosch. M. 10.—

„Vom Nordpol zum Aequator" wird überall, wo man sich liebevoll in das Werk vertieft, in hohem Grade anregend, bildend und nutzbringend wirken und den Besitzern von „Brehms Tierleben" eine hochwillkommene Ergänzung desselben sein.

Es sollten diese Vorträge im Hausschatz der deutschen Familie nicht fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben erscheint:

Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch
von
Friedrich von Hellwald.

Vierte Auflage. — Mit vielen Abbildungen und Karten.

Bearbeitet von **Dr. W. Ule.**

29 Lieferungen à 50 Pfennig. — Alle vierzehn Tage eine Lieferung.

*

Seit dem Erscheinen der dritten Auflage von Hellwalds „Die Erde und ihre Völker" hat der Tod dem Verfasser dieses populärsten aller geographischen Hausbücher die Feder aus der Hand genommen. — Die hiermit auf den Büchermarkt gebrachte vierte Auflage ist durch einen namhaften geographischen Fachmann, Dr. W. Ule, durchgesehen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft erhoben worden. Das prächtige Buch wird sich in der vorliegenden Form um so mehr Freunde erwerben, als der ungemein mäßige Preis dasselbe jedermann zugänglich macht.

Das Werk erscheint in 29 Lieferungen à 50 Pf., wird ca. 900 Seiten mit circa 400 Textillustrationen, 29 ganzseitigen Extrabildern und 20 Kartenseiten umfassen und ist durch die meisten Buchhandlungen, Journalexpeditionen und Kolportagebuchhandlungen zu beziehen.